

Geschichten: ein Leben



Bündner Berge 1974

Einige Wochen vor den Sommer Ferien machte ich am Schwarzen Brett im Gymnasium folgenden Anschlag: „*Wer kommt zwei Wochen mit, Berge im Kanton Graubünden besteigen?*“ Die Zeit ließ ich noch offen, Im Monat Juli 1974 sollten wir auch schönes Bergwetter haben. Es kommen einige Studenten zu mir. Nicht sehr viele, versteht sich! Ich frage sie: „Was hast du schon gemacht? Evtl. auch „Bist du schwindelfrei? Drei kommen in die engere Wahl: Kari Vogler, (Nationalrat OW), Thomas Weber, Arzt in Bern beide aus Lungern, und Bruno Oesch, aus Warth (TG), alle Jahrgang 1956.

Wir starten am Montag, den 15. Juli 1974. Bruno ‚Fido‘, steigt in Sargans zu, wo wir uns noch Proviant für die nächsten Tage besorgen. Beim ersten Halt, einer Mittagspause in Flims, sehen wir hoch über uns den ersten Schneeberg, **Piz Segnas**, hervorgucken.

„Kann man dort hinauf?“, die Frage. Selbstverständlich, ist meine Antwort, „Vor 15 Jahren war ich dort oben während meines Studiums in St.Gallen.“ Piz Segnas (3099 m) steht unmittelbar neben dem Piz Sardona oder Surestock (3056 m), „Also, dann gehen wir“, ist der Entscheid ganz spontan.

Wir ziehen los, zur Segnas-Hütte (2102 m). Dabei fällt mir auf, wie mein Höhenmeter einen massiven Luftdruckabfall anzeigt, und mir vorgaukelt, als ob wir schon fast auf der Höhe der Hütte wären. Schlechtes Zeichen für die nächsten Tage! Schlechtes Wetter. In den Bergen verheißt dies gar nichts Gutes. Am nächsten Morgen ziehen wir beizeiten von der Hütte los. Auf dem Segnasfirn, wo wir bald ankommen, überfällt uns dichter Nebel. Wir sehen rein nichts

mehr. Doch da ‚kommt‘ uns eine Spur entgegen. Also doch! War schon jemand oben? Wir sind nicht allein! so unsere Meinung Wir folgen der Spur. Sie wird immer breiter, bald merken wir: das ist ja unsere Spur, wir sind im Kreis herum gegangen. Doch wie finden wir den Aufstieg zum Gipfel? Plötzlich vernehme ich Schmelzwasser plätschern. Wir gehen dem Geräusch nach, denn dort muß der Felsen und der Aufstieg sein! Richtig! Bald sind wir oben, und über dem Nebel, der sich auch unten auf dem Firn bald verzieht. Und was sehen wir dort unten? Den Kreis auf dem Firn, den wir einige Male rundum getreten haben. Erstes Gipfelerlebnis! Bruno, der später an der ETH studiert und mit einem andern Forscher den Test für den Rinderwahnsinn entwickelt hat, öffnet eine Flasche Wein. Der Tropfen stammt aus dem väterlichen Rebberg des Klosters Ittingen. Das fängt gut an!!

Kaum sind wir wieder unten, in Laax, ist es augenfällig: das Wetter schlägt um, es beginnt zu regnen. Nach den Nachrichten gewaltig, radikal. Ich rufe das Kloster *Disentis* an und frage, ob wir im Kloster besseres Wetter abwarten können. Ich nehme meine jungen Bergkameraden mit. Wir werden freundlich aufgenommen, und haben gleich, die Chance bei P. Florin *Maissen* in Rumein bei einem Seminar über Unterschiede und Ähnlichkeiten der Adjektive und Adverbien in romanischen Sprachen mitzuverfolgen: etwa 6-7 Sprachwissenschaftler aus verschiedenen lateinischen Ländern sind nach Rumein im Lugnez gekommen. P. Florin, der Rumantsche, war Lehrer der Naturwissenschaften an der Klosterschule, sehr sprachbegabt und genialer Pröb-ler und Experimentierer: z.B. Energie aus Gülle und Mist! Es regnet nicht mehr, doch es ist noch kühl. Schnee ist bis auf 2000 m gefallen. Wir wechseln ins Engadin, für Hochtouren ist es immer noch ungünstig. So fahren wir ins Südtirol nach Gries und warten dort auf die Sonne. Roland *Topitsch* ist seit einigen Jahren im Kloster, 1978 mit mir Pfarrer in Neuenhof und seit 2003 Dekan des Klosters. Er organisiert für uns ‚Alpinisten‘ am Freitagabend im Pfarreistock eine Runde. Da überfällt spät, wie ein Präfekt, Abt Dominik die Runde, entdeckt Fleisch auf der Platte. Bruder Matthäus kommt am andern Morgen dran: unverzeihlich, so eine Sünde – trotz Konzil und Gastfreundschaft – Fleisch aus der Klosterküche am Freitag! Er - oder beide - tun uns leid: der Bruder und der Abt!

Ortler (3905 m)

Das Wetter ist endlich gut. Am Samstagmorgen verlassen wir Gries und fahren ins Vintschgau, ins *Suldental*. Hier ist der Frühling auf den Alpen-Wiesen eingekehrt: eine Blumen- und Farbenpracht! Wegen des Wetterumschlags sind wir diese Woche nur auf einen einzigen Berg gestiegen. Magere ‚Ernte‘! Aber viel Kultur und Kunsthistorisches im Bündnerland und Südtirol, gute Nebenwirkung!

Wir möchten den *Ortler* (3905 m) erklimmen und steigen gleich zur *Payer-Hütte* (3029 m).auf. Der Hüttenwart ist leicht beschwipst, die Hütte in schlechtem Zustand: Windig und kühl. Bei einigen Fenstern fehlt das Glas. Ein Vorteil wenigstens: das Aufstehen braucht nicht viel Überwindung.

Wir steigen zügig auf. Nebel schleicht wieder herauf. Wind kommt auf. Es beginnt zu schneien, Irgendwann so stark, dass wir unsere Spuren kaum mehr sehen, der Wind verbläst alles. Irgendwie unheimlich. Zu gefährlich, wir kennen ja die Route nicht. Wir halten an: ich bin gegen weiteren Aufstieg. Meine drei Bergkameraden: „Ja, wenn wir schon so weit oben sind, schade, gerade jetzt, schon umkehren“. Der bekannte Gruppendruck, besonders bei Jungen! „Ihr könnt schon weitergehen, nur ohne mich“, dabei gebe ich ihnen ein Zeichen und zeige ihnen mein Seilstück. Ich spüre meine Verantwortung und die Angst vor dem Ungewissen ist nicht mehr weit. Dabei hat beim Aufstieg alles so gut begonnen!

In dem Augenblick kommt aus dem Nebel und Schneetreiben ein Bergführer mit einem Klienten herunter und, sobald er uns sieht, ruft er uns zu: „So ihr Jungen, jetzt wird's lebensgefährlich, geht hinunter!“ Das wirkt, jeder Widerstand ist dahin. Ich weiß nicht, wie viele Meter bis zu Gipfel noch fehlten. Jedenfalls, sind wir hoch am Ortler.

Vernünftig zu reagieren und den Aufstieg abbrechen, ist keine Niederlage, keine Schande! Auf dieser Höhe den Mutigen zu spielen und auf Risiko zu gehen, ist fahrlässig, besonders wenn man auch noch Verantwortung für andere oder gar Junge trägt!

Wie oft mußte ich in den Bergen umkehren und mir sagen: der Berg ist stärker als du!

Piz Buin (3312 m)

Wir steigen vom Ortler hinunter ins Suldental, fahren über den Reschenpass ins Unterengadin nach *Guarda* und steigen sogleich auf zur *Tuoi-Hütte* (2250 m). Es ist Sonntag, kein Laden offen, die Rucksäcke geben nichts mehr her. Auch das grosse Fleischstück vom Kalb, das Kari von zuhause mitgenommen hat, ist längst aufgezehrt.

Meine drei Begleiter haben es versäumt, einfach vergessen, einmal zuhause anzurufen, dass es uns gut geht. Grund zur Sorge für die Mütter gab es schon: die Medien haben von eingeschneiten und vermissten Alpinisten, von Verschollenen berichtet. Bei der Abfahrt in Lungern bedeutete ich den Dreien: „Kontakt mit eurer Familie liegt in eurer Verantwortung!“

Am Montag, 22. Juli, Einkaufen in *Guarda*, die Zelte in der Sonne trocknen, Rückmarsch mit Bruno hinauf zur Hütte, koche für ‚Ausgehungerte‘. Inzwischen haben Kari und Thomas eine Aufstiegsroute rekognosziert: Einstieg zum Aufstieg. Ein steiles Schneecouloir. Der Berg ist im oberen Teil in den letzten Tagen völlig eingeschneit. Eine Seilschaft von der österreichischen Seite spurt mit ihrem Bergführer auch für uns vor. Alles am Berg ist wie verzuckert! Der Bergführer sichert uns auf meine Bitte hin den Abstieg von der verwehten Fuorcla hinunter zur Tuoihütte. Das ist gar nicht so ungefährlich gewesen: heimlich verdeckte Gletscherspalten! Bruno hat das erfahren, dank der Seilsicherung „musste“ er das Innere des Gletschers nicht erfahren.

Das war der dritte Berg!

Welchen Berg sollen wir nun in Angriff nehmen? Das Bündnerland hat ja unzählige! Und dazu schwierige, anspruchsvolle, gar nichts für uns Anfänger. Wir sind sehr spontan, beim Auswählen.

Piz Morteratsch (3751 m)

Unsere Gruppe hat den Wunsch nach mehr. Dann ist es klar: Richtung Bernina. Hier gibt es *einen* ganzen Kranz Viertausender (eben Bernina) und eine ganze Reihe fast 4000ender: wie Piz Palü, Crast'Agüzza, Piz Zuppo, dem fehlen, wie traurig, nur fünf Meter zu 4000 m; sodann Piz Roseg (3937 m), Piz Scerscen (3971 m). Schöne Auswahl!

Wir fahren zur Station ‚Morteratsch‘ und steigen zur *Boval-Hütte* (2495 m) auf: günstiger und nächster Ausgangspunkt für einige Besteigungen. Großer Andrang nach so vielen Regentagen. Stau!! Der Hüttenwart gibt uns das Notbivak im Giebel der Hütte, direkt unter dem Dach. Nach dem Nachtessen klettern wir eine Hühnerleiter hinauf in unser Lager und kriechen gut in die Woldecken gewickelt in die engen Schlafplätze.

Da fängt es an zu regnen, schöne Aussichten! Das Dach ist dicht. Auf einmal wird es ganz still. Gutes Zeichen? Am andern Morgen ist die Landschaft weiß, Schneeflocken fallen eben still! Am Morgen zeigt sich die Sonne und schmilzt erbarmungslos den Neuschnee. Es ist eben Juli.

Der Aufstieg im nassen Neuschnee ist etwas anstrengender aber nicht schwierig oder gar gefährlich.

Auf dem Gipfel können wir die Alpinisten am *Biancogrät* der Bernina beobachten, wie sie sich im tiefen Neuschnee abmühen, einige kehren sogar um. Wir blicken uns an und fragen uns: wäre die Bernina wohl auch etwas für uns? Morgen?

Wir steigen nicht zur Bovalhütte ab sondern auf die Westseite des Piz Morteratsch zur Tschervahütte.

Da hören wir, wie am gegenüberliegenden Hang Steine herunter kollern und zwei Personen, die auch mitrutschen. Wir kommen ihnen zu Hilfe: es sind zwei ältere, ziemlich beleibte Amerikaner, die in der Tschervahütte in 'Pension' sind. Dorthin wollen auch wir. Zum Dank schenken sie unserem neuen Begleiter Werner *Gantenbein* ein Paar fabrikneue Steigeisen.

Auch er möchte auf die Bernina: ein bärenstarker Bauarbeiter mit alpinistischer Erfahrung. Gut für uns. In der Hütte nehmen wir aus Geld- und Proviantmangel Halbpension, so lese ich im Tagebuch, das ich stichwortartig führe. Nach 39 Jahren eine Gedächtnisstütze für mich.

Bernina (4049 m)

2.30 h ist Tagwacht. Eine unendlich lange Kolonne von Lichtlein auf dem Firn und Gletscher hinauf zur Fuorcla Prievlusa (3430 m). Hier bildet sich ein Stau, Gerangel und Wortgefechte beim Einstieg in den Grat. Viele Schriftdeutsche, man hört sie gut aus dem Stimmengewirr, wegen des Seilknäuels. Wir sind fast die letzte Seilschaft, etwas weniger kampferprobt. Wir sind jetzt zu fünft und müssen zwei Seilschaften bilden. Dummerweise ist der Proviant nicht in den Rucksäcken meiner Seilschaft!! Erst oben auf dem Piz Alv machen wir erstmals Rast.

Doch dann das Hochgefühl, einmal den berühmten *Biancogrät* (Crest' alva) zu begehen: er ist steil und sehr exponiert, und auf tausend Bildern. Erster Halt, oben auf dem Piz Alv (3995 m). Jetzt kommt der technisch schwierigste Abschnitt: die Bernina-Scharte, an der wir stundenlang laborieren, obwohl sie nur 200 m lang ist: sichern, abseilen usw. Für mich mindestens eine Nummer zu streng. Endlich oben auf dem Gipfel: es sind bereits 14 Stunden vorbei. Dann der Abstieg über die *Spalla* (Schulter) zur *Marco e Rosa-Hütte* (3597 m), nur ca. 150 m von der Schweizergrenze entfernt.

Die Hütte ist überfüllt, der ital. Hüttenwart will uns nicht mehr aufnehmen: „Geht hinunter ins Tal!“, meint er, jetzt nachdem es bald Abend wird. Ich protestiere laut. Er gibt nach. „Aber es gibt für euch erst in drei Stunden zu essen“. Stau in den Bergen gleicht ziemlich jenem auf der Autobahn. Der Zufall will es, dass neben mir eine Dame sitzt, eine *Waldenser*-Pfarrerin aus dem Piemont ist. So ist das Warten erträglicher, ein interessante Frau, Theologie auf 4000 Metern! Welch ein Luxus!

Wir schlafen im Gang, auf dem Boden, in den Kleidern und Bergschuhen, es ist bitterkalt: jeder von uns erhält eine Wolldecke, ein Bergführer wirft uns noch einige zu und verschwindet wieder im Schlafraum. Vermutlich haben die dort zu warm. Sardinien haben es bequemer in der

Büchse. Oder er hat ein Herz für uns im Gang, in der Hütte ist es nach meinem Empfinden gerade so um den Gefrierpunkt. Da ist auch das „Aufwachen“ und Aufstehen eine Erlösung. Heute wird nur abgestiegen: über die *Bellavista*, das ist die Terrasse unter dem Grenzgrat, dann die *Fortezza* hinunter klettern, um über die Isla Pers auf den Morteratschgletscher zu gelangen. Beim Hinunterklettern fällt mir auf, dass Kari sehr unsicher die Griffe sucht. Da merke ich, dass er praktisch kaum mehr etwas sieht: er ist schneebblind, hat stark geschwollene Augenlider. Gestern trug er beim Klettern in der Berninascharte keine Sonnenbrille! Sehr schmerzhaft! In der Lenzerheide gehe ich mir ihm in eine Apotheke. Es ist Samstag und ein ärztliches Rezept haben wir nicht. Der Augenschein genügt, dass ich ein starkes Schmerzmittel und Augentropfen für Kari erhalte.

Am Abend kommen wir in Lungern an.

14. November 2013

Auf den Oberalpstock 3327 m (Piz Tgietschen)

Ich wollte schon lange mal auf diesen Berg. Er versteckt sich ganz scheu hinter andern Gipfeln. Aber bei guter Sicht habe ich ihn sogar vom Horben (Lindenberg) aus gesichtet.

Ich habe mir den neuen Führer für die Urner-, Bündner- und Glarner Alpen beschafft und mit Beat die Tour abgemacht. Endlich einmal auf den Oberalpstock, der von Sedrun aus so wuchtig mit seiner mächtigen Südwestflanke im Sonnenschein glänzt..

Es ist an einem Septembersonntag, letzte Chance für einen Dreitausender, natürlich ohne Ski. Beat hole ich zuhause ab. Die Route habe ich, wie es sich gehört, gut studiert. .Nach dem Gottesdienst fahren wir von Neuenhof Richtung Innerschweiz. Das Wetter ist gut. Für den Aufstieg zur Hütte (Cavardiras 2649 m) braucht man etwa 4 ½ Std., wie ich im Führer erfahre. Wir fahren das Maderanertal hinauf bis zur Abzweigung „Brunnital“ (ca. 1200 m), bis dort ist das Strässchen geteert, zum Wandern nicht einladend, darum macht es meine „Zitrone“ bis zur Abzweigung“. Ab jetzt ein gemächliches Wandern, meinen wir. Es ist 14.00 h. Um 18.00 h sind wir in der Hütte, denke ich. Dann wird's dunkel, die sogenannte Sommerzeit gibt's noch nicht. Alles gut geplant.

Vom Ungemach, das uns bevorsteht, ahnen wir noch nichts. Je weiter wir gehen, umso mehr „Absteiger“ von der Hütte und vom Berg, begegnen uns. Und wie man so fragt ob es noch weit sei, bis zur Hütte. gibt man uns nur ein müdes mitleidiges Lächeln zur Antwort“, und leicht untertreibend: „Ja, ja schon noch ein Stück!“ Bald merken wir, dass uns gut drei Stunden fehlen. Die Angabe im neuen Führer ist schlicht falsch: .Nicht 4 ½ Std., sondern 7-8 Stunden hätte es heissen müssen!

Eigentlich hätte ich Hunger, noch nichts gegessen seit dem Morgen, doch wenn die Fakten so sind, drängt die Zeit, die Hütte ist noch stunden weit entfernt. Wir steigern das Marschtempo. Essen und Trinken nur noch *ambulando*.

Es wird nun schleichend dunkler. Die Nacht bedeckt uns, wird sind am nackten, steilen Fels angelangt, über den das Schmelzwasser rinnt und sofort gefriert. Mühsame Kletterei, besonders, weil Beat mit seiner Stirnlampe vorausklettert und ich mich mit reinem Tastsinn genügen muss. Ich rufe ihn, „du solltest hinter mir klettern“, doch das begreift er nicht. Ich verstehe ihn nicht mehr. Will er der erste sein?

Endlich sind wir beide auf der Kante angelangt, wo noch Firn liegt. Wo ist die Hütte?, fragen wir uns. Totale Finsternis, kein Licht. Etwa der Schein das Licht einer Kerze in der Cavardiras-Hütte!. Nichts! Es bringt auch nichts, dass wir raten. Da hilft kein Orakel. Nur die Karte, der Kompass und der Höhenmeter. Auf der Karte finden wir unsern Standpunkt leicht und auch die

Hütte: 400 m östlich, 50 m höher, Wir stehen an einer riesigen Schneeverwehung, die sogar unsere Karte vermerkt (2615 m), die Kante des Brunnifirns.

Endlich das Ziel in Griffnähe! Wir gehen los. Sogar die rot-weiss-roten Zeichen auf den Gletschersteinen entdecken wir im Lampenlicht. Doch kein Licht in der Hütte, es ist ja erst 21.00 h, niemand da? sind wir allein? Die Hütte muss jetzt ganz nahe sein.

Da erlebe ich ein höchst seltsames Phänomen: in der totalen Stille und Dunkelheit höre ich das Echo meiner eigenen Stimme, als ich mit Beat spreche. „Zünd mal in diese Richtung“: Und siehe, wir sind nur etwa 15 Meter von der Hütte entfernt. Kaum zu beschreiben dieses Gefühl Wir gehen hinein, ziehen die Schuhe aus. Und da geschieht etwas ganz Seltsames, ja Un-erklärliches. Auf den Schuhregalen entdeckt Beat ein Bündel *Jerry-Cotton*-Krimiheftchen. Als ich dessen Gewähr werde, ist es bereits zu spät, und um ihn geschehen, er ist mitten in der Geschichte. Er kommt nicht zu mir herauf in den Aufenthaltsraum. Ich verpflege mich aus dem Rucksack. „Komm doch herauf“, rufe ich. Nichts zu machen Dann höre(!)ich, dass oben im Schlafraum ein Alpinist schon tief schläft. Nach Stunden, von Beat habe ich nichts mehr gehört, ich gehe schlafen..

Am andern Morgen, ca. um 7.00 Uhr mache ich Tee, auch für den neuen Bergkameraden, einen Solo-Gänger, Matthias, so stellt er sich vor, Kunstschreiner aus Zürich, und erzählt uns (Beat ist auch schon munter, trotz „krimineller“ Nacht), wie er seit dem Tode seiner Frau allein auf Berge und über Gletscher geht. Er hat auch im Sinne, auf den Stock zu gehen.“ Kann ich mich euch anschliessen?“ .fragt er uns, selbstverständlich, unsere Antwort..

Während wir uns vor der Hütte zum Aufstieg bereit machen und uns anseilen, will ich Matthias einen „Platz“ an unserem Seil anbieten. Doch das lehnt er dankend ab. Das brauche er nicht, prinzipiell nicht, wie er sagt: „Seit Jahren gehe ich allein über Stock und Stein und über Gletscher“. Ich denke bei mir, das ist seine Philosophie, Gottvertrauen kann man es nennen. „Aber nicht mit uns“, sage ich ihm, „dann gehen Sie weit weg von uns, denn wenn Sie neben uns in eine Spalte stürzen, sind wir trotzdem verpflichtet, Sie zu retten, ob Sie wollen oder nicht“. „Vor einigen Jahren, sage ich ihm, ist auf diesem Gletscher ein Pater des Klosters Disentis (P. Benedikt Gubelmann) für einige Stunden tief in einer Spalte am Seil gehangen und so gerettet worden.“ Nach langem Hin und her gibt unser neuer Bergfreund nach und wird nun auch Seilkamerad. .Dieser Brunnifirn sieht zwar sehr lieblich aus, aber wen er haben will, und das weiss niemand, den ‚holt‘ er bestimmt.

Auf dem Gipfel wird noch der letzte Abstand, den man gegenüber Fremden hat, überwunden: man tauscht die Namen aus und duzt sich. Beim Abstieg meint unser Begleiter, es ‚stinke‘ ihm, den steilen Weg nach Disentis hinunterzugehen, er zöge es vor, über das Brunnital abzusteigen. Ich mache ihm den Vorschlag, die Autoschlüssel auszutauschen, nicht ohne die Bemerkung, „der Weg über das Maderanertal, ist sehr sehr lang. Er bleibt dabei und wir beide hüpfen beschwingt nach Disentis hinunter und können bald unsern gewaltigen Durst löschen.

Einen fast fabrikneuen Volvo machen wir in Disentis ausfindig! Wir geniessen es! Wie abgemacht, warten wir in Amsteg im Hotel Post (wo schon Goethe auf seiner Schweizerreise Halt gemacht hatte) auf unsern neuen Bergkameraden. Doch Matthias kommt nicht, lange lange nicht. Ist ihm etwas zugestossen? Nein, aber der Weg ist in beiden Richtungen gleich lang, unendlich lang.. Und nach einer Bergbesteigung ist man auch nicht fitter! Matthias spendet uns ein reiches Mahl. Wir sind alle fröhlich, und stolz wegen des Oberalpstockes, der heute so nett mit uns gewesen ist!

Drei Stunden fehlen

Wenige Jahre später gehe ich wieder zum Oberalpstock. Klemens aus meiner Pfarrei und Student am Oberseminar kommt mit. Wir steigen diesmal von Disentis auf und kommen rechtzeitig auf der Cavardiras Hütte (2649 m) an. Sie liegt nur etwa 80 Meter hinter der Grenze Uri/Graubünden.

Wir verschlafen uns und haben etwas länger beim Anseilen. Den Brunnifirn müssen wir gesichert überqueren. Ich habe ausgerechnet, dass wir bis zum Gipfel gute drei Stunden brauchen, Abstieg wieder über den Firn und hinunter nach Disentis mindestens nochmals so viele Stunden. Die Fahrt nach Schaffhausen schon weitere drei Stunden, wenn nicht mehr:

Ich fange beim ersten Marsch über den Firn an zu rechnen, das Resultat: es fehlen uns drei Stunden, ob man von hinten oder nach vorne zählt. Wir können nicht auf den Stock, leider.

Ich eröffne mein Problem meinem Begleiter und weiss, das ist eine Enttäuschung für ihn. Gut drei Stunden fehlen einfach und die holen wir nie mehr ein. Wir steigen über den Brunnipass und das Brunnigrätli (2739 m) nach Disentis hinunter und kommen rechtzeitig aber ziemlich knapp in Schaffhausen an.

Karl Russi und sein Barry

Die geplante Skitour im Frühling 1983 mit Peter und Beat ist ambitiös: von Realp (Ursern) zur Albert-Heim-Hütte (2543 m), dann über den südlichen Tiefensattel (3406 m) über den Rhonegletscher hinauf, über die Triftlimmi zum Triftgletscher und zur Trifthütte. Da haben wir uns schön verrechnet: Zeit, Route Proviant.

Doch da kommt noch etwas Entscheidendes dazu: wie wir am Fuss des Couloirs zum Tiefensattel schon verspätet ankommen, sehen wir, wie eine Gruppe von ca. 30 Zuger Jugendlichen im Couloir klettert und uns den Weg auf lange Zeit versperren. Die haben es bequemer als wir: ein Heli bringt ihnen Verpflegung – Beziehungen zur Armee muss man haben! Anschliessend klettern wir nur noch auf den Sattel, auch der Abstieg zum Rhonegletscher ist uns wegen der starken Eisausaperung auch zu riskant.

Da bemerke ich, dass Peter ganz blaue Lippen hat: die steilen Felswände und das enge Couloir war für ihn doch eine zu grosse Herausforderung, und das steile Gelände ihm offenbar wenig behagt. Wir seilen ihn ab, dann auch Rucksack und Skis und klettern anschliessen auch hinunter. Auf dem Firn ist er wieder ganz dabei und macht seine Schwünge, besser und eleganter als wir, zur Hütte hinunter. Inzwischen ist auch der Hüttenwart mit seinem Barri (mit Heli ?) eingetroffen

Tags darauf machen wir eine kleine Tour zum *Kamel*, wie der Felszacken beim Bielenhorn heisst. Die Schneeverhältnisse sind traumhaft. Wie zeichnen unsere Kurven in den Schnee und fahren zur Hütte ab: schon von weitem sieht uns der Bernhardiner und rennt uns entgegen. Seine „Begrüssung“ ist ebenso heftig wie tollpatschig. Beim seinem „Umarmen“ verlieren wir das Gleichgewicht und fallen in den Schnee.

Der Hüttenwart Karl Russi – Onkel von Bernhard – spendet uns eine Flasche Merlot für das Übersetzen einer Reservation aus dem Welschland, von einer Alpnistengruppe, die nicht angekommen ist, und Russi speziell zur Hütte gekommen ist. Das kommt leider gar nicht selten vor.

Hinter der Hütte steht ein ganz kleines Häuschen zu allen Winden, für einen stillen Augenblick, direkt über der Felskante über dem Gletscher, wo die duftenden Dinger direkt über die Felsen im freien Fall zum Gletscher gleiten. Ein Blick durch das Loch im Donnerbalken ist Schwindel erregend, und doch einmalig, aber aus ökologischen Gründen längst nicht mehr möglich. Das

Foto, das ich damals noch machen konnte, hätte heute Seltenheitswert, ist in meiner Sammlung leider verschollen.

Äbeni Flue 3962 m

Ich bin in Ferdenried in den Ferien, im Ferienhaus des Klosters, ein Jahr nach meinem Studium in St.Gallen an der HHS (Handelshochschule), heute Universität St.Gallen. Ich wandere auf dem Weg von Ferden nach Kippel und begegne Domvikar *Karl Scheiwiler*. Karl ist Präses der Jungwachtschar DOM, sie ist im Sommerlager im Lötschental. Er lädt mich zu einer Tour mit seiner Schar ein: auf die Äbeni Fluh, im Jungfraumassif.

Vom Hochgebirge habe ich zwar wenig Erfahrung, gehe aber freudig mit. Er versichert mir, dass sie einen erfahrenen Gruppenführer hätten, „Biene“ mit Rufname. Ich selber habe keine Ahnung, was uns da bevorsteht.

Der Weg ist sehr weit: reine Luftlinie, wie man sagt, sind es 12 km von Blatten, dem letzten Dorf im Tal und 1638 Höhenmeter bis zur Hollandiahütte. Nachträglich stellt sich heraus, dass die Gruppe schlecht trainiert und ungeeignet ist, eine solche Tour unter die Füße zu nehmen. Anstatt ungefähr 8 Stunden haben sie gute 12 Stunden. Die letzten kommen abends völlig erschöpft um acht Uhr in der Hütte an. Einigen muss ich die Suppe einlöffeln, die liegen nur noch da. Anderntags kommen sie nicht auf den Gipfel mit.

Das Problem war die falsche Routenwahl auf dem Langgletscher, dort, wo es am meisten Spalten und Schutt auf dem Eis hatte (Moränen), versuchen sie voranzukommen und verlieren viel Zeit und Kraft.

Blitz am Clariden

Beim Aufstieg zum Clariden (3267 m) mit Andreas Briner und seinem Freund, bei ziemlich unsicherer Wetterlage, sind wir plötzlich mitten in einer Wolke. Es fängt an zu zischen, ähnlich wie es unter Hochspannungsleitung zischt und Brummt. Dann ein Knall! Ich merke sofort: das ist gefährlich, denn auch die Spitzen unserer Eispickel und die Steigeisen auf den Rucksäcken aufgeschnallt, sprühen kleine Funken. Die beiden Begleiter haben richtig den Plausch an diesem Schauspiel und ich schreie instinktiv: „Sofort alles abwerfen und auf den Boden!“ Es blitzt und knallt noch einige Male, wobei man gar keinen Blitz sehen kann, nur dieses Zischen. Nach kurzer Zeit verzieht sich die Wolke und wir sind noch einmal davongekommen.

Dann fahren wir Richtung *Planurahütte* (2947 m) ab, nachdem wir das *Chammlijoch* (3127 m) überstiegen haben.

Einen letzten Paukenschlag erleben wir in dem Augenblick, als wir in die Hütte eintreten: ein Blitzschlag mit mächtigem Knall! Dann sind wir im Schärmen.

Mit Huesti auf den Clariden

Huesti nannte ihn seine Jungwachschar, immer erkältet, man erkannte ihn so schon weitem: er ist Lukas Zehnder, damals Physik- und Mathematikstudent an der ETH. Wir fahren zum Klausenpaß, um am andern Tag schon früh aufsteigen zu können, übernachteten wir in unserem kleinen Zelte auf dem Paß. Ein Nebeneffekt ist auch eine bessere Höhenanpassung.

Doch kaum sind auf dem Paß angelangt, fängt es an zu regnen. es trommelt auf das Zelt. Mitten in der Nacht glaubt Huesti, halb im Traum, ich liege schon im Wasser Es beginnt zu dämmern, so brechen wir in aller Eile das Zelt ab und flüchten uns ins Auto, so das „Frühstück“ einnehmen und fahren enttäuscht über Linthtal heim. Doch kaum sind wir im Tal unten, hört es auf zu regnen. Der Tödi strahlt in der Sonne. Wir kehren um und steigen wieder mit den Skis fast bis zum Chamlijoch (3021 m) auf. Leider ziehen von Neuem Wolken auf, es regnet wieder. Wir ziehen die Steigfelle ab und fahren schleunigst hinunter, und nach Hause. 30.

Mai 2013

Zum Piz d'Agnel (3205 m) mit einer Überraschung

Auf dem Weg ins Engadin fahren wir (ich und Andreas Briner), genannt *Otti*, erstmals durch den neuen Tunnel am Walensee, der erst seit wenigen Stunden für das Pfingstwochenende frei gegeben wurde. Nach der Ausfahrt und in der Abfahrt zur Kantonsstraße schleudert es unsern Peugeot. Es hatte zu regnen begonnen und der neue Teerbelag ist glitschig wie auf Schmierseife. Es dreht den Wagen und er prallt hinten und vorne an die Leitplanke. Wir sind die ersten, die es erwischt hat. Ich steige aus und regle den Verkehr, und warne die nachfolgenden Autos, denn wir können ohnehin nicht weiter fahren. Die enge Ausfahrtkurve wird fast allen Automobilisten zur Falle, außer den BMW und Mercedes! Warum wohl?

Wir werden abgeschleppt, der Peugeot ist durch den Aufprall kürzer geworden, der Kofferraum hat an Volumen verloren! Die Karosserie in Flums kann mit hydraulischer Kraft den Wagen beinahe wieder in die ursprüngliche Länge ziehen. „So können Sie wenigstens noch nach Hause fahren!“, meint der Autospengler. Da überlegen wir: wenn wir nach Schaffhausen fahren können, dann geht das auch ins Engadin, wir müssen den Piz d'Agnel nur etwas anders angehen, nicht über die Jenatschhütte, sondern direkt aufsteigen, denn wir haben viele Stunden verloren. Wir übernachteten in *Bivio*. Der Wirt macht uns das Frühstück parat, wir wollen sehr früh aufsteigen.

Da unsere Frontlichter wegen des gestrigen Vorfalles nach allen Richtungen zünden, erleben wir eine unterhaltende und reizende Beleuchtung der Bergwände. In der Dunkelheit machen wir uns beim letzten Parkplatz vor dem Julierpaß für den Aufstieg parat. Zu unserer Überraschung müssen wir noch einen Bach überqueren. Wir werfen Skis, Schuhe mit Socken und Rucksäcke auf das andere Ufer des Baches hinüber. Und waten dann durch das eiskalte Wasser.

Als wir dann am Mittag vom Piz hinunter gefahren sind, entdecken wir etwas weiter oben ein Brüggli über den Bach, das wir am Morgen in der Dunkelheit nicht sehen konnten. Seit diesem Erlebnis habe ich immer eine Taschenlampe, oder neuestens, eine Stirnlampe, im Rucksack.

Dank dem Zwischenfall am Walensee haben wir in Bivio Bekanntschaft mit einem deutschen Touristen gemacht. Der ist über die Maßen von der Schweiz begeistert und rühmt den Ort, den er auf seiner Durchfahrt besucht hat: ‚Schur‘. Im ersten Augenblick merken wir nicht, dass er *Chur* meint. Erst, als er von einer Kathedrale spricht, leuchtet und klingelt es auch bei uns.

Zuerst dachte ich fest und fixiert an das Dörfchen *Sur*, das weiter unten an der Julierpaßstraße liegt, doch dort residiert kein Bischof!

Über den Passo San Giacomo zur Lawine

Mit Huesti (Lukas Zehnder) fahre ich ins Bedrettal bis *All'Acqua*. Mit Fellen an den Brettern steigen wir zum Pass des Heiligen Jakob auf. Die Situation ist mir bald einmal ungeheuer: es besteht Lawinengefahr, nicht bloß eine mäßige, wie es so beruhigend heißt, sondern dass ich, wenn ich den steilen Hang betrachte, den wir da erklimmen wollen, eine echte Gefahr erkenne. Huesti meint, der Hang müsse mindestens 26 Grade steil sein, und das sei der nicht. Ich mache einen Kompromißvorschlag: „Dann steigen wir durch den Wald auf, das reduziert das Risiko“. Bis zur Kapelle auf dem Pass, auf dem alten Pilgerweg nach Spanien, geht alles gut.

Ich sehe aber, wie uns die Route dem Westufer des *Toggia-Sees* entlang führen würde: und das scheint mir eindeutig zu steil, dh. zu riskant. Ich schlage vor, das günstigere Ostufer zu gehen. Huesti findet den Umweg zu zeitraubend. Wieder ein Kompromiß: „Wir müssen einen Abstand von mindestens 200-300 Metern einzuhalten. Am Westufer führen nämlich etwa zwölf kleine Bachrinnen in den See“. Abgemacht: Huesti geht voraus.

Vor einer der letzten Rillen vor dem Haus der Kraftwerkfirma sehe ich meinen Begleiter nicht mehr. Er ist jetzt bei einer Rille, denke ich. Als ich nachkomme, ruft er mir zu, weit unten, indem er schon den Kopf aus dem Schneebrett herausstreckt: „Bonifaz pass auf, eine Lawine“, in der er hinunter gefahren ist, bis zum zugefrorenen See. Ja, die war schon abgegangen. Er hat riesiges Glück gehabt. Die Köchin des Gasthauses hat den Abgang der Lawine von ihrem Küchenfenster beobachtet und sofort Alarm geschlagen. Aus dem Haus rennen drei Männer mit Schaufeln und mit einem Hund heraus. Wie sie sehen, dass sich Huesti etwas aus dem Schnee herausgeschafft hat, kehren sie wieder ins Haus zurück.

Die Lawine hat ihm den Rucksack, die beiden Skis und Stöcke weggerissen. Ein Stock bleibt unauffindbar. Huesti steigt zur mir herauf, und wir beide kehren nach einer Weile im Gasthaus ein. Im Haus sind viele Touristen und Kraftwerkangestellte, die seit Tagen wegen der akuten Lawinengefahr da oben ausharren müssen, bis sie ins Tal Richtung Domodossola hinunterfahren können.

Einige der Gäste sind Walser, können die urchige Sprache nicht mehr sprechen, verstehen sie zwar noch ein wenig. Italien pflegt seine sprachlichen Minderheiten kaum. Wir werden gut gepflegt.

Margarine, ein Wundermittel

Einige Jahre später mache ich, bei günstigeren Verhältnissen, die gleiche Tour mit *Otti*, meinem treuen Begleiter. Eigentlich heißt er Andreas Briner, aber in der Schaffhauser Jungwacht ist er der *Otti*, in Anlehnung an den italienischen Ministerpräsidenten Andreotti, der damals zum x-ten Male Präsident war. Den Grund, warum Andreas *Otti* heißt: das weiß ich nicht mehr genau. Wir sind etwa unter dem *Toggia-See* im Clubhaus des ital. Alpenclubs einquartiert, besser im Nebengebäude, das nicht geheizt ist, um die 0°C! ‚warm‘.

Am andern Morgen steigen wir zum *Helgenhorn* (2837 m) auf. Das Horn erhielt seinen Namen vor Jahrhunderten, als man im Tal noch *Walsertytsch* sprach, und bezieht sich auf den Heiligen des Passes: *San Giacomo*.

Prachtswetter herrscht. In den schattigen Mulden ist es recht kalt, auf den sanften Buckeln ist der Schnee matschig. Die Felle sind schon recht naß, der Pulverschnee klebt an den Fellen. Wir

haben ganze Schneeklumpen daran. Der Aufstieg wird immer mühsamer, mit dem Stock den Schnee wegeklopfen und schon klebt wieder neuer Schnee. Meine Geduld ist am Ende.

Ich ziehe die Skis ab und frage Otti: „Hast du noch von der Planta-Margarine vom Morgenessen übrig?“. Da kommt er nicht mehr nach. Warum wohl hier Margarine zum Aufstieg? Ich kratze die letzten Schneeresten von den Fellen und bestreiche sie mit Margarine wie Butterbrot: „Fett stößt Wasser ab, und Schnee ist auch Wasser, in anderer Konsistenz!“, meine ich. Jetzt geht der Aufstieg ganz leicht von sich, dank Margarine!

Mit Pfarrern über den Beichpaß

„Schämen Sie nicht, diesen alten Herrn so zu plagen?“ Einen Augenblick wird es mäuschenstill in der Oberaletschhütte (2640 m), als eine Dame an unseren Tisch herantritt und uns recht deutlich maßregelt. Was ist geschehen? Nach der langen Reise von der *Faldumalp* im Lötschental nach Brig, über Blatten, Belalp, zur Hütte sind wir ziemlich müde. Aber das Kartenspiel bei zügigem Dole-Konsum macht uns wieder fröhlich und recht aufgeräumt. Wir haben unsern Spaß mit dem Senior unserer Gruppe (Pfarrer Xaveri Kunz von Emmen). Keine böse Absicht ist im Spiele.

Am anderen Morgen, beim Frühstück, kommt die moralische Dame an unseren Tisch und möchte sich bei uns entschuldigen „wegen gestern Abend“. Sie habe nämlich unseren Eintrag im Hüttenbuch gelesen und festgestellt, dass wir alle katholische Pfarrer seien, und sie sei nämlich ref. Pfarrerin.

Diese Pfarrer-Gruppe hat mich eingeladen, mit ihnen auf eine Bergtour zu gehen. Sie wissen, dass ich ein Gletscherseil habe (von meinem Mitbruder P. Hugo Müller geerbt). Sie sind auf *Faldum* (2037 m) stationiert.

Geplant ist, den Beichpaß (3126 m) zu überschreiten, vom *Oberaletschgletscher* wieder ins Lötschental hinunter zu steigen. Die erste und richtige Gletscherwanderung für mich! Ich freue mich gewaltig.

Doch da gibt es bei mir noch einige Probleme: Als die drei Pfarrer (Pfarrer Hans Stalder, Dreifaltigkeit Bern und der Pfarrer von St. Paul Luzern und eben Xaveri Kunz, Emmen) mich in Ferdenried, in unserem Ferienhaus, abholen wollen, merke ich, dass meine Mitbrüder nichts davon wissen und auch meine künftigen Bergkameraden nicht, so daß ich es nicht wage, ohne Kutte wegzugehen.

Hans Stalder fragt mich: Sind Sie bereit? Ja, sage ich. Er weiß aber nichts von meinem Problem. 1958 haben wir Mönche noch alle Reisen und Bergtouren in voller „Montur“ gemacht.

Sobald wir weg sind, überreden sie mich, unserem Chauffeur meine Kutte wieder nach Ferden mitzugeben, für sie kein Problem ohne priesterliche Kleidung zu reisen, für mich hingegen schon.

Der Weg zur Oberaletschhütte ist lang und beschwerlich.

Kaltes Bad

Auf dem Weg von der Hütte über den Beichgletscher zum Beichpaß (2328 m) müssen wir einen Bach überqueren, der mitten über den spaltenlosen Firn fließt: Schmelzwasser bester Qualität! Ich bin der hinterste am Seil. Die drei Pfarrer, kleiner und ziemlich älter als ich, machen gekonnt einen Sprung darüber. Ich als letzter denke: „Kein Problem für mich“, merke aber nicht, dass die beiden „Bachränder“ ziemlich eingedrückt sind, und plumpse voll in den Bach. Der Dritte der Seilschaft zieht mich blitzschnell heraus. Doch durch diesen Taucher bin ich allemal naß.

Aus dem Rucksack, der trocken geblieben ist, nehme ich die Ersatzwäsche, ziehe mich um, und hänge sie am Rucksack zum Trocknen an. Auf dem Pass ist alles wieder trocken. Auf dieser Tour mache ich die ersten Fotos (Dias). Bäsi Josefine hat mir den Apparat gestiftet.

Wo ist die Kutte?

Nach der Tour gehe ich zum Gemeindepräsident, den ich gut kenne und bei dem die Kutte deponiert worden ist, und will den Mönchshabit abholen, damit ich zu unserem Ferienhaus wieder voll ausgestattet gehen kann und voll Mönch bin! Er sei auf der Alp beim Heuet. Keine Kutte, „warten bis morgen“, heißt es. Ich gehe in das Dorfkirchlein und bete alle Horen nach, die sich bis zum Abend ‚aufgestaut‘ haben. Für mich ganz dumm. Nochmals zum Haus des Präsidenten: niemand da. Ich gehe nochmals in die Kirche und bete, wie man das damals tat, die ganze Nachthore voraus (dh. Ich ‚antizipiere‘ noch eine Stunde lang – bei riesigem Durst nach dieser Hochtour. Beim Präsidenten tut sich nichts. Wie hole ich ohne Kutte den Segen beim Oberen. Ich schleiche den Waldweg zu unseren Ferienhaus *Ferdenried*. Unerkannt inspiere ich meine Lage. Da kommt meine Rettung: P. Niklaus Kathriner, Pfarrer in Hermetschwil, ist eben mit seiner neuen Vespa angekommen. Alle Mitbrüder bestaunen ihn mit seinem neuen Verhikel vor dem Hause. Ich klettere hinter dem Hause über das Dach in ein Mansardenzimmer und klaue einem Mitbruder, P. Odo, aus seinem Kleiderschrank die Sonntagskutte. Not macht erfinderisch! Er hat es nicht gemerkt. Dann bringe ich den Reisesegen, den ich gestern erhalten habe, P. Superior zurück. Noch vor dem Nachessen hänge ich ihm die Kutte zurück, und erhalte von Br. Walter die seine.och die Geschichte findet noch kein ‚happy end‘, denn Bruder Walter braucht seinen Habit wieder zum Messdienst am Morgen. Ich bitte P.Odo Vogel um seine Kutte, die ich ja schon mal getragen habe, mit der Begründung: wegen der Bergtour könne ich meine Kutte nicht anziehen. Er reicht sie mir mit der Bitte: „das ist meine schöne Kutte, bitte, sie nicht in den Bergen tragen“!

Anderntags holt Br. Walter beim Präsidenten meine Kutte ab, der sich vielmals entschuldigt.

Das Leben kann wegen eines Tabus schon kompliziert werden

Niwen (2769 m) und das Gebiß von Br. Kajetan

Bei einer Tageswanderung erreicht man von *Ferdenried* im Lötschental aus den „Hausberg“ *Niwen*, der in Wallisertitsch auch *Einigs-Alichji* heisst. Die Aussicht dort oben ist wirklich hinreissend: bis zum Mont Blanc reicht der Blick und zum Rest der Viertausender. Dort oben bin schon einige Male gewesen, ohne den urchigen zweiten Namen zu kennen. Schön, dass der Berg nichts davon weiss! Wichtig ist, dass man in der Landestopografie (Swisstopo) in Bern davon weiss und dort dem Walliser Dialekt seine Ehre angetan hat und Auswärtige der Walliser Eigenart noch mehr Respekt und Beifall zollen.

Da haben sich also drei Feriengäste von *Ferdenried* auf gemacht (P. Wilhelm Balmer, Br. Kajetan Truttman und die Hilfsköchin, eine Schwester aus dem Kloster Melchtal, zum Niwen aufgemacht. Beim Abstieg macht P. Wilhelm den Vorschlag, um die Knie zu schonen, über die langen Schneefelder zu rutschen: auf den Schuhen und warum nicht auch auf dem Hintern – alle drei tragen ihr Ordenskleid, die Kutte, nebenbei erwähnt. Das geht nicht schlecht, es belus-

tigt, doch Br. Kajetan, der recht gewichtig ist und für solches Tun wenig geübt und schwerfällig, gewinnt an Fahrt kann nicht bremsen und saust in die Steine am Ende des Schneefeldes. Er verletzt sich, hat Schrammen im Gesicht und an den Händen und verliert sein Gebiss.

Die Schwester rennt zur *Faldumalp* hinunter, ist total im Schock und berichtet schreiend den Priestern, die dort im Ferienheim der Theologenverbindung „*Waldstättia*“ Ferien machen, das Unglück.

Pfarrer Hans Stalder, von Dreifaltigkeit in Bern erzählt mir die Story, und wie sie die schreiende Schwester in die Kapelle eingesperrt haben, damit sie sich dort beruhigen kann, und nicht noch was Dummes passiert. Die „Rettungskolonne“ der Priester holen die beiden Mitbrüder Wilhelm und Kajetan ab, verbinden sie und geleiten sie nach Ferdenried.

Anderntags wird das verlorene Gebiss in der Geröllhalde nochmals gesucht, ohne Erfolg und Br. Kajetan muß sich bis zum Ende seiner Ferientage mit breiiger Kost abfinden.

Wo hat es da einen Baum? Oder die Kuttenfrage

Die Zweitrealisten, die ich von 1955-57 in Französisch, Geografie und Arithmetik zu unterrichten hatte, begleite ich oft bei ihren freizeithlichen Tätigkeiten (in den damaligen strengen Wintern mit viel Schnee) beim Skifahren auf die Hügel rund um Sarnen. Keine Skilifte! Ich komme selbstverständlich in der Kutte mir meinen alten Brettern in Holz ohne Metallkanten.

Die Schüler verstehen nicht, dass ich Skisport mit der Kutte mache, das haben sie noch nie gesehen, ausser jene, die in der Gegend von Einsiedeln oder Engelberg, wo Kurven schwingende Mönche in im Mönchstenuen fahren. Sie finden die Kutte nämlich nicht sehr sportlich. Sie gehen ohne mein Wissen zu Abt Stefan und fragen ihn, ob ich ohne Kutte mit ihnen Skifahren dürfe.

Abt Stefan besprach sich dann wegen der ‚Gewichtigkeit‘ der Frage mit Abtpräses Benno Gut, Einsiedeln, dieses Problem. Der ist prinzipiell gegen jede Lockerung der Tradition, mit der Begründung: „Ist mal eine Bresche in die (Kutten)-Mauer geschlagen, dann gibt es kein Zurück mehr.“

Abt Stefan hält es nicht für opportun, diesen Entscheid zu kommentieren oder zu kritisieren. Aber er will vermitteln und gibt mir folgenden Rat: Wenn Sie am nächsten Skitag mit den Buben auf die *Frutt* fahren, gehen Sie in keinem Fall ohne Kutte durchs Kloster. Wenn Sie oben ankommen, „ziehen Sie sich erst auf der Piste um und hängen Kutte mit Skapulier einfach an irgend einen Baum. Dann können Sie so Ski fahren.“

Nur dort oben auf 1950 m gibt es auch heute noch keine Bäume! Ich gehe ins Hotel Durrer-Amstad und ziehe mich dort um. Dann kehre so zu meinen Schülern zurück, die mich erst wieder erkennen, als ich sie anspreche: ein lautes Geheul! Der Fall ist gelöst. Erste kleine Bresche! Doch es dauert noch volle 10 Jahre und es braucht ein Konzil, bis 1967 eine Lösung der Kleiderfrage für Sport und Reise gefunden wird.

Seltsamerweise gab es seit Jahrzehnten kein Problem, im Sarnersee (mit eigener Badehütte) schon ohne Kutte zu schwimmen, mit ganz wenig Textil und Ärgernis! Da kamen Bischöfe und Kardinäle (alles Gäste aus Engelberg im Melchtal), die bei uns bei uns im Sarnersee schwimmen kamen.

Noch so nebenbei: wenn wir als Schüler des Konvikts badeten (1943-1948), kam immer eine Aufsicht mit uns in der Badehütte, aber kaum einer konnte schwimmen. zB. P. Burkard, P. Alfons oder P. Pirmin.

Vom ehemaligen Subpräfekten P. *Michael Schönenberger* (in den Dreissiger Jahren) wird erzählt : Wenn er die Buben zum Baden begleiten musste, war es hart für ihn, so viele halbnackte Leiber sehen zu müssen. Da soll er einmal, wenn sie sich umzogen, in seinen Ängsten ausgerufen haben: „Ihr Saukerle kehrt euch zur Wand und singt Vaterlandslieder!“ 8. 12. 2013

Geplant und nicht bestiegen

„**Wer scheidert, kommt weiter**“ Das Zitat stammt aus der Februarausgabe 2014 der ALPEN des SAC. Von den Misserfolgen in den Bergen möchte ich im Folgenden erzählen. Ich möchte vorausschicken: ich hatte das Glück und die Vorsicht auf meiner Seite: Unfälle musste ich nie beklagen, nur einmal am Oberaarhorn (3637 m) verlor ich das Gleichgewicht und rutschte am Gipfelfirn rücklings etwa 40m ab, konnte mich umdrehen, und bremste mit den Steigeisen sehr rasch ab. Den Sturz spürte ich noch viele Wochen lang und hatte eine schmerzhafte *Periarthritis* in Baden zu kurieren. Riesiges Glück!

Neben guter Kondition und alpinen Kenntnissen ist für Bergtouren über die Waldgrenze das **Wetter** ein entscheidender Faktor für das Gelingen einer Hochtour. Auf ungefähr zehn geplanten Touren fällt mindestens eine buchstäblich ins Wasser. Unkenntnis der Gebirgsgegend, der Landschaft, der Lawinensituation kann auch lebensgefährlich sein.

Ich denke auch an die Fähigkeit, unser (gutes) *Kartenwerk* lesen und deuten. Da *habe* ich Überraschungen selbst bei sehr gescheiten Leuten erlebt. Die können die Karten nicht lesen: für mich die grosse Überraschung! Kletter- und Seiltechnik kann in schwierigen Situationen, wenn man sich verstiegen hat, auch sehr hilfreich, ja lebensrettend sein.

Dreimal Rückzug mit Thomas

Von Schaffhausen aus machte ich einige Touren. Mit dem Jungwachtleiter **Thomas Marti**, dem ich Bergtouren versprochen hatte, gelang mir keine einzige. Dreimal mussten wir umkehren:

Das erste Mal: aus der Leventina mit der überaus steile Werkseilbahn von der Station Ambri-Piotta zum Ritomsee über die Cadlimo-Hütte (2667m), ins Bündner *Val Maigels*. So war es geplant. Doch das Wetter schlug bald um. Wir konnten uns durchnässt vom heftigen Regen in der Cadlimo-Hütte in ‚Sicherheit‘ bringen. Am nächsten Morgen kehrten wir wieder nach Airolo zurück.

Ein weiteres Mal fing es beim Aufstieg vom Klausenpass zum *Clariden* unter dem sogenannten *Iswändli* gefährlich zu Graupeln und Schneien an. Wieder Rückzug zum Klausenpass hinunter. Meine Bedenken waren schon etwas zu übertrieben. Thomas war sehr enttäuscht. Für mich drückte schlicht die Verantwortung, denn Thomas war der einzige Sohn einer Lehrerin, die Witwe war und die ich gut kannte: da wollte und konnte ich einfach kein Risiko eingehen.

Zum dritten Rückzug zwang uns nicht das Wetter, sondern wir gaben zu wenig acht auf eine Wegmarkierung über der Hütte *Piansecco* (1980m) im *Bedrettal*. Wir kamen vom Weg ab und mussten feststellen, dass wir unter einer Felswand entlang gingen, die Steine ‚herunterliess‘: Steinschlag ist etwas Unheimliches, nur Lawinen sind heimtückischer. Nichts als Rückzug ins Tal hinunter!

Einmal habe ich mich bei einer Tour auf den *Oberalpstock* mit *Klemens Reich* schlicht in der Zeit verrechnet. Zudem sind wir zu spät aufgebrochen, weil verschlafen. Wie wir von der *Cavardirashütte* über den Brunnifirn zu unserm Berg, dem *Oberalpstock* gehen, wird mir klar, dass mir einige Stunden zur Heimfahrt nach Schaffhausen fehlen, wo ich am Samstag-Abend noch den Sonntagsgottesdienst halten sollte. Es fällt mir schwer, dies meinem Begleiter zu sagen. Wir steigen direkt nach Disentis ab, und kommen noch rechtzeitig, aber knapp in Schaffhausen an.

Fellital

Vor Jahren habe ich meine Cousine Eva-Maria mal eingeladen zu einer Wanderung ins schöne *Fellital*, das zum Glück so unbekannt ist, dass man fast den ganzen Tag die Ruhe der Berge geniessen kann, ohne jemandem zu begegnen. Darum will ich beschreiben, wo das Fellital liegt. Kurz vor dem Dorf Wiler/Gurtneilen im Urner Reusstal biegt man bei der Fellibrücke über den Fellibach nach Süden ab. Will man bis zur Fellilücke müsste man schon mit einigen Stunden rechnen.

Auf halber Höhe, auf 1475 m, noch unter der Waldgrenze, liegt die *Treschhütte*, da wollen wir hin. Bis zur Fellilücke (2478 m) wären es nochmals einige Stunden, bis man zum Oberalp-Pass absteigen kann. Doch so weit will ich mit der *Cousine Eva-Maria* auch nicht gehen, sondern nur zur Hütte.

Unten bei der Fellibrücke (700 m) rechts des Fellibaches entdeckte ich einen guten Weg und nehme ihn ahnungslos unter die Füsse, in der Annahme, der führe ebenfalls zur Hütte. Bei ungefähr 800 Metern, bei der Wasserfassung des SBB-Kraftwerks *Amsteg* endet der Weg! Eine irriige Annahme, auch so käme man zur Hütte, es war ein Werk-Weg. Zurück möchte ich nicht.

Vor uns ist nur noch enorm steiler Wald: kein Weg. Wir kraxeln da hinauf. Nach kurzer Zeit fragt mich meine Begleiterin: ‚Du, bist du sicher, dass es *hier* hinauf geht?‘ ‚Du siehst ja, es geht‘ antworte ich doppeldeutig, eine gescheitere Antwort weiss ich auch nicht. Ich ziehe sie (sie ist gar leicht), von Baum zu Baum, von einer Tanne zur nächsten, bis sich der Wald öffnet, die Neigung sich zurücklehnt und uns über eine Matte zu einem kleinen Stall (1320 m) oben am *Bristenberg* führt.

Davor sitzt ein Äpler, mit Bart und Pfeife, und schaut uns neugierig an. Wie wir ihm näherkommen, sagt er halb zu sich, halb zu uns: ‚Da ist noch nie jemand heraufgekommen!‘

Eva-Maria schaut mich verdutzt an: Ich weiß, was sie mir jetzt gerne sagte, aber ihr Blick genügt und ist mehr als beredt! Wir wechseln einige Worte mit dem Bauern und steigen, fast erlöst, über ein Fahrsträßchen zur Reuß hinunter.

Ade Fellihütte!

Leglerhütte (Glarus) statt Rotondohütte (Urserntal)

Peter Müller und ich machen uns in Realp bereit für den Aufstieg zur *Rotondohütte*. Plötzlich hören wir Helikopterlärm: eine Person steigt aus und weg ist er wieder, der Heli. Der Mann kommt auf uns zu und fragt uns, wohin wir wollten: Rotondohütte. ‚Da kommt ihr nie durch, nicht einmal wenige hundert Meter! So viel hat es diese Nacht geschneit‘ und zeigt auf seine Knie.

Wir packen Skis und alles Material ins Auto und fahren zurück bis nach Schwanden im Kanton Glarus. Hier liegt viel weniger Schnee! Wir steigen auf zur *Leglerhütte* (2273 m) und treffen dort viele Skitouren-Gänger an. Es ist Samstagabend. Im Hochgebirge noch nicht Frühling. Wir steigen anderntags zum *Kärpf* (ca. 2700 m) auf, fahren wieder zurück zur Hütte. Bei diesem schönen Wetter und idealen Schneeverhältnissen macht es uns gar nicht an, schon wieder ins Tal abzufahren, da wir ja beide freien Montag feiern. Nur der Proviant geht zur Neige. Da fasse ich den Mut, die vielen Bergkameraden, die alle wegfahren müssen, ob noch jemand restlichen Proviant im Rucksack habe und ihn eventuell uns zurücklassen würde: viele sind so freigebig, dass es mir vorkommt, Weihnachten stehe vor der Tür. Wir werden reich beschenkt; die entledigen sich bester „Ware“ und wir bleiben. In der Zwischenzeit leert sich die Hütte, noch bevor die Sonne untergeht.

Der Hüttenwart Moor macht uns aufmerksam, dass wir morgen bei Nebel auf keinen Fall Richtung Haupttal abfahren dürfen: wegen der vielen Felsbänder.

Am nächsten Morgen liegt tatsächlich dichter Nebel rund um die Hütte, keine Chance für eine weitere Tour. Leider habe ich keine Tourenkarte von dieser Gegend bei mir, weil wir ursprünglich ja ins Rotondogebiet wollten. Wir haben die größte Mühe in diesem dichten Nebel den Übergang zurück ins Seitental zu finden. Der Spuren sind viele, zu viele, um die Aufstiegsur auszumachen. Es wären nur hundert Schritte. Der Nebel ist so dicht, dass wir einander nicht sehen, wir verständigen uns nur noch durch Rufe. Mit einem Berner Ehepaar, das sich Peter Müller und mir angeschlossen hat, geht es nicht besser. Sie haben Angst.

Da fällt unser neuer Begleiter, der Berner, über eine Felskante, und verschwindet einfach. Ich rufe laut. Als er sich aufgerichtet hat, findet er sich wieder und antwortet. Seine Frau schreit ziemlich hysterisch. Ihre Angst überträgt sich auch etwas auf uns. Der Mann umgeht das Felsband und steigt zu uns herauf. Er ist ganz weich in den tiefen Schnee gefallen, wie ins Bett. Ich gebe zu, da schleicht die Angst auch in mir herum.

Nach stundenlangem Suchen gelangen wir unter die Nebeldecke! Ein Gefühl der Rettung, der Befreiung! Wir fahren zu unserem Auto hinunter, zum Punkt ‚Kies‘. Zum Teil müssen wir die Bretter durch die Erlenbüsche tragen. Es wird wärmer, Tauwetter. Kaum je hat mich ein so beengendes, ja einschnürendes Gefühl beschlichen! Glück jetzt für uns!!

Skitouren – ganz allein

Es ist nicht sehr gescheit: im Winter allein auf eine Skitour zu gehen. Ist man aber so angefressen von diesem Sport, wie ich damals war, ignoriert man einfach die auf dich lauenden Gefahren, verdrängt sie schlichtweg. Da habe einmal nach den drei Gottesdiensten in *Neuenhof/Killwangen* den Drang verspürt: jetzt auf und davon. Vor dem Pfarrhaus mache ich das Auto fahrbereit: die Bretter aufs Dach usw. P. Roland kommt auch heraus. Da fängt es an zu regnen. „Jetzt wirst du doch nicht gehen!“ „Doch, jetzt fahre ich so weit, bis sich die Sonne zeigt!“ Ich muß bis ins Bedrettal fahren, dort hat die Sonne ein Loch in der Wolkendecke gefunden. In *All`Acqua* zuhinderst im Tal lasse ich den Wagen stehen und steige ganz ‚mutterseelen‘ allein zur *Corno-Hütte* (2204 m) auf.

Mörderisch kalt ist es da drin, ich zittere vor Kälte und lasse gar einen Teller fallen. Am andern Morgen früh gehe vor die Hütte und hoffe auf gute Bedingungen zum Abfahren, Leider nur Nebel und leichter Schneefall. Zum Glück kenne ich die Route, und zur Sicherheit rufe ich im Pfarrhaus in Neuenhof an. Seit einiger Zeit gibt es in fast allen SAC-Hütten ein Telefon. „Monika, ich bin im Bedrettal in der Cornohütte. Ich fahre jetzt hinunter nach All`Acqua und rufe dich, sobald ich im Tal ein Telefonhäuschen entdecke, wieder an, sonst ist ‚etwas‘ dazwischen gekommen...Es dauert schon etwa ein bis zwei Stunden“. NB Erst in Airolo gibt's ein Telefon, so verschlafen ist das Tal! Und ich habe bei dieser Tour wieder einiges gelernt.

Allein in der Leglerhütte

Es ist schon Frühling im Tal, der Föhn putzt alle Wolken weg und verkocht sie, sobald sie über den Alpenkamm ziehen. Und auch mich zieht es nach den sonntäglichen Gottesdiensten in die Berge: eine Frühlingsfahrt im Glarnerland, zur Leglerhütte und morgens zum Käpf hinauf. Ich treffe kaum jemand an, der auch hinauf will und der Maschinist der Seilbahn vom ‚Kies‘ zum ‚Garichtisee‘ sagt und warnt ganz trocken: „Es ist dann niemand in der Hütte!“ Alle fahren nur herunter. Das ist das Los der ‚Sonntagsarbeiter‘. Ich möchte trotzdem hinauf. An dieses Los habe ich mich im Sport schon längst gewöhnt. Schön allein, wie man's nimmt. Der Aufstieg, wie gewohnt. Der Föhn bläst ununterbrochen und ziemlich stark. Tatsächlich, ich bin allein da

oben in der Hütte, nur der Föhn ‚guxet‘, sagen die Walliser und Walser. Der Tödi schaut zu Greifen nahe herüber.

Auf dem Holzherd möchte ich mir eine Suppe kochen, doch wo sind die Zundhölzer? Bei mir habe ich keine, und hier finde ich keine, frage mich, haben die vielen, die heute in der Hütte waren, alle verbraucht? Für sich schauen, ist ein universelles Prinzip!

Ich durchstöbere die Hütte, bis ich in einer Ecke ein Brieflein entdecke: mit zwei Hölzchen!! Da brauchst du all dein Geschick, um heute Abend eine warme Suppe zu haben und morgen heißen Tee! Und es gelingt. Seit diesem Erlebnis habe stets Streichhölzer in allen Rucksäcken bei mir!!

Die Abfahrt am nächsten Morgen ein Märchen, noch früh genug, um über die niedergegangenen Lawinenzüge zu fahren und keine neuen zu befürchten. Noch ist alles gefroren.

Danke für das Geschenk dieses Ausflugs, alles hat sich gut gefügt. Mit etwas mehr Gesellschaft und Begleitung hätte sich der Tag eine Krone aufgesetzt. Wir Zölibatäre bewegen uns eben antizyklisch in der Freizeit!

Ein *Legler*, Glarner Textilindustrieller und Alpinist, hat diese Hütte vor vielen Jahrzehnten gestiftet. Die ‚Legler‘ stammen aus *Diesbach*, einem Dorf zwischen Schwanden und Linthal, sie sind Textilindustrielle und in der Zeit der Reisläuferei waren sie Offiziere in fremden Diensten.

Tierbergli und Sustenhorn (3503 m)

Eine Skitour aufs Sustenhorn ist ein, mein Traum! Mit dem Berg bin ich seit langem befreundet. Ich kann nicht mehr sagen, wann ich das erste Mal und wie oft ich oben war. Freunde haben mich zu Beginn der Sechzigerjahre mit ihm bekannt gemacht. Eine Tour auf sein Haupt lässt er aber lange nicht zu. Sie ist erst möglich, wenn die Sustenstrasse wenigstens bis Bäregg, oder noch besser bis Steingletscher vom Schnee geräumt ist und frei gegeben wird: nicht vor Mitte Mai, oft gar erst im Juni. Einmal sind wir etwas gar früh zum Horn aufgebrochen und mussten zahlreiche Verwehungen, Lawinenzüge und Schneerutsche überwinden. Der Berner Strassenmeister erklärte mir einmal: „Hier, wo wir stehen, befindet sich 18 Meter unter uns der Eingang zu einem Tunnel der Strasse. All der Schnee und das Geröll und die Baumstämme müssen noch weggeräumt werden, bis Sie nach Steingletscher sicher fahren können.“

Das erste Mal hat mich eine Gruppe Lungerer Kollegi-Studenten mitgenommen. Es blieb beim Versuch! Nebel und Schneetreiben und miserable Sicht zwangen uns nach dem ersten Eisabbruch zum Rückzug.

Ein andermal bin ich mit Ruedi *Riebli*, Giswil, Schüler der 2. Handelsklasse oben. Es ist Sonntag und Prachtswetter: Wir sind sehr früh, denn wir haben in der Tierberglihütte übernachtet. Der Schnee des Firns ist noch hart. Die Abfahrt: Ruedi fährt voraus, mit so eleganten Schwüngen, dass auf dem riesigen Firnfeld am Fusse des Hornes alle die zahlreichen Touristen stehenbleiben und staunen, die lange, lange Kolonne, aus der Ferne wie eine Ameisenspur!

Einmal nehme ich Bernhard *Fuhrer*, Handelsschüler, von Balm, Meiringen, mit. Wie wir auf dem Gipfel ankommen, sagt er mir so beiläufig, er könne nicht recht skifahren. Wir schaffen die Abfahrt aber ganz gut. Er hat schön untertrieben.

Geistlicher Besuch

Viel später: ich bin bereits in Schaffhausen, nicht mehr am Kollegium Sarnen. Nach dem Sonntagsgottesdienst fahre ich (wieder allein) bei schönstem Tourenwetter ins Berner Oberland. Ich steige den Steingletscher hinan, ohne Unterbruch kommen mir Tourenfahrer entgegen, die gestern oder heute Morgen früh aufgestiegen sind. An der riesigen Zahl an parkierten Autos unten kann ich erahnen, was für ein Betrieb auf dem Horn war. Den Gegenverkehr beim Aufstieg bilde ich ganz allein. Einige kennen mich schon von weitem und warnen mich vor einer gefährlichen Schneebrücke über eine Gletscherspalte. Ob dem Massenandrang wird die Brücke auch nicht solider! Darum installiere ich, sobald ich bei ihr ankomme, eine notdürftige Selbstsicherung. Sie hält! Aber dann komme ich nicht mehr weiter. Die vielen Abfahrer haben den Schnee vom Eis total weggeschabt. Ich ziehe die Ski ab und schlage mit dem Eispickel Stufen, denn Harscheisen, Fell und Skikanten ‚bringen‘ auf blankem Eis nichts mehr!

Nach Stunden komme ich bei der *Tierbergli*-Hütte (2795) an, menschenleer! Die Junisonne wärmt mich vor der Hütte. Sobald die Sonne am rotfarbigen Horizont glüht, gehe ich hinein. Da höre ich Stimmen. Drei Herren sind noch aufgestiegen, treten ein. Die Sonne ist jetzt untergegangen. Sie nehmen drinnen platz. Ich setze mich zu ihnen, und bin neugierig, woher sie kommen: ‚Luzern und Umgebung‘, die Antwort. Alles Theologen, wie sich später herausstellt. ‚Und Sie?‘ Von Schaffhausen. Da sagt einer ganz unvermittelt: „Du bist ja der Bonifaz!“ Es ist *Max Hofer*, vor Jahren Bischofsvikar und Assistent von Bischof *Otto Wüst*. Der erkennt mich, weil er bei der Priesterweihe meines Mitbruders und Mit-Pfarrers in *Neuenhof*, *P. Roland Topitsch*, anwesend war.

Die geistlichen Herren sind alpin nicht besonders gut ausgerüstet, kein Seil, keinen Eispickel und keine Steigeisen. Da sagt einer: ‚Glücklicherweise hat dort unten auf dem Gletscher jemand Stufen geschlagen, sonst wären wir kaum weiter gekommen. ‚Ja, die habe *ich* geschlagen, bemerke ich trocken.

Wir bereiten das Abendessen, unterhalten uns prächtig... Das Sustenhorn besteigen wir gemeinsam und fahren miteinander zur Sustenstraße hinunter. Ich genieße es richtig, in den Bergen wieder in Gesellschaft zu sein. Sogar in geistlicher!!

Gelber Schnee

Der Hüttenwart auf der *Tierbergli*hütte erzählt mir folgende Geschichte:

„Die Ansprüche werden immer grösser. Früher haben die Bergsteiger für ihre Verpflegung alles selber in ihren Rucksäcken hinaufgetragen. Heute wirst du wie im Hotel verpflegt. Es gab auch keine Toilette. Besonders im Winter war das Wasser sehr rar. Für Suppe, Tee und Kaffee musste Schnee in grossen Pfannen geschmolzen werden. Auch die hygienischen Verhältnisse haben schon lange nicht mehr den ökologischen Bedingungen entsprochen. Die neuesten Veränderungen kosten dem SAC Millionen, meist auf über 2000 Metern und besonderen technischen Problemen..

In sicherer Distanz (!) stand das ‚Häuschen zu allen Winden‘, an einer Felskante über dem Abgrund und die Hinterlassenschaften wurden der Natur überlassen. Nachts hatte man oft bei Schneetreiben und tiefen Temperaturen hinausgehen müssen. Die Männer hatten da ihr abgekürztes Verfahren und färbten die Schneehaufen rund um die Hütte safrangelb. Ich hatte einmal eine grössere Gruppe Schweizeroffiziere zu einem Weiterbildungskurs hier oben, sagt der Hüttenwart. „Ich machte die Herren darauf aufmerksam, dass sie nicht rund um die Hütte urinieren

sollten, da ich den Schnee für die Küche brauche. Doch das fruchtete nichts. Am anderen Morgen habe ich den gefärbten Schnee für Kaffee und Tee gebraucht und den Offizieren nach dem Morgenessen gesagt: „So, heute haben Sie ihren ‚Seich‘ getrunken“.

Militärischer Ton

Ein andermal bin ich anfangs Juni wieder auf dem Sustenhorn, übernachtete vorher in der Tierberglhütte. Mit Peter Müller kehre ich nach der Gipfelabfahrt zur Hütte zurück. Die Sonne sticht, die verschwitzte Wäsche legen wir rund um die Hütte auf die warmen Steine und genießen Sonne und Ruhe. Da kommt unter gewaltigen Lärm ein Helikopter zur Hütte. Unsere Wäsche wird weit fortgeblasen. Der Pilot, ein hoher Offizier steigt mit einem Soldaten aus und lässt diesen Holz zur Hütte tragen.. Keine Begrüssung oder Entschuldigung. Dann schnauzt uns der Herr Major an und sagt: „Ihr könntet dem Soldaten auch helfen, Holz herüberzutragen, anstatt hier herumliegen. Ihr seid später auch froh, wenn ihr dann Holz für Kochen und Heizung habt“. Wir folgen wortlos und Szenen aus der RS steigen aus der Tiefe unserer Erinnerung wieder herauf.

Rosenhorn (3689 m)

Das Wetterhorn kenne ich schon von einigen Touren, das dritte von den drei Wetter-Hörnern reizt mich heute. ‚Heute‘ das heißt an einem Bergtag an der Schule in Sarnen. (in den 70er Jahren). Ich überrede *Ferdinand Jaggi*, Kollegi-Musiklehrer, mitzukommen. Das war schon etwas riskant, denn ich weiß ja nicht, wie fit er ist. Ein Walliser, ein Lötschentaler, so meine ich, steht diese Bergtour schon gut durch. Und einige Jahre jünger als ich ist er auch.

Wir steigen von der *Glecksteinhütte* (22317 m) problemlos auf: über den Firn zum Rosenhorn. Gute Bedingungen Das Panorama auf dem Gipfel bezaubernd. Jetzt sieht man, daß unser Gipfel etwa 15 Meter niedriger ist als die beiden andern Gipfel, Wetterhorn und Mittelhorn. Dann der Abstieg, der hat es in sich. Viele Spalten, nach allen Richtungen, wie ein Labyrinth das Joch, wir verlieren viel Zeit, bis wir endlich den Weg hinunter zum *Gauligletscher* finden. Der Übergang vom Gletscher über die Moräne auf den Hüttenweg ist gut zu bewältigen.

Die kurze Gegensteigung zur Hütte will Ferdinand nicht mitmachen, sondern direkt hinunter zum Stausee *Mattenalpsee*, entgegen dem Rat in meinem Führer. Eine gewisse Müdigkeit meines Begleiters macht sich bemerkbar. Die ‚Abkürzung‘ hat uns aber mit einem großen Umweg bedacht und viel Zeit gekostet. Da beginnen die Schwierigkeiten. Über steile Böschungen müssen wir trotzdem wieder aufsteigen, sogar die Steigeisen anziehen, über Bäche hüpfen, ins Nasse platschen. Zu allem Unglück zieht auch noch ein Gewitter auf. Das ist so heftig, daß ich bald nicht mehr weiß, was mich nässer macht: der Bach oder der Regen. Solange es ringsherum blitzt und einschlägt, ist ans Weitergehen nicht zu denken. Zu gefährlich!

Eigentlich sollten wir unten im Urbachtal zum vereinbarten Termin (14.00 Uhr) in *Urbachvorseeß* eintreffen, wo uns P. Dominik mit dem Auto abholen sollte. Doch wir haben nun über fünf Stunden verloren. Ferdinand ist erschöpft, ich übernehme ihm seinen Rucksack. Und zu allem Elend haben wir noch eine Gegensteigung zu bewältigen.

Wir hätten viel weiter oben noch eine Chance gehabt, sie aber verpaßt. Am Weg unter der Gaulihütte war ein Nottelefon der Kraftwerke Oberhasli. Da hätten wir unser Ausbleiben noch übermitteln können. Ferdinand wollte aber nicht, partout nicht.

Es dunkelt schon etwas. Das Urbachtal, obwohl es nur etwa 800 Meter über Meer liegt, ist nicht übers ganze Jahr besiedelt, Zu viele Lawinen im Winter. Weiter unten entdeckte ich ein Licht, wir steuern auf dieses Häuschen zu, klopfen an. Da tritt ein junger Mann heraus. Ich schildere ihm unsere prekäre Lage. Er ist sehr freundlich und bringt uns nach *Meiringen* zur Brünigbahn.

In der Zwischenzeit, seit wir ausbleiben und P. Dominik vergeblich auf Urbachvorseß gewartet hat, spielt sich einiges ab, wovon nichts erfahren, ich aber sehr befürchtet habe: P. Dominik meldet sich bei der Polizei, und fragt, ob das normal ist, daß die beiden von der Bergtour aufs Rosenhorn ca. fünf Stunden ausbleiben. Das sei gar nicht beruhigend, aber eine Rettungskolonne sei wegen der hereinbrechenden Nacht nicht mehr möglich, und müsse für den kommenden Morgen aufgeboten werden.

In Sarnen ist Frau Jaggi sehr besorgt um Ferdinand und mit P. Prior *Maurus Eberle* dauernd im Gespräch: beängstigt bis hysterisch sind sie, indem sie ihren ‚Zustand‘ gegenseitig aufschaukeln.

Sobald wir im Bahnhof Meiringen ankommen und uns beim Fahrer für die Liebenswürdigkeit bedanken, rufe ich in Sarnen an. Mit dem letzten Kurs, der noch über den Brünig fährt, kommen wir im Kollegi an. Ich werde, müde und durstig, mit dem obligaten Donnerwetter empfangen und mit dem obrigkeitlichen Verbot eingedeckt: „Sie gehen mir nie mehr in die Berge, was habe ich für Ängste ausgestanden!“

Mir bleibt nur noch die Meldung an die Polizei von unserer Rückkehr zu berichten.

Nach dem erlebnisreichen Tag krieche ich müde, aber beruhigt ins Bett und schlafe gar nicht so schlecht! Im Kloster wird genau geschaut, ob ich um 5.00 h zur Laudes erscheine!!

P. Prior hat unsern Fall nicht vergessen. Wenn ich an einem Vakanztage-Geld bei ihm erbitte, sagt er jedes Mal: Sie gehen aber nicht in die Berge! Nein, nur für einen Spaziergang, erwidere ich.

25. Oktober 2013

Schwindel auf Gipfeln und Gräten

Ob man Schwindelgefühl an steilen Bergflanken hat oder nicht, das weiß man erst, wenn man oben ist und hinunterschauen muß. Martin, der Oberministrant in Killwangen, hat mich gefragt, ob ich ihn auch mal in die Berge mitnehme. Wetterhorn! Ist das gut für dich? Er ist begeistert. Auf der Fahrt nach Grindelwald frage ich ihn beiläufig: „Bist du schwindelfrei?“ Er weiß es nicht. „Kannst du von einer hohen Brücke hinunterschauen?“ „Ja ja, gestern habe ich dem Vater beim Dachdecken geholfen, es ging gut“

Wir kommen in Grindelwald (ca. 900 m) an und steigen zur *Gleckstein*-Hütte (2317 m) auf. Der Weg ist bei einigen Passagen sehr exponiert, Sicherungsseile sind montiert; sind jedoch die Steine und Tritte dazu noch naß, dann kann es recht gefährlich werden. Alles kein Problem für Martin, wenigstens läßt er nichts merken.

In der Hütte passiert mir beim Anpassen der Steigeisen ein Malheur: der Schaubenzieher rutscht mir auf einen Finger, der blutet stark. Die Hüttenwartin ist auch Krankenschwester und behandelt mich sofort.

Wir sind nicht sehr viele, die aufs Horn gehen. Eine Gruppe, es ist eine Familie aus Deutschland steigt nicht über den Grat auf sondern über die Bergflanke und läßt eine Unmenge Steine herunter, die pfeifend über uns und neben uns niedersausen, ich rufe laut, denn das ist lebensgefährlich. Doch die hören und merken nichts. Bald erreichen wir den rettenden steilen Grat, der uns zum Wettersattel (3508 m) führt.

Martin atmet schwer, ist ganz bleich und zittert. Weil er mir nachklettert, merke ich es erst jetzt. Da fragt er mich: „Müssen wir da hinauf?“ „Nein, nein, ich wollte dir nur einen Wunsch erfüllen“. „Magst du nicht mehr, sollen wir umkehren?“, frage ich. Er nickt und ist erleichtert. Nachher habe ich mich gefragt, kam der Schock, kam die Angst durch den gefährlichen Stein-schlag oder wegen des doch recht exponierten und steilen Grat?“ Ich weiß es nicht, damals wußte ich nur eines: Umkehren und sicher absteigen. Ich sichere ihn über Fels und Firn am Seil bis zur Hütte. Jetzt kann er wieder lachen.

Mit der 4. Gymi zur Dossenhütte

Das war einer Zeit, als ich das Alpin-Virus hatte. Ich bin Präfekt der vierten Lateinklasse in Sarnen. Die vier Besinnungstage, die jede Klasse mitgestalten kann, ist mit meinem Vorschlag einverstanden, nachdem ich den Plan mit den Berg erfahrenen Wallisern gründlich besprochen habe. *Risiken* sind: früher Schneefall, anfangs Oktober nicht unmöglich; weiter die ganze Klasse (das sind 28 Schüler) in der Hütte auf 2663 m für vier Tage einquartieren, Proviant und Holz hinauf tragen; viele Stunden Aufstieg. Da ich Route und Hütte von vielen früheren Begehungen gut kenne, kann ich die Schüler hinreichend informieren und auch motivieren.

Was schleppen wir alles mit: 72 kg Brot, je 3 kg Käse und Butter (in den Schnee vergraben, was die Bergdohlen auch beobachtet haben, dann Milch, Fleisch, je Schüler 5 kg Holz un-w. Das Brot, das wir täglich draußen dreimal von der Sonnenseite der Hütte in den Schatten verschieben müssen. Am ersten Tag essen sie just die Hälfte des Brotes, am zweiten ein Viertel, am Dritten immer weniger, so dass wir beim Abschied am Samstag noch 10 kg zurück lassen können, für jene Alpinisten, die in den kommenden Tagen in der Hütte nach dem Schlechtwettereinbruch eingeschneit sind, wie mir der Hüttenwart nachträglich dankend mitgeteilt hat. Beim Aufstieg sieht die Klasse wie eine Karawane in der Wüste aus, wenn sie über Schutthal-den und Schneefelder geht.

Da haben wir plötzlich ein Problem. Die Walliser habe ich an die Spitze der Kolonne, ich gehe am Schluß. Viktor pfeift, alles steht still: Andreas ist blockiert, Schwindelanfall, geht keinen Schritt mehr weiter an diesem Steilhang. Pause! Verpflegt euch wieder! Ich steige zu Andreas auf: drei Schüler halten ihn fest, dass nichts passiert. Ich gebe ihm ein Valium. Nach einiger Zeit geht es ihm besser. „Keinen Blick hinunter und trete genau in meine Stapfen. Dann geht alles gut“, sage ich ihm. Er steigt mir nach, wie ein Hündlein! Glück gehabt, sein Schwindel ist überwunden. Wir steigen weiter zu Hütte. (2663 m)

Schwindelgefühl kann wirklich beängstigend sein!

20. 12. 2013

Mit Eugen auf dem Basodino (3273 m)

Im zweiten Jahr (1980) machten wir drei Pfarrer von Neuenhof, P. Eugen Joller, P. Roland Topitsch und ich, im Maggiatal (auf Monti di Broglio) Ferien. Das „Haus“, ein altes Rustico, dem einige Ziegel fehlten. Neben uns gab es in den dicken Mauern noch Dauergäste (Ghiri Siebenschläfer), die uns oft hinter unsere Vorräte gingen, einmal sprang einer des Nachts P. Eugen aus der Mauer mitten ins Gesicht. Der schrie dann mitten im Schlaf und hatte dann großen Schrecken

Die ersten paar Tage hat es ständig geregnet und P. Roland musste über seinem Bett den Schirm aufspannen. P.Eugen. Wir machten dann einen Ausflug zur Basodino Hütte (1856 m). P. Roland hat geschworen, nie mehr in einer solchen Hütte zu schlafen. Mit P.Eugen stieg ich anderntags auf den Basodino Doch er stieg nicht ganz zum Gipfel herauf, sondern blieb einige

Meter weiter unten und vertilgte sein Eingeklemmtes. „Komm herauf, die wunderbare Aussicht!“ rufe ich. Er blieb wo er war. Da habe erstmals bemerkt, dass nicht schwindelfrei war. Viele wissen das erst von sich, wenn sie einmal auf schwindliger Höhe oder auf einem Grat stehen, zittern und blaue Lippen bekommen, während andere einen Hochgenuss haben.

Nebenbei ist mir aufgefallen, dass in diesem Gebiet zwischen dem Tessiner Maggiatal und dem italienischen Pomat (Formazza), auf der Landesgrenze Berge auch noch deutsche Namen tragen wie Kastelhorn, Marchhorn (=Grenzhorn!), als zur Zeit der Entstehung der Landeskarte im Pomat noch deutsch, dh Walsertitsch gesprochen wurde, vor der Bildung des italienischen Einheitsstaates.

„Die Städter mit ihren Weibern“

Eine der ersten Bergtouren habe ich mit meiner Cousine, der ich Taufgötti bin, gemacht, und zwar auf den *Glärnisch*. Ein Freund meines Vaters, sehr sittenstreng, hatte von unserem Plan erfahren, und dem Vater meiner Cousine in einem Brief Vorwürfe gemacht, dass er bei diesem skandalösen Verhalten von Göttli und Gottenkind nicht einschreite, sondern gleichsam seinen väterlichen Segen dazu gebe.

Nun, davon haben wir anfänglich nichts gewusst, nachher war es aber für uns recht amüsant! Ich habe, wie ich meine Cousine Brigitte einlade, mit mir auf den *Glärnisch* zu kommen, gespürt, dass sie von einer anstrengenden Bergtour nicht besonders begeistert ist, doch sie kommt immerhin mit. Wir fahren mit Bahn und Postauto von Zürich bis Hintere Klöntal und steigen dann auf zur *Glärnischhütte* bei 1990 Metern.

Wie wir dort in den Aufenthaltsraum eintreten, sehen wir an der Fensterfront eine Viererpartie beim Jassen, bei viel Stumpenrauch! Damals eine klassische SAC Situation. Sonst sind kaum andere angekommen. Da ruft einer, als er uns eintreten sieht, in ziemlich unfreundlichem Tone aus: „Dass die Städter ihre Weiber immer in die Berge mitschleppen müssen!“

Wir sehen uns beide ob dieser ‚freundlichen‘ Begrüßung verduzt an und denken, hoffentlich wird uns morgen der Berg etwas liebevoller empfangen, wollen wir doch auch über Gletscher gehen.

Doch es geht alles gut, aber ich sehe schon, Hochtouren sind bislang nicht die Freizeitbeschäftigung von Brigitte gewesen.

Bergtouren im Ausland

Mir ist oft geraten worden, auch einmal im Ausland, zum Beispiel in andern Teilen der Alpen, etwa in Österreich zu klettern. Die östlichen Alpen, oder auch die Berge des Südtirols sind ja reich an schönsten Touren, ich denke an die Dolomiten, wo ich mit meinem Mitbruder *Arno Hagmann* über die Seiser Alm den *Schlern* bestiegen habe. Doch meine Leidenschaft war doch, gar nicht nationalistisch, auf die Berge der Schweiz fokussiert. Da habe ich auch meine Bergkameraden gehabt.

Nun es gibt doch über einige Touren im Ausland zu berichten, die mir unvergesslich bleiben: in *Italien* (der Gran Sasso d’Italia, den höchsten der Apenninischen Halbinsel, den Monte delle Fate (1090 m), dem Hausberg von *Sonnino*, wo *Angelo Stirpe*, der Schwager meiner Nichte

Gabriella, viele Jahre als Hausarzt wirkte. Dann der *Monte Soratte* (691 m) im Tibertal, nördlich von Rom.

Nicht vergessen darf ich: dem heiligen Götterberg der Griechen, dem *Olympos*, habe ich ebenfalls die Ehre erwiesen.

Gran Sasso d'Italia

Der höchste Gipfel dieses Gebirgsmassivs, von dem aus man bei guter Sicht beide Meere, die Adria und das Tyrrenische Meer, erblicken kann, ist 2912 m hoch. Als wir, *Angelo Stirpe* und ich, früh an einem Junimorgen, von Rom Richtung *L'Aquila*, das vor einigen Jahren durch ein heftiges Erdbeben zerstört wurde, fahren, ist es noch frisch. Ganz oben liegt noch alter Schnee. Wir müssen die letzten Meter zum Gipfel durch ein langes Kamin klettern. Und dann ist es geschafft. Höchster Berg, der ganz in Italien steht. Angelo klettert voraus. Wir überholen einige Norditaliener, die etwas gar grossen Respekt – oder Angst ? – haben. Jetzt bin ich auch oben. Und schon hat Angelo, wie er es nach seiner Tradition immer tut, eine Flasche hörbar entkorkt. Weißwein von seinem Dorf Sonnino. Ich bin etwas vorsichtig: wir müssen ja schließlich wieder hinunterklettern!!

Der Frost schmilzt weg, und als Angelo mich in St. Anselmo in Rom auslädt, zeigt das Thermometer bereits über 30 Grade an.

Monte Soratte (691m)

Dreimal habe ich ihn bestiegen, die Berg im Tibertal, nördlich von Rom. Horaz hat ihn schon besungen: „*Vides ut alta stet nive candidum Soracte*“ (Du siehst den Soracte, weiss von hohem Schnee). Auf dem Gipfel soll nach der Tradition der Papst Silvester zeitweilig als Eremit gelebt haben. Der Berg ist zwar nicht hoch, und hat auch selten Schnee, aber seine markante, zackige Silhouette, und seine einsame Lage in der Tiberebene lassen ihn höher erscheinen als ganze 691 Meter.

Olympos: ‚In der Schweiz sind die Frauen sächlich‘

Das lese ich in einem deutschen Magazin, das in der Olymp-Hütte aufliegt. Ich überlege, stimmt: wir sagen s'Rösli, s'Emilie, s'Lisi usw. Sächlich aber nur sprachlich und lieblich im Diminutiv!! All ihr lieben Frauen, Ihr seid doch sehr weiblich. Doch auch in der Hochsprache sind Mädchen und die Weiber sächlich, warum dann solcher Journalisten Lärm?

Wir sind einige Stunden hier aufgestiegen, eine wunderschöne Landschaft rund um den Götterberg. Der Frühling ist erst angekommen, eine Blumenpracht, wie man sie hier im Süden kaum erwartet. Der Aufstieg zum Gipfel, der doch die 3000 Grenze beinahe ritzt, ist kein besonderes Erlebnis: 2911 m hoch. Fremde und eben auch Einheimische haben die Gegend über der Waldgrenze übel zertreten, niemand hält sich an die Wege, das Gestein ist schieferig, zu klettern bar jeden Genusses. Eigentlich brauchte es keinen Führer, doch er ist obligatorisch, man braucht an steilen Stellen schon gelegentlich die Hände. Aber für einen Götterberg schon recht anspruchslos.

Doch als ehemaliger Schüler bei P. Johannes Nussbaumer, dem ich in den Sprachen (Griechisch, Lateinisch, Italienisch und besonders Deutsch) heute noch so viel verdanke, schätze ich dieses Erlebnis: einfach so!! Ehrlich gesagt: Olymp-Erlebnisse hatte man als pubertierender Gymnasiast doch eher selten.

Monte delle Fate = Berg der Feen (1090 m)

Das ist der Hausberg von *Sonnino* (wie oben erwähnt), bietet prächtige Aussicht bis zu Meer. Angelo zieht aus, nein der Berg seiner Kindheit zieht ihn hinauf. Beim Wandern ist er sowieso immer ein paar Schritte voraus. Wie ich zum Gipfel hinauf schaue und von weitem eine Statue einer Frauengestalt sehe, frage ich mich: Madonna oder eben eine Fee? Es ist noch weit, die Gipfel- Statue kommt mir noch so klein, weit oben, vor. Doch bald bin ich auf dem Gipfel. Stehe neben der Statue. Hoppla, die ist ja nur etwa 50 cm hoch, gar nicht monumental! Sonst sind keine Feen hier oben. Angelo entkorkt wieder eine Flasche, einfach obligat. 24.12.

13

** ** *

Großes Fußhorn (3626 m)

Wir sind wieder zurück in der Schweiz, im Wallis.

Die zackige Bergkette der Fußhörner sieht man sogar vom Bahnhof Brig aus. Am 11 August 1965 besteigen wir das *Große Fußhorn*. Wir sind eine kleine Gruppe von zwei Seelsorgern (Walter Küng und ein Thurgauer Vikar) von der Faldumalp und mir, und dem Bergführer Heinzer. Ich freue mich auf die Tour. Ich kann dabei sicher noch einiges lernen: Klettertechnik, Gefahren und auch bezüglich Kameradschaft.

Die Fußhörner sind aus bestem Aaregranit, fein zum Klettern. Einen Bergführer könnte ich mir ohnehin nicht leisten bei einem Feriengeld von Fr. 210 für vier Wochen!!

In der Oberaletschhütte ist ziemlich Betrieb. Für jene, die auf das Aletschhorn (4193 m) steigen, beginnt der Abmarsch kurz nach 2.00 Uhr. Ein anstrengender, langer Aufstieg. Für uns doch eine Nummer zu groß.

Wir gehen ebenfalls, noch vor dem Morgengrauen, um ca. 5.30 Uhr weg. Beim Schuhe Anziehen erlebe ich die erste Überraschung: die Bergschuhe sind noch draußen vor der Hütte. Gesternabend habe ich sie zum Trocknen an die Sonne gestellt. Wir sind gestern lange im Schnee marschiert. Am Morgen sind sie *voll* Schnee. In der Nacht hat es ergiebig geschneit!! Beim Klettern werden die Griffe ziemlich kalt sein!

Das große Fußhorn erhebt sich direkt über der Hütte, fast 1000 m höher, so brauchen wir sicher drei Stunden. Im oberen Teil leichte Kletterei. Bergführer Heinzen geht mit seiner Kerzenlampe recht zügig voran: Tritt für Tritt. Sobald die Griffe von Auge sichtbar werden, stellt er sie in die (vermutlich stets gleiche) Felsnische, und weiß beim Absteigen noch genau, wo sie auf ihn wartet. Jetzt kann er ‚freihändig‘ klettern.

Wir kommen gut voran. Griffe hat es jede Menge, es ist eine Pracht zu klettern!

Der Abstieg hat, wie oft seine Tücken. Der Thurgauer Vikar ist gar nicht erfahren im Klettern. Wer weiß, vielleicht kommen ihm bei dieser neuen ‚Aktivität‘ auch etwas Schwindel und Angst auf. Schon beim Aufstieg kletterte er mehr mit den Knien als mit den Füßen, und jetzt beim Abstieg bremst er mit dem Hintern. Diese ‚neue‘ Technik habe ich bis heute noch nie gesehen, und der Neuschnee macht’s auch nicht angenehmer.

Der Bergführer klettert dem Neo-Alpinisten zur Sicherheit voraus und zeigt ihm die Griffe. Da kommt meine Stunde: Führer Heinzen übergibt mir das Seilende oben zum Sichern. Der Leser kann sich vorstellen, welches Gefühl des Stolzes mich plötzlich überfällt, da ich die Vierer-Seilschaft jetzt sichern darf!

Wir haben beim Abstieg viel Zeit verloren und kommen bei der Seilbahn Belalp-Blatten zu spät an.

Doch der Bergführer kommt mit drei Priestern an die Bergstation: dieser Umstand läßt im katholischen Wallis eine Seilbahn auch zu Unzeit nochmals fahren.

Frühlingstour zur Maiensäss

Im Urner Reusstal kenne ich zwei Maiensäss und hab sie lieb gewonnen: *Schwandiberg* ob Erstfeld und *Wannisflue* ob Wassen:

Schwandiberg (1180 m)

Es gibt zwei Aufstiege zum Schwandiberg hinauf: einer führt direkt hinter Bahnhof und Dorf, an der Stelle vorbei, wo beim Bau einer Steinschlagmauer Arbeiter einen sensationellen Fund machten: ein keltisches „Depot von drei Armringen und vier Halsringen von bezaubernder Schönheit, alles aus Gold, heute im Landesmuseum Zürich“ zu bestaunen. Alexander Demandt bemerkt in seinem Keltenbuch: „Als einziges Volk der Antike zogen die Kelten kostbar geschmückt in den Kampf. Zur Herausforderung des Gegners trugen sie Ketten, Spangen, ja ganze Panzer aus Gold.“

Der andere Aufstieg führt vom Bruust durch einen steilen Föhrenwald über Rimiberg zur Bergstation der Schwandibahn. Von dort führt ein Höhenweg zur Strängmatt, wo bis vor kurzem noch eine Pension und ein Bergrestaurant geführt wurde. Auf dem Weg dorthin bin ich im Hochsommer ganz allein gewandert und einem deutschen Ehepaar aus Frankfurt begegnet. Die Bremen und Mücken haben sich zu wahren Plagegeistern entwickelt. Da bemerkt der Herr, ziemlich beleibt und genervt: „Ach, diese Viecher, die haben mich fast gefressen.“ Ich bemerke kurz: „Aber, haben aber noch ziemlich viel übrig gelassen“, wobei die Dame kurz: „Ja das reicht schon noch!“

Die andere Maiensäss ist die *Wannisflue* (1132 m), zu der vor einigen Jahren nur ein Wanderweg führte, dann wurde, auch mit Bundesmitteln (!), ein Fahrsträsschen gebaut. Die Aussicht auf die gegenüberliegende Talseite ist imposant: wie in einer Modelleisenbahn schlängeln sich die Gotthardzüge um das Kirchlein von Wassen durch die Kehrtunnels und über Brücken den Berg hinauf nach Göschenen. Auf dem Weg zur Wannisflue sind im Monat August die vielen Roten Holunderbüsche reif. Gute Ernte für Konfitüre!

Kollegium Sarnen

Pädagogik ?

1955 im Herbst hat mich Abt *Stefan Kauf* nach Sarnen geschickt. Die restlichen Einzelheiten lagen in den Händen von Rektor *Bonaventura Thommen*. Der hatte viel mehr Macht in der Schule und Verfügungsgewalt über seine Mitbrüder als ihm eigentlich als Rektor zukam. So hatte ich die Klassen und Stunden von seinem verstorbenen ‚Sekretär‘ *Gander* zu übernehmen: Geografie in der 1. Latein und 1. Real, Französisch in 1. Real und Arithmetik in der 2. Real. Damals zählten fast alle Klassen 30-36 Schüler. Man ‚füllte auf‘, so viel Schulzimmer und Schlafsäle fassen konnten.

Von Pädagogik und Methodik hatte ich keine Ahnung: nur etwas schwebte mir vor: so wie ich die Schule als Schüler erlebt hatte, wollte ich es nicht machen. Ich hatte mir schon bald ein Büchlein über Erziehung verschafft. *P. Simon Koller*, damals im Konvikt Präfekt über 150 Buben, hat es gewundert: ‚Was lesen Sie da?‘ Mit Verachtung gab er mir das Büchlein zurück und bemerkte stolz: ‚Das ist Theorie!‘ und klopfte sich auf Brust und Bauch: ‚Praxis, das zählt‘ Jetzt wußte ich es.

Er lag gar nicht so falsch, nur war schon damals körperliche und schlagende Pädagogik nicht mehr im Trend.

Er, der Innerrhödler hätte doch Verständnis haben müssen für *Willi Brülisauer*: der weinte mal im Bett, kurz nachdem er wieder in die Klasse nach Sarnen zurückgekommen war. Seine Klassenkameraden riefen nachts *P. Simon*. Der kam herauf und fragte *Willi*: ‚Warum brüelescht du?‘ ‚Ich ha Hääweh‘. Da gab er dem Kleinen eine Ohrfeige und sagte: ‚Do häsch förs Hääweh!‘

Übrigens war *Willi Brülisauer*, so klein er war, wie ein echter Appenzeller, um eine Antwort nicht verlegen. Im Deutschunterricht bei *P. Alfons Rüttimann*, hatten die Schüler wegen seines Sprachfehlers beim Diktat oft Verständnis-Probleme. Konsonanten gingen sehr unscharf über seine Lippen. Es war gar nicht immer so klar, was er eigentlich diktierte. Da streckte *Willi* einmal auf und sagte, er hätte es nicht recht verstanden, auch bei der zweiten Wiederholung nicht. Das war für *P. Alfons* doch zu frech, denn er fühlte sich wie ausgelacht und gab *Willi* eine Ohrfeige. *Willi* darauf: ‚Jetzt hab ich Sie verstanden‘.

Tägliche Messe

In einem katholischen Internat war der tägliche Besuch der Messe während all den Jahren üblich, ja ganz selbstverständlich. Man hatte meist auch nur Schüler aus den katholischen Stammlanden der Innerschweiz, aus dem Wallis oder auch aus dem Tessin. Er gehörte zum Tagesprogramm wie das Studium, die Schule oder etwas salopp gesagt, wie auch das Schuhe putzen oder der beaufsichtigte zweimalige Spaziergang der ganzen ‚Schülermasse‘ durch die prächtige Genden des Kantons Obwalden: Vorne eine Aufsicht für Richtung und Ziel, hinten ebenfalls ein Pater, wie bei einer Viehherde beim Alpaufzug, für die Ordnung.

Doch nicht selten hatte die Schule und besonders das Internat Jugendliche aus der Diaspora, aus kirchenfernen Familien, zwar getauft, doch meist ohne jeglichen Bezug zu Kirche und

Glauben. Für mich bedeutete diese ‚Welt‘ und Tradition wenig Probleme. Anfänglich. Ich war ja auch Ministrant in der Pfarrkirche St. Nikolaus in Wil.

Zu gewissen Zeiten des Kirchenjahres lebten wir im Internat fast wie Mönche. Nicht gerade siebenmal im Tag, doch am Sonntag: zwei Messen: eine Kommunionmesse, ganz still, und das feierliche Konventamt, die Vesper, Abendgebet, im Monat Mai die Maiandacht usw.

Meßdispens und Schelte des Rektors

Viele Schüler, besonders meine Handelsschüler, und die meisten Tessiner, wurden schlicht wegen der Schule, der Sprache zu uns geschickt, und viel weniger wegen der religiösen Welt eines katholischen Internates. Und hier liegt das Problem dieser heranwachsenden Jugendlichen. Ich erinnere mich an einen Tessiner aus einer liberalen Familie sehr unter dieser Situation litt. Man sah es ihm buchstäblich an, wenn er in die Messe gehen sollte: Die konzentrierte religiöse Praxis im Internat war ihm fremd. Zuhause kannte er das nicht. Ich sprach ihn darob einmal an, und erlaubte ihm, gelegentlich während der Messe unserer Abteilung im Studiensaal zu bleiben. Allein das Gespräch und die gewährte Erlaubnis wirkten befreiend bei ihm.

Das teilte er seinen Eltern mit, die dem Rektor postwendend schrieben und die Schule ob dieser fortschrittlichen Entscheidung lobten. Dieser gab das Lob nicht an mich weiter, sondern bedachte mich mit einer groben Schelte.

Gewisse Probleme von Schule und Internat wurden lange Zeit verdrängt, waren einfach tabu. Nach diesem Fall habe ich einsehen müssen: allein, ohne Zustimmung der Obern und der Gemeinschaft, und gegen alle ‚Tradition‘ kannst du nicht angehen, keine neuen Unterrichts- und Erziehungsmethoden anwenden. Das erzeugt nur Verhärtung in einer Gemeinschaft. Ein Dialog wird erschwert, so einer überhaupt mal statt gefunden hat. So wirst du nur isoliert, oder gar gemobbt.

1948: Jugendlicher Leichtsinn: Älggi

Es hätte schlimm enden können. Wir vier von der Maturaklasse in Sarnen machten am Skitag im März/April 1948 einen Gewaltmarsch mit Skis auf dem Rücken von Sarnen über Sachseln, kleines Melchtal aufs *Älggi*, einer Sachsler Alp. Ausser mir kommt mit: *Aldo Godenzi*, der erfahrenste unter uns, später Geografielehrer an der Churer Kanti, dann *Kurt Sovilla*, später Bundesrichter in Luzern und Josef Koller, später Pfarrer in Bremgarten und Oberwil. Die Skis mit den Steigfellen können wir erst kurz unter dem Älggi (1636 m), anschnallen. Vor wenigen Jahren ist durch die ETH diese Sachsler Alp als Mittelpunkt der Schweiz berechnet worden.

Nach dem langen Marsch verzehren wir unseren Proviant: mit reichlich Fricktalerkirsch, gespendet von Pius *Guthauser* aus Zeiningen. Irgendwann macht irgendeiner von uns den Vorschlag, wir könnten eigentlich bis unter das *Abgschütz* aufsteigen, dann hätten wir nachher doch noch eine kurze Abfahrt, da in letzten Tagen die Gegend bereits stark ausgeapert ist. Wenn schon, dann müssen wir sofort aufbrechen, drängt uns Aldo. Wir, die übrigen drei haben vermutlich wegen des Kirsches gar nicht mehr realisiert, dass wir viel zu spät dran sind.

So steigen wir bis unter das *Abgschütz* auf. Der Übergang zur Melchsee-Frutt ist im Winter zu riskant und steht für uns gar nicht zur Diskussion. Aber plötzlich steigt Kurt ohne Rucksack und Ski (zum Rekognoszieren?) ohne uns etwas zu sagen zum *Abgschütz* (2263 m) auf. Lässt viel Schnee und Eis auf uns herunter. Wir rufen ihm zu, keine Antwort, wir hören und sehen nichts mehr von ihm.

Wir sind geschockt, packen seine Ausrüstung, jeder von uns Dreien nimmt etwas davon mit. Wir fahren nach langem Warten zum Älggi hinunter. Es dunkelt bereits ein, bei der Abfahrt ist

die Sicht so schlecht, dass wir gelegentlich nicht mehr wissen, geht's hinauf oder hinunter, und purzeln viel in den Schnee. Dann kommt der lange Marsch nach *Sachseln*, wo wir um 10 Uhr nachts ankommen. Der eine Gedanke quält uns: wir haben Kurt verloren. Im Restaurant *Schlüssel* haben wir erst Gelegenheit, unserem Präfekten, P. Dominik Löpfe, zu telefonieren: wir sind ja schon längst überfällig. Er spart nicht an Vorwürfen und sagt uns, wir sollten sofort heimkommen, Kurt sei schon lange im Kollegium. Staunen und raten: was ist da passiert? Wir rennen zum Bahnhof, lösen die Fahrkarten, einer ist am Ende seiner Kräfte. Dem Lockführer rufe ich zu: Es kommt dahinten noch einer. Der wartet geduldig, bis wir vollzählig sind. Die wenigen Kilometer nach Sarnen, hätten wir vermutlich gar nicht mehr geschafft, so erschöpft waren wir.

Im Kollegium nochmals Vorwürfe! Am nächsten Morgen: genaue Kontrolle, ob wir alle zum Frühturnen erscheinen.

Unsere einzige Frage: wie kam Kurt nach Sarnen, so viele Stunden vor uns? Der ‚Weg‘ vom Abschütz zur Frutt schaffte er durch den knietiefen Schnee. Er ging ins Hotel, wo er verpflegt wurde. Sie wollten ihn nicht gehen lassen, denn die Seilbahn zur Stöckalp hinunter war ohnehin schon abgestellt. Für Kurt liess der Maschinist die Bahn wieder an, und von der Stöckalp durfte Kurt auf dessen Velo ins Kollegium hinunterfahren, was keine besondere Anstrengung für ihn mehr war.

Fricktaler Kirsch! Eine Geschichte, die noch gut ausgegangen ist!.

Postamt im Kloster

Die Verteilung der Post im Kloster hat Ähnlichkeiten mit jener in den Grossbetrieben der Wirtschaft. Das Postgut geht durch mehrere Hände, bis es endlich beim Adressaten landet. An sich nichts Spannendes. Der Postbote oder Briefträger bringt es um 9.00 Uhr an die Klosterpforte. Dort erfolgt eine erste Sortierung: Die Schülerpost wird ausgeschieden. Jene für die Mönche muss Bruder Kajetan dem P. Prior bringen. Der sichtet das Postgut; unter welchem Gesichtspunkt ist mir nicht bekannt. Interessiert mich auch nicht. Nur fällt mir auf, dass dieser Vorgang zeitlich sehr unterschiedlich dauert. So war es vor vielen Jahren. Da hat sich heute vieles geändert.

Die Internatspost wird im Postzimmerchen abgelegt. Je nach Abteilung nimmt der zuständige Präfekt seine Post zuhanden und verteilt sie während des Mittagessens seinen Schülern. Pakete: die teilt der Präfekt den Schülern mit. Diese können die Päcklein im Postzimmer nach dem Essen holen.

Die Post für die Mönche nimmt einen anderen Gang. Hier schaltet sich noch ein monastisches, disziplinäres Problem ein, denn die böse Welt könnte sich heimlich ins Kloster einschleichen. Hier ist eine Kontrolle des Klosterobers einfach angebracht. An der Korrespondenz ist der Kontakt der Mönche mit der Welt (mit fremden Menschen beiderlei Geschlechts) ja leicht ersichtlich. Nebenbei lernt der Obere so seine Mitbrüder auch von einer anderen Seite kennen. Ohne die geringste Neugier, versteht sich! Ein verantwortungsvoller hoheitlicher Akt. Eine wichtige, aber informative Tätigkeit der Obrigkeit. Ist das gemacht, nimmt Bruder Kajetan das Postgut entgegen, fährt mit dem Lift in den Dachstock in sein Zimmer hinauf und nimmt die Feinverteilung vor, und kommt lange, lange nicht mehr herunter. Nachdem er sein Wissen auf den aktuellsten Stand gebracht hat geht er ans Werk. Zimmer für Zimmer begrüsst er mit zartem Klopfen.

Einmal war ich auch ein Empfänger. Ich höre ihn, den Bruder Kajetan, schon von weitem, wie er den langen Klostergang daher schlendert. Er steht lange vor der Zimmertüre. Ich frage mich, welches Glück kommt heute zu mir? Dann klopft er endlich. Er öffnet die Tür und ich sage ihm

ganz spontan: heute bekomme ich eine Ansichtskarte. Er ist ganz verdutzt wie einer, der auf frischer Tat ertappt ist und schleicht davon. Vielleicht war die Schrift zu unleserlich oder der Text zu lang?

Zwei Kajaks auf dem Sarnersee

Am Abend des Weissensonntags 1962 sitze ich mit P.Lukas am Sarnersee, dort, wo die Sarneraas aus dem See fließt, auf der Bank einer unserer Badehütten. Da rudern zwei Kajaks von Sachseln her: zwei Buben (um die 15 Jahre). Man sieht's von weitem: selbst gebastelt. Ich frage sie: wie kommt ihr zu diesen Schiffchen? Ganz stolz sagen sie, wir haben sie selbst gebaut. Da schießt mir der Gedanke in den Kopf: das kann ich auch. Ich kaufe am andern Tag eine Bauanleitung eines Verlags in Ravensburg, gehe zum Kollegischreiner Schälli. Ihm habe ich bei der Montage der Kleiderschränke fürs Internat oft geholfen. Nach wenigen Tagen kann ich im Untergeschoß des Konvikts eine Werkstatt einrichten, mit freundlicher Genehmigung des Präfekten P. Thomas Hardegger. Ehrlich gesagt: die Erlaubnis der Obern habe ich nicht eingeholt. Es ist die Zeit des ‚*Interregnums*‘, Abt Stefan liegt schwerkrank im St. Anna Spital in Luzern, P. Superior Beda hat vor einigen Monaten bei einem Sturz das Bein gebrochen. Und ich habe erst vor wenigen Monaten mein Studium in St. Gallen abgeschlossen. Die Pflicht, um Erlaubnis zu fragen, habe noch nicht voll wieder in mir. Mitten im Schuljahr muß ich mit dem Unterricht in den Wirtschaftsfächern in Handelsschule und Lyzeum beginnen: und P. Robert Müller und P. Burkard Wettstein entlasten.

Ich entscheide mich gerade für *zwei Kajaks*. Allein rudern ist nicht so schön, denke ich. Die Arbeit geht gut voran. In der freien Zeit kommen die Buben, sie sind neugierig, was da herauskommt, und sehr oft für mich eine Hilfe. Die Arbeit dauert ganze zwei Monate. Ich muss viel lernen, wie man Holz bearbeitet, genau abmessen. Einmal habe ich um wenige Millimeter ‚daneben‘ gewerkt, und schon wirkt sich das überall aus!

Ich brauche Holz: astfreies Fichtenholz für die Längsspannten, zwei Steven aus Eichenholz für Bug und Heck, an die man die Spannten, Kiel (Innenkiel und Aussenkiel) befestigt, Querspannten (biegsames Eschenholz), die ich in den grossen Kochkessi der Schwesternküche im siedenden Wasser der Querkrümmung der Schiffchen anpasse.

Zeltblachen erhalte ich vom Leiter des Sarner Zeughauses Oberst Heuberger. Ich bespanne die fertigen Bootgerippe, montiere den Aussenkiel, das Deck. Mache die beiden Ruder, alles nach Anleitung, Sitz und bewegliche Rückenlehne, Fußstütze, und fertig ist alles. Die Buben tragen die Boote an den See, große Schau für die Internen, die alle beim ‚Fahrtest‘ zuschauen. Am 11. Juli ist der endgültige Stapellauf, ohne Cognac und Schiffspatin, alles geht reibungslos vor sich. Ich bin schon ein wenig stolz. Nachträglich muß ich sagen: es war zwar etwas riskant, in jeder Hinsicht, und ich so unerfahren und laienhaft. Aber die Boote schwimmen, sind seetüchtig! Ein erhabenes Gefühl!

Leider ist die Geschichte mit den beiden Booten noch nicht zu Ende. Mein Tun bleibt dem Kloster nicht verborgen. Nach der Abtwahl (P. Dominik) gibts einen Sturm der Zeloten auf den Abt. Nicht so sehr der Bau der Kajaks ist das Ärgernis, man überlegte sich: in der Kutte im Kajak zu rudern geht doch nicht, schließlich ist P. Jodok Rigert Jahrzehnte lang in der Kutte auf dem See fischen gegangen, nicht in Badehosen sondern eben mit diesem wichtigen Akzidenz, der Mönchskutte.

Inzwischen bin ich Präfekt im Konvikt (Handelsklassen) geworden. Eines Tages kommt Abt Dominik zu mir und verbietet mir, mit den Booten zu fahren (man ärgert sich im Kloster):

„ Sie müssen die Boote wegtun!“

Ich bin konsterniert, dann fasse ich mich und sage: „Gut, dann mache ich am See unten ein Feuer, lade alle Schüler ein und verbrenne die beiden Schiffchen.“ Da wird es Abt Dominik schwer ums Herz. Denn er selbst hat immer Freude am Basteln gehabt und auch an meiner Arbeit. So kann der Untergang meiner Boote abgewendet werden.

Man muß sich vorstellen, welche Reaktionen das Verbrennen der Boote in der Schule und im Dorf ausgelöst hätten.

Experiment zu riskant

Sonntagsgottesdienst, die Konventmesse der Klostersgemeinschaft war sehr oft nicht so gestaltet, dass Jugendliche angesprochen werden konnten: die ganze Atmosphäre empfanden sie als leblos, steril, obwohl die Sänger des Konventes und der Kirchenchor sich nicht wenig Mühe gaben, den Gottesdienst in der neuen Kollegikirche würdig und liturgisch korrekt zu feiern. Die Diskrepanz zwischen unserem Choralgesang zum Beispiel und der Musik, welche die Jugend vermehrt hörte, war offensichtlich gewaltig. Wir waren auch nicht bereit oder auch nicht fähig, über die Kluft eine Brücke zu bauen.

Als Präfekten lagen uns die Klagen und der Missmut über den Zwang ständig in den Ohren. P. Eugen und Fr. Damian (Walter Jenni) hatten im Frühjahr 1972 eine Unterredung mit Abt Dominik, der uns die Erlaubnis zu Experimenten gab: Gottesdienste gestaltet für die Jungen und durch die Jungen, besonders aktiv war *Andrea Ferroni*. Es bot sich die Gelegenheit dazu am Fest St. Benedikt (21. März): Abendgottesdienst ohne Konvent und Öffentlichkeit.

Wir glaubten: das sei *die* Chance, doch die Umstände waren nicht gut. Während des Gottesdienstes patrouillierten im Kapellenrundgang die ‚Spitzel‘ und bemerkten alles, was in ihren Augen theologisch und liturgisch nach ihrem Geschmack nicht ganz lupenrein war. Ich weiss auch nicht, ob Abt Dominik die Hausobern und den Konvent über seine Genehmigung dieses Experimentes informiert hatte. So oder so: der Gottesdienst war das Gespräch in und ausserhalb des Kollegium, fand aber guten und spontanen Anklang bei den Schülern. Das half aber gar nicht. Wir waren gezeichnet, besonders ich, musste es über Jahre hinaus spüren: Experiment misslungen und die Einsicht, gegen den Mainstream kann allein keiner schwimmen.

Tessiner

Tessiner, die in Deutschschweizer Schulen geschickt wurden, waren in der Regel sehr begabt, profitierten im späteren Berufsleben von dieser Ausbildung. An der Aufnahmeprüfung zur Handelsschule lieferte *Daniele* schlechte schriftliche Resultate. Ich nahm ihn trotzdem auf. Auch darum, weil sonst kein Tessiner in der Handel mehr gewesen wäre. Nach einigen Monaten fragt er mich, weshalb ich ihn trotz der schlechten Prüfung aufgenommen hätte. Er wollte nicht in ein Internat und gar in die Deutschschweiz gehen. Bei der mündlichen Prüfung und im Gespräch mit ihm merke ich bald, dass er ein intelligenter Jugendlicher ist, ihm selbst passte das gar nicht, da er der einzige Kandidat aus der italienischen Schweiz war, früher hatte ich sechs und mehr Südschweizer. Tessiner und welsche Schüler bereichern jede Schule.

Nach zwei Jahren bittet er mich vor Trimesterbeginn um Nachhilfestunden in der Buchhaltung. Ich bemerke ihm aber, dass er ja ganz passable Noten im Zeugnis habe. Anfänglich glaubte ich, er habe Schwierigkeiten wegen der Sprache gehabt, dann aber sagt er mir, er habe die guten Noten bei den Prüfungen nur dank seinem guten Nachbarn erhalten! Meinem Mitbruder, P. Burkard, fiel diese ‚Teamarbeit‘ all die Zeit nie auf. Ihm wurde immer stärker bewusst, je näher

die Diplomprüfungen heran kamen, dass er für die Diplomprüfung etwas mehr von Buchhaltung verstehen sollte. Das brachte ich ihm in wenigen Lektionen bei. Den ‚Dreh‘ der Doppelten Buchhaltung hatte er innert kurzer Zeit verstanden. Und da staunt man: nach dem Diplom bekam er eine gute Stelle in der Steuerverwaltung der Stadt Lugano!

Nebel im Tal

Anfänglich war mir gar nicht bewußt, dass der häufige Nebel in Sarnen für die Tessiner, die Bündner aus den Südtälern und die Walliser etwas Fremdes war, Nebel, der damals in den 60er Jahren über Wochen im Tal lag und sehr viel dichter war als heute, kannten sie nicht. Ich würde nicht behaupten, dass sie depressiv wurden, doch die Atmosphäre unter ihnen schien mir schon etwas gedrückt. Im Winter konnten wir an freien Nachmittagen auf die Skipisten von Lungern-Schönbühl, Mörlialp oder an Sporttagen auf die Frutt: alles über dem Nebel.

Die *Kost* aus der Schwesternküche – bei dem bestehenden Pensionspreise! – würde ich nicht exquisit und auch nicht südländisch nennen. Die Tessiner verschwanden nach dem Essen bald einmal im Schlafsaal und belebten mit Salami ihre heimatlichen Gefühle.

Einmal hatte ich den Eindruck: in diesem Schlafsaal riecht es nach Knoblauch. Ich ging der Spur nach und fand im Kleiderkasten eines Metzgersohnes, an der Stange schön aufgehängt, anstelle der Kleider, viele Paare Landjäger. Zwischenverpflegung!

Die Rhonheimer Buben Daniel und Martin

Daniel erzählte mir seine Geschichte selbst. Er ist in meiner Abteilung in der 4. Gymnasialklasse. „Ich musste zur Strafe einmal im *Schulhaus Zürich Enge* nachsitzen und bekam eine Arbeit aufgebremmt. Das war an einem Mittwochnachmittag. Ein katholischer Vikar hatte im gleichen Zimmer Religionsunterricht. Ich saß hinten und hörte interessiert zu. Wir sind eine jüdische, sehr liberale Familie in Stadtteil Enge.

Am Schluß der Stunde fragte ich den Vikar, ob ich am nächsten Mittwoch wieder kommen dürfe. Das Katholische ist etwas Neues für mich. Nach einigen ‚Religionslektionen‘ sagte ich dem Herrn Vikar: ‚Ich will katholisch werden und mich taufen lassen‘. Dann teilte ich mein Vorhaben meinen Eltern mit, die nichts dagegen hatten. Sie ließen sich informieren und schickten mich in das katholische Internat in Sarnen.“

Daniel ein aufgeweckter und intelligenter Schüler, machte 1969 bei uns Matura und studierte anschließend Jurisprudenz. Doch die Geschichte ist noch nicht ganz erzählt: da war noch der jüngere Bruder Martin, der kam nach Daniel auch nach Sarnen: ebenfalls katholisch. Sein Bruder Daniel veranlasste ihn ebenfalls zur Konversion. Über die Details weiß ich nichts. Er machte 1970 die Matura, trat dem "Opus Dei" bei, wurde zum Priester geweiht und ist Professor für Philosophie an der Hochschule des Opus in Rom, in St. Apollinare.

In den 80er Jahren war dann die ganze Familie *Rhonheimer* katholisch, zuerst die Mutter und schließlich auch noch der Vater. Man ist versucht zu sagen: Daniel und die Zeit haben ganze ‚Arbeit‘ geleistet! Katholischer kann man nicht mehr sein. Die Familie engagiert sich in Zürich auch finanziell für das Opus.

Denken wir an James Schwarzenbach, dem eine Schweiz rein mit echten Schweizern vorschwebte. Er wettete auch gegen die Veränderungen, die das Konzil brachte. Auch er war ein Konvertit: rein schweizerisch muß man sein und rein katholisch! Wunderbar! Alles echt!

Das ist der Lebenslauf vieler Konvertiten: hochaktuell ist heute der Lebenslauf von Christen, die Muslime werden: *so fanatisch und zelos* sind jene seltener, die seit Geburt einer Religion angehören. Frage: Waren die Juden, die zur Zeit der Apostel Christen wurden, wie Saulus - Paulus, ebenfalls so ‚heiß‘ gläubig? Liest man in der Apostelgeschichte die Schilderung über den Ersten Martyrer *Stephanus*, besonders seine Rede, die Lukas uns erzählt, so ist man schon versucht sich zu fragen: "Welcher Eifer hatte ihn gepackt?"

Was schreibt St. Benedikt in seiner Regel im 72.Kapitel: Vom guten Eifer, den die Mönche haben sollen: „Wie es einen bösen. bitteren Eifer gibt, der von Gott trennt..., so gibt es einen guten Eifer, ...Diesen Eifer sollen die Mönche mit glühender Liebe üben; das heißt:..."Dann zählt er sieben Merkmale auf: Respekt und brüderliche Liebe, und eine ‚Christusliebe, der sie gar nichts vorziehen sollen‘.

Je eine Seilbahn für beide Dorfparteien

Mörel mit christlich-sozialer und einer katholisch-konservativen Bahn

In Mörel kann man (oder konnte man 1958), um zur Riederalp zu gelangen, wählen zwischen der christlich-sozialen Seilbahn oder der katholisch-konservativen. Der Ausländer, dh. jeder Nicht- Walliser kennt meist diesen feinen Unterschied nicht.

Wie ich dann mit meinem Mitbruder P. Simon Koller, unten in Mörel aus der Kabine steige und ins Dorf gehe, kommt uns ein Herr entgegen. Zu der Zeit reisen wir noch in der Kutte und geben ein klares Signal ab: der Herr ist Gemeindepräsident von Mörel und erfreut, dass wir mit ‚seiner‘ Bahn gefahren sind und nicht mit der Konkurrenz, und zahlt uns ein Bier. Dabei konnte er gar nicht wissen, dass wir ja mit der andern gegondelt sind. Klugerweise schweigen wir und löschen auch so unsern Durst!

Besuch an fremden Gymnasien

Ab 1973 war ich Mitglied der Eidgenössischen Maturitätskommission (EMK) und hatte neben Sitzungen in Bern viele Kantons- und Privatschulen zu besuchen: Zweck: Anerkennung durch den Bund und oft bei Eidgen. Maturitätsprüfungen an fünf Standorten stattfanden, meist an Universitäten, mitzuwirken. Ich erinnere mich an zwei Schüler, die beide Martin hießen, im gleichen Jahr Matura machten und beide blind waren: der eine war in Basel und der andere in Muttenz.

Der Basler Martin, Sohn eines Schulpsychologen. ging ganz allein und sicher auch mit Tram und Bus in die Schule, machte sich seine Notizen auf der Blindenschreibmaschine.

Mit seinem Bruder Werner machte er viele und weite Reisen quer durch Europa auf dem Tandem. Er ist heute in einem Sozialberuf tätig, meist mit Jugendlichen.

Der andere blinde Martin war gleichsam der Liebling der Klasse, ließ sich voll bedienen und führen. Ich konnte es nicht beurteilen, welcher der beiden blinden Martin später im Leben glücklicher wurde, wenn man die Frage in diesen Falle überhaupt so stellen darf.

Gymnasium Oberwil (Basellandschaft): Hill

Bei einem Besuch an der neuen Mittelschule *Oberwil* im Kanton Baselland: fiel mir der Name eines Kandidaten auf: und ich fragte mich, habe ich nicht vor genau 20 Jahren in St.Gallen- St.Fiden, ein Kind auf diesen Namen getauft? Nach seiner mündlichen Maturaprüfung bat ich ihn, draußen noch zu warten. Ich fand dann heraus, dass die Familie früher in St.Gallen wohnte, sein Vater mein Professor war, und dann Rektor der Uni Basel wurde. Stefan Hill, Sohn des Wilhelm Hill, war der Täufling und jetzt Maturand und ich damals Student an der Hochschule St.Gallen.

Messe auf dem Huetstock

An einem Wochenende, an dem die Schüler nach Hause durften, habe ich mit einigen Zurückgebliebenen aus der Abteilung von P. Leo eine Bergwanderung gemacht. Wir waren zu fünft. Am Vorabend stiegen wir bis zum *Juchlipass* (2179 m) hoch, wo auf der *Nünalp* (2130 m) eine kleine Heuhütte steht, wo wir heimlich übernachteten, um am Morgen schon ziemlich auf der Höhe zu sein.

Der Weg zum Gipfel des *Huetstocks* (2676 m) war dann nicht mehr lang. Zu unserer Überraschung war aber bereits eine Gruppe von Jugendlichen aus Luzern auf dem Gipfel. Der Himmel wolkenlos, ein unbeschreibliches schönes Panorama: von den Glarner- und Urneralpen bis zu den Berner- und Walliserbergen.

Wir verpflegten uns und kamen mit den Luzernern ins Gespräch. Dann fragte ich sie, ob es sie stören würde, wenn wir hier oben den Sonntagsgottesdienst feierten. Ganz im Gegenteil: ob sie auch mitmachen dürften. So sangen wir einfache Kanon-Lieder, ich konnte Texte und Gebete einigen Teilnehmern zuweisen. Ich war überrascht, wie aufgeweckt die Jungen waren. Ich weiß nicht mehr, welches Thema uns das Evangelium für das Glaubensgespräch angeboten hatte: die Jungen hatten nicht bloß zugehört, sondern machten eifrig mit und stellten interessiert Fragen, diskutierten so intensiv, dass die Feier gut zwei Stunden dauerte. Und zum Schluß bedankten sie sich. Ich würde sagen: alles hat gestimmt: für sie und für uns. Ein einziger Grund, ganz zufällig? Wie ist das zu erklären?

Natürlich war das vor genau 40 Jahren. In der Zwischenzeit hat sich in Kirche und Welt vieles verändert, ganz besonders im Denken und Empfinden bei der jungen Generation. Die hat sich heute von der Kirche völlig ‚abgenabelt‘. Doch haben sich die Probleme in der Reifung, im Erwachsenwerden so völlig verändert, der Suche nach dem Sinn des Lebens? Müssen wir Erwachsene sie bei ihren Fragen des Glaubens ganz allein suchen lassen?

Geht es nur um den richtigen Anlaß, die günstige Gelegenheit? Was ja recht selten ist, wie Beten auf fast 3000 Metern?

Den Glauben können wir auch nicht dutzende Male in der Woche richtig feiern, wie P. Elmar Salmann, Professor in Sant’Anselmo und an der Gregoriana in Rom, meint auf die Frage, wie er seit über vierzig Jahren täglich die Liturgie gefeiert und wie sie sein Leben geprägt habe: „Zunächst möchte ich das Wort ‚feiern‘ streichen... Man kann nicht jeden Tag Eucharistie ‚feiern‘. Das ist zu viel...“ Wenn man noch merkt und sich bewußt ist, was für die meisten Menschen ‚feiern‘ heißt. Mit P. Elmar, der in Sant’Anselmo oft neben mir saß, habe ich einmal sein Bekenntnis zur Liturgie vernehmen dürfen: das tägliche Chorgebet und Gesang sei die wichtigste Stütze seines Glaubens.

Summerhill im Konvikt?

Erziehung nach A.S. Neill: diese Erziehungsmethode, die eigentlich keine ist, hatte ich Anfangs der 70 Jahre etwas näher studiert und in Ansätzen mit einer Klasse gleichsam ausprobiert. Mit sehr zweifelhaftem Erfolg. Ein klassisches Beispiel für die Einsicht: kein Lehrer und Erzieher kann wie eine Insel wirken. Und damals waren Repression und Zwang noch klassische Wege der Erziehung.

Wie ging das mit der 4. Lateinklasse, die neben den Handelsklassen in meiner Abteilung war? Ich hatte schon zu Beginn des Schuljahres die Absicht, aus dem Konvikt auszuziehen, da ich neben Schule und Präfektur bereits weitere Aufgaben außerhalb des Kollegium aufgeladen bekam. Ich erinnere mich an einen Schüler, der zu Beginn der Stunde sich meldete und fragte: „Wer ist wichtiger: *wir* oder ihre Kommissionen?“, denn ich musste gar nicht selten Schulstunden ausfallen lassen. Meine Antwort: der Fall ist klar, und ich räumte bald einmal ziemlich radikal aus und ab.

Vielleicht geht es sogar ohne mich, war die Versuchung. Schön wäre es, kommt mir der Gedanke. In dieser Klasse gab es eine einflußreiche Gruppe, auf die ich mich verlassen konnte, wie ich meinte; dabei waren auch noch nicht alle ihrer pubertären Phase entwachsen.

Darin lag der Irrtum meines erfolglosen Versuchs, ohne straffe Führung den Verlauf der Klasse zu überlassen. Auch heute sind die Jungen in diesem Alter nicht gegen jede Autorität, jede Ordnung. Mitbestimmung ist bereits ein Fortschritt gegenüber der Diktatur der Gewohnheit und Tradition der Unbeweglichkeit, während sich heute das Umfeld, in dem wir leben, sehr rasch ändert.

Erziehung und Mittelschul-Unterricht durch Mönche?

Geht das? In vielen Situationen bestehen schon ‚Reibungsflächen‘: Schreibmaschine und heute PC sind selbstverständlich, und die Zimmer der Mönche sind übervoll von Büchern, Stromanschluß für viele Apparate: das alles findet man heute dort.

Armbanduhr

Aber damals, als ich 1949 ins Kloster in Gries eintrat, erhielten wir einen Packzettel, worauf vermerkt war, was ein Novize mitbringen sollte, unter anderem eine Taschenuhr, Filz- und Strohhut, Wanderstab usw. Ich nahm meine beiden *Armbanduhren*, die ich schon lange hatte, mit. Das war auch für Abt Stephan noch ein Problem. Niemand im Kloster trug bis anhin eine Uhr am Handgelenk.

Ich fragte den Abt, ob ich eine weitere Uhr kaufen müsse. Das zwar nicht, doch Abt Stephan ermahnte mich, nie ostentativ auf ganz weltliche Manier den Arm ausstrecken und mit dieser Geste nach der Zeit zu schauen, sondern ganz unauffällig, fast scheu unter dem Hemdärmel das Geheimnis lüften.. Ein Mitbruder fand Armbanduhren sowieso völlig unmonastisch, ja für einen Priester ungeziemend, da bei der Elevatio der eucharistischen Gestalten die Uhr am Handgelenk automatisch sich zeigte und beim frommen Volk gewiß ein Ärgernis entstehen müsse.

Auto oder Töff?

Da wird es schon etwas heißer: darf ein Mönch gar ein Auto haben, in klösterlicher Sprachregelung ‚ad usum‘, eben benützen? Ich erinnere mich: Bei der Einweihung der St. Marienkirche in Emmenbrücke (1958) geschah es, dass nach der Liturgie durch Bischof *Franziskus von Streng*, dem es bekannterweise gar nicht gefiel, dass seine Priester Autos hatten, zum Abschluß der Feier ließ er noch die Bemerkung fallen: Emmenbrücke sei nun der klassische Fall, wo der Pfarrer kein Auto brauche: mit ganz ebenem Pfarregebiet, schön abgerundet. Ein Velo reiche völlig! Die meisten Anwesenden, außer seine Excellenz Franciscus, wußten, dass der Pfarrer schon längst einen Wagen hatte.

Und Mönche? A fortiori nicht. Meine Geistliche Mutter wollte mir 1969 nach dem Todes ihres Mannes ihren VW Ghia (Karman) schenken. Sie behielt den Bendley für sich. Frage an Abt Dominik: „Darf ich den Wagen annehmen?“ Der Bescheid war: Ja, mit der Einschränkung: keine privaten Fahrten, nur zu Kommissionssitzungen, für die Präfektur und das Kloster, nicht für Bergtouren oder Ferien. Diese Regelung galt gleich lange, wie die andere Regelung zur Benützung des von der Baufirma gesponserten Fernsehapparates: ‚Es sind aber nur jene Sendungen erlaubt, die der Abt oder Obere durch ein OK-Zeichen im TV-Programm gekennzeichnet hat. Diese Regelung hat die Testphase von wenigen Wochen nicht überlebt. Kindergarten!! Ein Mitbruder und mein Konnovize, P. *Kolumban Gschwend*, hat mir einmal aus Gries geschrieben: „Wie alt müssen wir werden, bis wir nicht mehr wie Kinder behandelt werden?“ Damals war er zwischen 40 und 50!

Haarige Geschichten

In den Jahrzehnten, seit dem ersten Auftritt der ‚Pilzköpfe‘, der Beatles, kam Bewegung in viele Bereiche der Jugend: Hosen, dh. Jeanskultur, Musik, dh. die Gitarre bedeutete mehr als nur Musik, sie wurde zum Statussymbol für die Jungen, ob sie nun gut spielen konnten oder sie nur herum trugen. Und schließlich die *Haartracht*.

Es gibt ein Foto von einer Maturaklasse, die ausgerechnet in dem Jahr geknipst wurde, als es erstmals auch Maturantinnen gab: da sind die beiden Geschlechter kaum auszumachen. Auch als Präfekt konnte ich zum Teil sehr amüsante Geschichten erleben. Bei Elterntagungen war die Länge der Haare der Jungen das große Reizthema. Besonders die Väter konnten sich mit der neuen Haartracht ihrer Söhne gar nicht anfreunden: sie schämten sich, wenn die Familie am Sonntag zur Kirche ging, hatten Angst vor dem Dorfgeschwätz wegen der Haare ihrer Jungen: und ‚Verweiblichung‘ ihrer Buben war etwa zu hören, oder der Pädagogikprofessor, Eugen Egger, Genf, verstieg sich mir gegenüber sogar zur Behauptung: diese Jugendlichen sind fast alle schwul.

Bei einer heftigen Diskussion der nach Sarnen angereisten Eltern stand die Mutter von René auf und sagte: „Solange P. Bonifaz nicht dagegen ist, bin ich auch nicht dagegen. Welche Autorität kam mir da zu!

Eine Mutter klagte mir, ihr Jüngster von vielen Kindern hatte sich wegen der langen Haare mit seinem Vater so verkracht, dass Daniel allein in der Küche essen mußte, solange er nicht zum Coiffeur gehe. Daniel wurde Sekretär von Zürcher SVP-Regierungsrat Huber und hat sich später wegen Dauer-Mobbing unter Regierungsrätin Ursula Gut das Leben genommen.

Die langhaarigen Schüler hatten auch den Vorteil ihrer langen Haare geschickt ausgenutzt. Im Internat waren damals die Transistoren sehr beliebt aber verboten, und ihre Kopfhörer mit den

Kabeln ließen sich unter den Haaren leicht verstecken, wenn sie im Studiensaal ihre Aufgaben machten oder so taten als ob. Während eines wichtigen Fußballmatches, bei der die Schweiz spielte und dann ein erstes Tor für die Schweiz fiel, wurde es plötzlich wie auf Kommando laut: ein Bravo ertönte im Studiensaal. Zu spät war ihnen bewußt: ‚Jetzt haben wir uns verraten‘ Wie *ich* reagiert habe, weiß ich nicht mehr genau. Ich war ja auch verblüfft.

Wie viel Nerven sind nötig, wie viel Sympathie und Wohlwollen?

Ich weiß nicht mehr, wann das war, welches der Anlaß: ich war einfach fertig, die vielen Unterrichtsstunden, den ganzen Tag etwa 60 pubertierende Buben um mich herum. Vermutlich spielte sich die geschilderte Situation 1964 auf auf der Stöckalp in der ‚Verlegung‘ der Schule wegen des Erdbebens ab. Nur etwas Nebensächliches war noch eintreten, dann war das Maß voll, wie man sagt, so wie ein Feuerchen an der Zündschnur.

Ich konnte einfach nicht mehr und ging für einige Stunden einfach weg, auf eine Alp im *Melchtal*, ohne mich abzumelden.

Allein das Gehen, die andauernde lange körperliche Anstrengung beruhigt, vieles wird unwichtig und nebensächlich. Am Ende kam ich ganz unauffällig und im Gleichgewicht wieder in die Präfektur zurück. Als die Buben mich wieder sahen, waren sie erleichtert, denn sie befürchteten das Schlimmste für mich, suchten mich und hatten ein schlechtes Gewissen. Sie spürten: auch wir waren da von der Partie. Ich bemerkte nur kurz und bündig: ‚Alles ist in Ordnung, mir geht es gut; euch auch?‘

Oft bringen lange Erklärungen nichts, immer dann, wenn der Fall ja klar ist. So sensibel waren die Buben schon, dass sie sich in meine Situation einfühlen und sich so innerlich befreien konnten. Es ging nicht um Verzeihen, wohl aber um Verstehen, um Einsehen. Und das war ihnen und mir gelungen. Schön, so ist der Dienst an der Jugend möglich und schön!

1964: Erdbeben

Am 17. Februar und noch viel stärker am 14. März, 3.39 Uhr, bebte die Erde in der Gegend von Sarnen und Kerns. P. Robert Müller hatte bereits im Dezember 1963 ein Beben verspürt, was die Erdbebenwarte in Zürich ihm auch bestätigt hatte. Das erste starke Beben erlebten wir just während des Studiums um 13.19 Uhr am 17. Februar. Ein Kamin hielt dem Ruck nicht stand, die restlichen fielen dann am 14. März, morgens um 3.39 Uhr, herunter.

Wir wurden alle aus dem Schlaf gerissen, geschockt, einige Schüler im obersten Stock des Konvikts erbrachen sich. Das Kollegi - Glöcklein im Turm schlug einige Male an, die elektrischen Drähte schlugen zusammen und machten Blitze wie am 1. August. Da wir die Turnhalle noch als den sichersten Ort fanden, stürmten die Buben, in der Dunkelheit seltsam bekleidet, in die Turnhalle. Nach einer oder zwei Stunden wurde es langsam Tag. Eine Gruppe von Tessinern ging völlig verstört und geschockt nach Sachseln und ins Kollegi zurück: in seltsamer Kleidung, in Nachtkleid mit Mantel!

Um 7 Uhr rief ich P. Rektor an und besprach mit ihm die Situation. Ein Leben im Internat war nicht mehr denkbar, noch weniger der Schulbetrieb. Zu viele Risse in den Mauern von Konvikt und Gymnasium. Der Schock sass noch tagelang in den Knochen. Gips und Mörtel am Boden und die Risse in den Mauern zeugten von der Stärke des Bebens: 5,3 in der Richterskala.

Ein Entscheid, nur 10 Tage vor den Osterferien, war umso leichter zu fällen. Wir entschieden: die Schüler dürfen vorzeitig in die Ferien, nur die Diplomklasse muß die mündlichen Prüfungen noch ablegen. Sie kann im Rekreationssaal bei der Turnhalle schlafen und studieren, und werden auch dort geprüft. Alle bekamen das Diplom, bei einigen mit noch etwas mehr Gnade und mit viel Verständnis. Dieses Jahr (2014) sind es 50 Jahre seit dem Beben. Die Klasse wird am 24. August zu einer Feier in Risch zusammen kommen. Wenn es die Umstände erlauben, bin ich auch dabei. Keine weitere Klasse wurde so ins Diplom geschüttelt!

Bis circa 8 Uhr warteten die Schüler in der Turnhalle oder im Speisesaal über der Internatsküche. Kein einziger wagte sich mehr ins Konvikt hinein. Doch als ich ihnen den Entscheid des Rektors bekannt gab, stürmten alle ‚furchtlos‘ in die Schlafsäle, packten ihre Habseligkeiten und rannten zum Bahnhof. Das Durcheinander in den Räumen des Konvikts hätte man fotografieren sollen!

Dem Bibliothekar des Klosters half das Beben zu zusätzlicher Arbeit. Die Bücher der Bibliothek, die quer zur Richtung des Bebens standen, fielen alle aus den Regalen, jene, die in der Richtung des Bebens (Sarnen - Kerns) standen, kippten, sofern sie das konnten, einfach um. Das Durcheinander im Dachstock des Gymnasiums war buchstäblich erschütternd; der obere Teil der Türmchens mit dem Kreuz fiel auf das Dach und durchschlug das Oberlicht vor dem Zeichnungssaal mit großem Getöse.

Stöckalp

Oberst *Hans Heuberger*, Chef über die zahlreichen Armeezeughäuser in Obwalden, ergriff die Initiative, dass die Schule und das Internat in die Pavillons im Melchtal für das Sommertrimester ziehen durften, dank der Großzügigkeit der Armee. Wir wohnten alle auf circa 1000 Metern in neuer Umgebung. Jede Präfektur erhielt ein Pavillon für sich. Die Handelsklassen wohnten in Nummer 34, zuoberst. Anfangs war es noch fast winterlich, einmal gar Schneefall. Dann aber hatten wir prächtiges Frühlingswetter: der Unterricht erfolgte zum Teil sogar unter freiem Himmel. Sooft es die Arbeit und der Stundenplan erlaubten, machten wir Ausflüge in die Innenbachschlucht, auf die Alpen rund herum, machten Kletterübungen an den nahen Felsen. Einmal hatte sich mein Kletterseil im Felsen verklemmt und ich sollte wieder im Pavillon sein. Da schickte ich Beat aus Schwyz, das Seil zu holen: nach einer Viertelstunde kam er damit zurück, fachmännisch aufgerollt, wie nach seinen Klettertouren in den Mythen!

Alpenakelei

In den Tagen auf der Stöckalp wanderte ich einmal Richtung Frutt bis zu einer Alphütte. In der Nähe des Stalls entdeckte ich wunderschöne Blumen, die eben blühten: es war im Monat Mai. Das erzählte ich unserem Biologen, *P. Ludwig Knüsel*. P. Ludwig hatte wertvolle Publikationen über die Tier- und Pflanzenwelt im Kanton Obwalden herausgegeben. Er holte ein großes Blumenbuch hervor und ließ mich darin nach der Blume suchen. *Diese da* habe in dort oben angetroffen, sagte ich. Er, der Fachmann meinte, „die gibt es nicht in Obwalden.“

Zur Sicherheit gingen wir beide in freien Stunden zu dem Ort und siehe da: welche Überraschung und Freude bei P. Ludwig! Eine *Alpenakelei*! Er pflückte eine der Blumen, die hier

blühten und bemerkte: „diese sind zwar geschützt, doch für wissenschaftliche Zwecke darf ich schon eine mitnehmen.“

Er gab mir auch den Grund an, weshalb er die Blume in natura nicht kannte: in dieser Jahreszeit war er noch nie hier auf dieser Höhe von circa 1700 m über Meer. Dank dem Erdbeben war dies möglich!!

Wirtschaftswissenschaft: warum ich?

Das habe ich mich auch gefragt, wie so viele wissen wollten, warum ich in St.Gallen an der HSG studiert habe. Für die drei Klassen Handelsschule in Sarnen haben die drei Mitbrüder P. Burkard Wettstein, P. Robert Müller und P. Notker David die sogenannten Handelsfächer gut belegt. Ein Bedürfnis für einen weiteren Fachlehrer bestand nicht. Diese drei Lehrer standen damals auch nicht vor der Pension, die es im Kloster damals auch nicht gab. Übrigens waren 1948, im Jahr als ich in Sarnen die Matura machte, einige Patres über 70, was Jahrzehnte später nicht mehr denkbar war.

Ein Mitbruder meinte dabei: „Gehen Sie doch, Sie wissen ja bereits, wo in St.Gallen die Hochschule ist“.

Nun, das Studium war nicht schwierig. Ermüdend, das schon, in der Woche bis zu 36 Stunden Vorlesungen. Viel BlaBla. Rechtswissenschaft, theoretische Volkswirtschaftslehre interessierten mich hingegen. Als Gymnasiast des Typus A, dh. mit Alten Sprachen, hatte ich Buchhaltung und Kaufmännisches Rechnen noch nachzuholen, denn die meisten Studenten an der HSG kamen damals aus Handelsschulen, mit reduziertem Allgemeinwissen und Naturwissenschaften. Die Kontakte mit Professoren und Studenten habe ich schätzen gelernt. Das war die schöne, die menschliche Seite.

Aber warum mein Widerstand gegen dieses Studium? Das humanistische Gymnasium gewährt einem Schüler keinen Einblick in die Welt der Wirtschaft und den Handel und mein Vater hatte kein Geschäft, war Journalist und Politiker. Das war eine fremde Welt für mich. Meinen Bruder Leo hingegen hatte eine wirtschaftliche Ader, das habe ich sehr bald gespürt. Darum habe ich im Sommer 1943 bei den Eltern so darauf gedrängt, dass er auch nach Sarnen kommt, auch waren wir ganz unzertrennliche Brüder. Finanziell war das ein grosser Brocken für meine Eltern, die sich schon wegen mir und meiner Schwester bei der bäuerlichen Verwandtschaft meiner Mutter stark verschuldet hatten. Als mein Vater 1967 starb, hatte er noch nicht alle Schulden für unser Studium zurückbezahlt.

Mich beschäftigte die Berufswahl kaum. Ich war, wie viele Jugendlichen auch heute, noch nicht reif genug. Und es kam noch hinzu: das sterile Klima und fast hermetisch abgekapselte Milieu in Wil und in Sarnen halfen auch nicht, die eigene Zukunft in die Hand zu nehmen.

Natürlich hatte die Mutter schon ihren geheimen Wunsch: Theologie, Priester! Aber bereits in der 5. Gym. voll in der Pubertät, machte ich ihr einmal ganz klar, dass sie die Hoffnungen, die sie hegte, begraben müsse. Hoffnungen, denn ich war Ministrant und hatte in der Sek. auch Latein als Freifach belegt, was mir ganz gut gefiel. Ich glaube, meine sehr resolute Reaktion hat die Mutter schon geschmerzt. Ich wollte damals innerlich frei sein und keine solche Hypothek auf mich laden, und war schon gar nicht reif, für ein solches Ziel mich zu entscheiden.

Mich hingegen beunruhigte die Frage nach Weiterstudium und Beruf keineswegs. Mein Vater hat mich zwar oft gefragt, wie ich meine Zukunft so sähe. An Ostern 1948, kurz vor der Matura

schickte er mich zu seinem Freund, Dr. phil. A. *Helpfenberger*, in St.Gallen. Das Gutachten aus dem Psychotechnischen Institut, spricht auch klar, dass ich weder Begabung noch Neigung zu „Wirtschaft noch kaufmännische Tendenzen“ habe. Mein Vater hat mir dieses Gutachten mit Schmunzeln gegeben, als ich schon lange im Kloster war. So weit ich noch ein Bild von mir aus dem Jahr 1948 machen kann, war die Analyse gar nicht schlecht. Ich könnte sie ohne weiteres unterschreiben. Muss aber auch sehen, wie sehr ich mich, wie jeder Mensch auch, seit damals entwickelt habe, heute nach fast 70 Jahren!

Nach der Matura sollte ich trotzdem nach St.Gallen gehen: die Mutter fand: inzwischen könnte ich ja, bis ich alles etwas klarer für mich sehe, dorthin gehen. Das war so: der Klostergedanke kam in jenem Jahr, aber das ‚Schicksal‘ hat auch in anderer Hinsicht bei mir ‚eingeschlagen‘: 10 Jahre später sollte ich vom Kloster aus wieder nach St.Gallen!! Rektor P. *Bonaventura Thommen* hatte dies entschieden: „Wenn Sie nicht nach St.Gallen gehen, dann werde ich schauen, dass Sie nie ein Hochschulstudium ergreifen können.“ Erpressung auf klösterliche Art, sogar gegen den Willen des Abtes Stephan Kauf. Nachträglich stellte sich heraus, dass für die Wirtschaftsfächer noch für Jahre hinaus kein weiterer Handelslehrer nötig war. Als ich dann nach dem Lizenziat nach Sarnen zurückkam, hatte ich Unterrichtsstunden zu übernehmen, für die ich gar nicht ausgebildet war, wie Arithmetik, Turnen und Deutsch. P. Bonaventura war eben *die* starke Persönlichkeit und spielte noch wie ein Klosteroberer auf. Abt Stephan konnte sich kaum durchsetzen.

Das habe ich später nie getan: mich als Opfer bemitleidet, wie dies bei einigen meiner Mitbrüder in Sarnen der Fall war, die lieber ein anderes Fach dozierten hätten oder die von der Universität an die Schule zurück mussten, ohne Studienabschluss. Wichtiger war für mich, damals wie heute: der Dienst an der Jugend, das geeignete Fach und Studium wären ja schön gewesen. Doch viel wichtiger schien mir meine Arbeit in Schule und Internat für und mit den Jungen! Hier möchte ich für diese schönen Jahre in Sarnen Gott und meiner Gemeinschaft wirklich von Herzen danken.

Nomade in St.Gallen

Das Jahr 1958/59 verbrachte ich zum Englischstudium im Benediktinerkloster Belmont-Abbey, dann ab Januar 1958 als Bankpraktikant bei der Wiler Kantonalbank, dann von März bis August in der Emmenbrücker Viscosefabrik. Die nächsten beiden Semester wohnte ich im Lehrlingsheim an der Zwinglistrasse im Zentrum St.Gallen. Wirklich ein Nomade! Im dritten Semester finde ich beim Dompfarrer Rudolf Staub ein Gastzimmer, und schreibe dort meine Liz-Arbeit. Dann bin ich Stagiaire in Lille Les-Madelaine in den *Docks du Nord* à succursales multiples. Im Herbst 1960 beginne ich das 5. Semester, nachdem ich bei Frau Eberli an der Goethe-Strasse ein Zimmer über kuriose Wege gefunden habe. Im ehemaligen Kloster, wo Bischof, Josephus Hasler, mein Geistlicher Vater, residiert, wie auch das ganze Domkapitel, wo es weit über ein Dutzend Gastzimmer hat, aber keines für mich. In der kathol. Tageszeitung ‚Ostschweiz‘ darf ich ein Inserat gratis erscheinen lassen: „Student und Priester sucht Zimmer in St.Gallen“. Wer dieser Student ist, weiss ganz St.Gallen. Die KK-Politiker ärgern sich gewaltig über diese „Schande“ und so finde ich bei Herrn und Frau Eberli, an der Goethestrasse, ein Zimmer. Für das 5. und 6. Semester kann ich bei Familie *Bruno Roth* an der Kugelgasse, in der Mansarde logieren. Ich habe es nicht gezählt, wie oft ich seit 1957 herum gezügelt bin. Mein Bruder Leo hat mir fünf Male meine Habseligkeiten gezügelt. Bruno war zwei Klassen ob mir, 1946 in Sarnen, und hat mit P. Augustin Holbein Matura gemacht. Im Mansardenzimmer hoch über der Kugelgasse habe ich die letzten beiden Semester verbracht und gar nicht weit zur Kathedrale, oder zur Hochschule.

Klostergedanken

Ich möchte hier noch etwas bekennen: eigentlich wollte ich in Disentis eintreten, wo ich oft zu Gast war. Als ich im August 1949 dorthin ging und mich bei *Abt Beda Hophan* anmelden wollte, geschah an jenem Morgen etwas Seltsames in mir: ich konnte nicht. Die Enge des Tales und die hohen Berge ringsum schreckten mich so stark ab, dass ich unveränderter Dinge abreiste und in Sarnen anklopfte. In die Berge gehen, unzählige Gipfel besteigen ist nicht dasselbe, wie darin leben. Das war für mich neu! Wer es nicht gewohnt ist in den Bergen zu leben, fühlt sich so, als ob die Berge auf dich herunter fallen.

Das Jahr nach der Matura brauchte ich, um Distanz zu gewinnen zu all dem, was mich bisher prägte und umgab, um klarer zu sehen. Ich erinnere mich auch an eine Begegnung mit meinem späteren Mitbruder, *P. Augustin Holbein*, mit dem ich im Gymnasium in Sarnen sehr freundschaftlich verbunden war. Ich traf ihn im Bahnhof St. Gallen: ich hatte Dienstupurlaub in der Rekrutenschule und fuhr zu meinen Eltern nach Wil. Nach kurzer Begrüssung sagte er mir ganz unvermittelt: „Ich fahre nach Bozen und trete ins Kloster Muri-Gries ein“. Diese Begegnung habe ein ganzes Jahr in mir herum getragen, ganz in Innersten für mich gedacht: Ach ja, das wäre ja auch eine Variante. Doch musste der Gedanke noch ein ganzes Jahr in mir reifen. Bei seiner Beerdigung im Februar 2013 in Sarnen erinnerte ich mich sehr stark an jene Begegnung mit *P. Augustin*, als wäre es erst vor kurzem gewesen.

Musik: ein Instrument spielen?

Ich hätte gerne ein Musikinstrument gespielt. Mein Vater hat uns Kinder einmal bei der Musiklehrerin *Tuason* in Wil, auf unsere Musikalität testen lassen, als ich vermutlich in die 3. Primar ging. Auch meine Schwester Hildegard kann sich noch gut an jenen Test erinnern. Frau *Tuason* riet den Eltern mich ein Instrument spielen zu lassen. Doch Hildegard als älteste wollte auch. Beide wären zu teuer gekommen. Also kam ich eben nicht in den Genuss. Für ein Klavier hätten wir sowieso keinen Platz in der Wohnung gehabt. So kann ‚Gerechtigkeit‘ spielen! Unser Musiklehrer *Schenk* in der Sek-schule hatte nicht das geringsten pädagogische Geschick, uns Kindern Freude am Musizieren und Singen zu wecken.

Erst im Kollegium, in der 3. Latein, war es so weit: ich konnte der *Feldmusik* des Kollegiums unter *P. Notker David* beitreten und lernte das Horn blasen, später zweite und erste *Trompete*. Leider habe ich zu wenig fleissig geübt und noch diverse andere Freizeitbeschäftigungen nebenbei betätigt und spielte nie sehr gut. Ich erinnere mich an einen Ausspruch des Musikers *Gregory Wicki* in Schaffhausen: „Von einem guten Musiker sagt man: Der ist begabt, bei einem mittelmässigen heisst es: der hat zu wenig geübt“.

1955 begann ich meine Tätigkeit als Lehrer am Kollegium. Kaum hatte ich den Koffer ausgepackt, wollte mich *P. Ivo Elser* bereits für sein Orchester engagieren. Mein Widerstand gegen diese Berufung zum *Bassisten* nützte gar nicht. Erst *Abt Stephan* befreite mich von der mitbrüderlichen Umklammerung.

Eine Nacht für den Auerhahn

Ein Schüler der 4. Klasse war ein kompetenter Ornithologe: *Bruno Schelbert*. Über Vögel wusste er beinahe alles. Einmal fragte ich ihn, ob er schon einmal einen Auerhahn oder Birk-

hahn in Freiheit angetroffen habe. Im riesigen Sarnerwald, der sich vom Pilatus bis zum Giswilerstock erstreckte, gäbe es solche. Die Information hatte ich von *Urs Wallimann*, Obwaldner Landschaftsrevisor, Diplomschüler im Erdbebenjahr, mit dem ich schon mal mit Langlaufskis auf *Luchspirsch* gegangen war.

Bruno lässt mir keine Ruhe mehr, er will diese Vögel hören und sehen. Am Abend vor dem Auffahrtsfest (im Jahr 1977) bringt uns Kollege und Fahrlehrer Toni Schneider auf die Höhe von ungefähr 1200 Meter.

Inzwischen hat Bruno alles, aber auch alles über diese Vögel studiert: Wir sollten etwa auf 1400 Meter steigen, eine flache Waldlichtung suchen, darf auch moorig sein. Am ‚richtigen‘ Ort schlagen wir unser Zelt auf. Bruno ist ganz elektrisiert, und kann vermutlich gar nicht recht schlafen, ist vor Sonnenaufgang hell wach für die Offenbarung seines Vogels.

Auch für mich ist das Erwachen der Natur ein wunderschönes Erlebnis. Ich weiss noch gut, wie ein erster Vogel erwacht, im Halbdunkel sein Erwachen mit einem zaghaften *Pip* meldet. Nach einer halben Stunde hat ein ganzes Vogelorchester intoniert. Bruno ist aufs Äusserste gespannt: aber... von *seinen* Vögeln, deren Gesang er genau studiert hatte, nicht das geringste Zeichen. Totale Enttäuschung! Wir warten nicht mehr lange, die Sonne steht für seine Vögel schon zu hoch, wir brechen das Zelt ab und wandern ins Tal hinunter.

Etwa auf 1000 Meter, wir schwatzen ziemlich laut, da steht auf dem Balkon eines kleinen Berghäuschens ein Mann, noch im Pyjama, und gibt uns ein Zeichen, wir sollten ganz still sein und zeigt auf eine freistehende Lärche, auf der zu oberst ein Birkhahn ruft. Ein trostvolles Geschenk für Bruno! Er arbeitet heute in Aarau, nicht bloss für Vögel, im Departement *Umwelt*!

English learning

Nach meinem England Aufenthalt in der Belmont Abbey, nicht weit von der Grenze zu Wales entfernt, habe ich noch einige Stationen gemacht, um Welt und Wirtschaft für das Studium und den künftigen Unterricht an der Sarner Handelsschule kennen zu lernen. In vier Monaten habe ich ganz gut die Sprache gelernt.

In London, wo ich Anfangs August 1958 ankam, konnte ich kaum einen rechten Satz herauswürgen. In einer katholischen Pension der St. Columba Gemeinschaft lebten auch einige pensionierte irische Priester. Dort konnte ich mich nur mit Französisch oder Deutsch durchwursteln. Ein irischer Priester machte mir sogar Vorwürfe, das verstand ich gerade noch, dass ich es wage, nach England zu kommen, ohne Englisch sprechen zu können. Arrogant!! Mit Mühe konnte ich ihm verständlich machen: „Ich bin nur deshalb hier hergekommen, damit Sie selbst nie eine andere Sprache lernen müssen“.

Als das Weihnachtsfest immer näher kam, überkam mich plötzlich das Heimweh: ich reiste ziemlich rasch aus England ab. Doch sobald ich in der Schweiz angekommen war, habe ich diese unüberlegte Reaktion bereits bedauert.

Platt gewalzt

Wie schon erwähnt, bewarb ich mich für einen Praktikantenposten in Emmenbrücke bei der Viskose- und Nylonfirma, wo verschiedene endlose chemische Fasern hergestellt wurden. Diese Technik hat die menschliche Bekleidung und Mode revolutioniert.

Ich bin erst wenige Tage in dem Betrieb mit 3000 Beschäftigten, als ich in die Spinnerei gerufen werde. „Wir haben ja einen Priester und Praktikanten im Lohnbüro“ wusste der Abteilungschef. Sie holen mich und ich stehe vor der riesigen Maschine, aus der auf breiter Front ununterbrochen die Fäden heraus kommen. Aber hier spinnst es nicht mehr, sondern die Beine eines Arbeiters hängen zwischen den Walzen herunter, Blut fließt. Die Walzen werden zurückgespult und ein zerquetschter Arbeiter liegt soeben auf dem Boden. Ich bin so geschockt, dass ich kein Wort herausbringe.

Dem Unglücklichen war ein Fadenstrang gerissen und er suchte, ohne die Spinnmaschine abzustellen, entgegen den Vorschriften, den Fadenknäuel von Hand herauszureissen, wie er das vielleicht schon oft getan hatte, aber dieses Mal mit fatalen Folgen. Denn als er mit der Hand zwischen die Walzen langte, zog es ihn den Arm am Ärmel hinein, dann den Oberkörper, bis sich der Alarm auslöste und die Maschine abgestellt wurde.

Bei so vielen Gelegenheiten begegnen wir heutzutage der modernen Technik, auch in der Freizeit. Die Pressemitteilungen sind voll von Unglücksfällen, in Beruf, Haushalt und beim Sport, ich denke auch an meine Bergtouren: Lawinen, Steinschlag, Blitzschlag und Gletscherspalten. *La vita è pericolosa!*

Ich hatte nach diesem Vorfall noch einige Tage Mühe, am Tisch richtigen Appetit zu zeigen. Polizei und Ärzte haben täglich solche Anblicke zu bewältigen und müssen den Überlebenden beistehen.

„Drögelerfahndung“: peinlich

In den 70er Jahren sind Drogen, (leichte Drogen wie Hasch), auch bei einigen Schülern, Externen mehr als Internen, ‚aufgetaucht‘. Für die meisten Lehrer und Mitbrüder war dies Neuland. Erfahrung fehlte, Alkohol und Rauchen war schon lange aktuell, verboten, aber Schule und Internat waren nie ganz sauber.

P. Eugen und ich fanden, wir sollten für interessierte Schüler eine Initiative zur Information der Schüler ergreifen, bevor die Sache publik würde. Wir luden einen Fachmann aus Luzern ein, und Schüler, von denen wir wussten oder ahnten, dass sie auch mal gekifft haben. Doch die Sache entglitt uns. Im Kantonrat machte Sek.-Lehrer *Herzog* aus Kerns, dem Erziehungsdepartement, und der Regierung ganz allgemein Vorwürfe, dass sie dem Drogennest Kollegium zu wenig Beachtung schenkten. Die Presse und die Politik hatten wieder ein Thema.

Eines schönen Tages kreuzte der Polizeifahnder *Fanger* bei mir auf, mit dem Auftrag der Staatsanwaltschaft, bei mir eine Liste der Drögeler am Kollegium sicherzustellen. Meine Reaktion war: ich habe keine Liste, ich dürfte wegen des gesetzlichen Berufsgeheimnisses (Lehrer und Priester) auch keine solche herausgeben. *Jost Dillier*, Ständerat und Untersuchungsrichter oder Staatsanwalt (?) drohte mir, er hätte schon die Mittel, um mich zum Reden zu bringen. Um der Sache und der Schüler willen hatte man dann eine Aussprache zwischen Justiz und Schule einberufen, wo *Jost Dillier* über einen aktenkundigen Fall eines Alpnacher Schüler referierte und diesem eine Geldstrafe von mehreren Hundert Franken aufzubrummen gedachte. Nicht sehr geschickter Versuch, die drohende ‚Seuche‘ im Lande durch eine exemplarische Strafe einzudämmen. Wir argumentierten, die Strafe würde gar nicht ihn treffen, sondern die nicht begüterte Familie des Schülers. Wir fanden einen vernünftigeren Weg, der auch erzieherisch gut war.

Parallel dazu schlich sich das Drogenthema auch in die Lehrerversammlung, wo sich P. Frowin Müller, als Externenpräfekt mit einer Beschwerde gegen P. Eugen und mich hervortat, wir würden seine Nachforschungen behindern, die er bei Tag und auch in den Nächten machte, und

ihnen zuwider laufen: was für ihn sehr peinlich sei! Er streife Nacht für Nacht bis ins Seefeld und das Melchaa Delta, dies alles als Präfekt: amtlich. Wir alle, die Lehrer wie die Mitbrüder, waren ob dieser nächtlichen Aktivitäten gewaltig beeindruckt und ahnten, in Obwalden würde die Polizei, in Zusammenarbeit mit der Schule, bes. mit P. Frowin, dieser spannende Kriminalfall aufgedeckt und gelöst. Peinlich nur, dass nichts zu fahnden war!

Klassenlehrer

Einige Klassenchefs haben Rektor P. Pirmin vorgeschlagen, dass die Schule für jede Klasse einen Klassenlehrer bestellen sollte. In der Rektorkommission teilte er mit, er werde jeder Klasse einen solchen zuteilen. Ich war da schon etwas skeptisch. Nach meiner Vorstellung sollte ein Klassenlehrer nicht bloss die Klasse gegen aussen vertreten, sondern sei für sie auch eine Vertrauensperson, besonders in heiklen Situationen, sein. Das sollte der Klasse selbst überlassen werden, welchen Lehrer sie dafür wünschten. Zustimmung! In der Folge liess P. Pirmin alle Klassen geheim ihren Wunschkandidaten bestimmen.

Am Ende dieses Wahlvorganges kam er zu mir und eröffnete mir, ich sei in allen sechs Klassen, in denen ich Unterricht erteilte, gewählt worden. Für mich zwar schön und unter Umständen viel Einsatz, für die anderen Mitbrüder gewiss ein Ärgernis, das gebe böses Blut oder etwas Ähnliches meinte er.

Wir kamen überein, einigen Klassen darzulegen, ich würde „wegen zu grosser Belastung“ diese Aufgabe für einige Klassen lieber an andere Kollegen weitergeben. Das ging reibungslos.

Mädchen am Kollegium und die Klausur

Ende der Sechziger Jahre haben wir den Mut gehabt, was schon längst überfällig war: Mädchen von Obwalden im Kollegium zuzulassen, so mussten diese nicht mehr in Mittelschulen in Luzern oder als Interne an eine der Mädcheninstitute der Innerschweiz. Die Neuerung hatte sich bei uns problemlos etabliert. Die Atmosphäre in den Klassen wurde eher weniger bubenhaft aber gesitteter.

Einmal hatten sich einige Schülerinnen der Handelsschule bei mir beklagt, ich benachteilige sie, das heisst, ich bevorzuge die Buben. Das gab mir zu denken, fand aber trotz langem Grübeln den Grund dieses Vorwurfes nicht. Wir trafen uns im Sprechzimmer des Klosters, so wusste ich endlich, warum. Vor den Prüfungen durften die Schüler problemlos zu mir aufs Zimmer, wie diese den Mädchen erzählten, ihnen sei dies aber wegen der Klausur verwehrt. Ach soo! Gelegentlich kam es später sogar vor, dass ein Mädchen, wie die Buben, an meiner Türe anklopfte und um Rat bat, mein Zimmer nur wenige Meter in der „Klausur im zweiten Stock“!

Was ist Religionspädagogik?

Von 1985 bis 1993 war ich Lehrer am Oberseminar und an der Kanti Schaffhausen. Der frühere Lehrer, Vikar Kari Odermatt verliess seinen Posten nach seiner Heirat mit Martha. Ich stand vor dem Loch und Pfarrer Paul *Schwaller* hat mich hinein geschupft. Eine ganze Serie von Aufgaben befand sich in diesem Loch, worin ich mich sehr bald orientieren musste.

Religionspädagogik: was ist das? Fragte ich und nahm Kontakt auf mit den drei reformierten Pfarrern, die sich mit mir in diese Aufgabe zu teilen hatten: mit *Pfarrer Fritz Rüegg*, Neuhausen, mit *Pfarrer Georg Stamm*, Stein am Rhein, und *Pfarrer Hanspeter Erni* von Buchthalen, der Nachbar von St. Konrad. Es war ja nicht das erste Mal in meinem Leben als Mönch und Lehrer, dass ich unvermittelt und völlig blank, ohne Schulung und Kurse eine Aufgabe zu bewältigen hatte. ‚Schwimmen‘ ist ein schöner Sport, doch recht daneben im Unterricht!

Ich habe mich bald mit den Pfarrherren getroffen und von ihnen Ratschläge erhalten. Ein besonderer Rat hat mich erst einmal sehr befremdet: „Nimm ja keine Bibel hervor, nur nicht mit der Bibel arbeiten!“ Dies aus dem Munde von Vertretern der Kirche des „Wortes Gottes“! Diese Reaktion haben mir die Pfarrer selbst erklärt. „Es ist eine Trotzreaktion der Jungen nach dem Konfirmationsunterricht bei einigen ihrer Kollegen.“

Trotz diesem Rat habe ich in einer Buchhandlung in Singen (BRD) anschliessend 30 Bibelexemplare der Einheitsübersetzung (AT und NT) für meinen Unterricht gekauft, schliesslich habe ich auch katholische Studenten, die sicher weniger an ‚biblischer Überfütterung‘ gelitten haben.

In den reformierten Kantonen sind die Primarlehrer von der Kirche beauftragt, das Fach ‚*Biblische Geschichte*‘ zu erteilen. Darum auch das Fach ‚Religionspädagogik‘ an den Lehrerseminarien.

Bei einer der ersten Lektionen sagten mir viele Studenten, sie seien nicht religiös und würden dieses Fach nie erteilen, denn sie glaubten nichts. Guter Start für mich!! Mit der Zeit wurde mir bewusst: ich habe drei verschiedene Studenten vor mir: Völlig desinteressierte, andere werden aktiv bei gewissen Themen, und eine letzte Gruppe: solche, die in katholischen Organisationen wie Jungwacht, Blauring oder sonstigen Pfarregruppen sich engagieren oder in einer Freikirche sind. Recht gemischtes Publikum!

Kanti-Alltag in Schaffhausen

In einer anderen Lektion wird recht engagiert über Glaube, Kirche und Bibel diskutiert. Da fragt mich einer: „Können Sie das alles glauben, haben Sie keine Schwierigkeiten mit Kirche und Glauben? Gut die Frage: natürlich habe auch ich viele Fragen, auf die ich keine Antwort weiss, bei Vielem in der Kirche leide ich auch. Da frage ich die Klasse: könntet ihr euch vorstellen, dass ein Pfarrer nichts glaubt? Nicht bloss, dass er um den Glauben ringt? Blitzschnell streckt ein Schüler auf und meint: Ja, unser Pfarrer! Diesen (reformierten) Pfarrer kenne ich auch, denke ich, und das Urteil des Schülers ist gar nicht weit daneben, lenke aber die Diskussion auf ein anderes Gebiet. Über den Glauben eines Pfarrers an der Kanti zu diskutieren, scheint mir doch ein sehr heisses Eisen zu sein!

Während meiner Tätigkeit an der Schaffhauser Kantonsschule habe ich einen seltenen Einblick in den Lehrkörper bekommen. In einer Gesprächsrunde von Kantilehrern ist mir aufgefallen, nicht ein einziger Lehrer der *Mathematik*, *Physik* oder *Biologie* nahm daran teil, wenn es um Fragen der Disziplin, Verhältnis zu den Schülern ging, nur Sprachlehrer usw. Die Selbstsicherheit, auch das Sich-infrage-stellen ist an die Fakultät ‚gebunden‘! Die exakten Wissenschaften sind ziemlich disziplinierend.

Einmal hat mich ein Kollege gefragt, ob ich im ‚*Arbeitskreis liberaler Christen*‘ mitmachen würde. Es hat sich nachher herausgestellt, dass viele Kollegen von mir ein liberales Image hatten. Doch ich für mich fühlte mich nicht im weltanschaulichen oder theologischen Sinne *liberal*, und so gab ich ihm zu erkennen dass ich mich bei ihnen am falschen Platze fände, sondern dass

ich eher meine persönliche Freiheit schätze und engstirniges Denken und stures Gehaben für mich in jeder Hinsicht ein Gräuel seien. Ja, so kann es sehr leicht passieren, dass man von Mitmenschen nach äusserlichen Kriterien beurteilt wird. Wir Lehrer oder Seelsorger erliegen nicht selten solchen Vor- und Fehlurteilen.

Ökumene in Schaffhausen

Die Jahre in Schaffhausen (1984 bis 1993) sind sehr, sehr schön und lehrreich gewesen. Die konfessionelle Situation (Diaspora) konnte ich erstmals in meinem Leben erfahren. Der gute Kontakt mir der Schwesterkirche hat mich auch bereichert. Dank der offenen Art der Schaffhauser! Bald nach meiner Ankunft in Schaffhausen hat mir jemand den Ratschlag gegeben, zurückhaltend über die Nachbarn in Deutschland zu äussern: die meisten katholischen Frauen in Schaffhausen seien aus dem Schwarzwald als Dienstmädchen in die Schweiz gekommen und dann einen Reformierten geheiratet.

Als ich meinen Freunden des *Sachsler Schteimannkli Clubs* sagte, dass ich nach Schaffhausen ziehe, sagten sie mir: ‚Was nach Schaffhuisä, is Titsch uisä?‘

Hätte mich Abt Benno nicht nach Rom ans *Collegio St. Anselmo* auf den *Aventin* gelockt oder geholt, wer weiss, wie schwer wäre ein späterer Abschied von Schaffhausen für mich gefallen?

30 Jahre auf Ersatzbank: Kantor?

Supplieren heisst das Stichwort, dh. jede Funktion im Kloster hat einen Träger, einen mit der Aufgabe Betrauten. Im Chor ist für alle Funktionen (Psalm anstimmen, vorsingen eine Lesung vortragen, für die Liturgie usw. einer bestimmt, für ein Fest, für eine Woche oder dauernd. Fällt der aus, ist auch geregelt wer ihn ersetzen muss, das heisst er suppliert den andern, ist Ersatz. Oft muss einer einspringen, wird vom Obern gerufen, ob ers kann oder nicht, meist hat der nur wenig Zeit, um sich vorzubereiten. Ich denke zum Beispiel beim Hochamt fehlt der zweite Cantor, die Choralgesänge sollte man schon etwas einüben, da sie nicht alltäglich sind, nur einmal im Jahr vorkommen (Proprium sind). Da musst du einspringen, bist auch kein Profi. Das kann übel tönen, gar nicht professionell, wenig zur Ehre Gottes oder zum Wohlgefallen der Gottesdienstteilnehmer, ganz im Gehorsam daneben ‚geflötet‘. In solche Fälle bin ich oft hingerutscht: erster Ersatzmann.

Ich erinnere mich an eine Vesper in der Adventszeit, alles *Propriumgesänge*. Frater *Kolumban*, der spätere Kapellmeister, und ich, beide erst gut ein Jahr im Kloster, müssen ‚einspringen‘. Keine Orgelbegleitung. Da wird Tonhöhe, und das Initium des Psalmes verfehlt, der Mönchschor auch unsicher. Es entsteht ein schreckliches Durcheinander, bis keiner mehr weiss, was und wie er singen soll. Kolumban findet die Situation komisch im wahrsten Sinn des Wortes, fängt an zu grinsen. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie wir die Advent-Vesper zu Ende gebracht haben. Gar nicht erbaulich! Ersatzbänkler wir beide.

Einige Jahre später fehlen die Kantoren bei einer Vesper vor einem Feste. Pater Lukas, erster Ersatzmann springt ein. Man ruft auch mir, doch ich merke, das ist zu schwierig für mich, hier ohne Vorbereitung vorzusingen, und deute, ich könne nicht. P. Subprior Ludwig kommt an meinen Platz in der vordersten Reihe im Chor und bittet mich, nach hinten zu kommen und vorzusingen. ‚Ich kann’s nicht und tu’s nicht‘.

Viele haben kein Verständnis für solchen Ungehorsam, aber viel Verständnis für solche Fehlorganisation!

Ersatz-Zeremoniar

Einige Tage nach der Einfachen Profess wurde ich zum Zweiten Zeremoniar ernannt, der bei feierlichen Gottesdiensten für den Ablauf der Zeremonien neben dem Oberzeremoniar, P. Magnus Stöckli eingesetzt wird. Einführung, Schulung? Fehlanzeige, man kann's einfach.

Am Feste der beiden Schüler des Heiligen Benedikts, *Maurus* und *Placidus*, am 15. Januar, fehlen aus irgendwelchen Gründen P. Magnus als Zeremoniar, und P. Lorenz Declara als Diakon. P. Pirmin Willi ‚rutscht‘ vom Subdiakonamt ins Diakonamt, P. Josef Hobi steigt in die Subdiakonfunktion und ich werde Ersatzzeremoniar. Nur der Hauptzelebrant, P. Dekan *Dreilinden*, steht in der vorgesehenen Rolle. Bei der ersten Lesung wird es bereits heikel, ich finde im Lektionar den Bibeltext nicht, auch P. Josef blättert von vorn nach hinten und wieder zurück, die spezielle Festlesung wird auch der Direktionist (der den liturgischen Kalender Jahr für Jahr redigiert) nicht fündig. Schmach und Schande – für wen? Solche Szenen waren in den vergangenen Jahren bis zum Konzil gar nicht selten.

Geschichten mit biographischem Hintergrund

Die folgenden Geschichten unterscheiden sich deutlich von den beiden vorausgehenden Geschichtsgruppen, die ich *in den Bergen* erlebt und den Erlebnissen im *Kollegium Sarnen*, über mein Studium und die Tätigkeit als Lehrer und in der Erziehungs- und Schulpolitik, und anderen Erlebnissen *biographischer* Art.

Maturitätskommission

Frage: Wie und warum gelange ich in die *Eidgenössische Maturitätskommission* (EMK)? Mein Klassenkamerad und Freund *Josef von Ah* (1928 – 2011) hat mir die Lösung des Rätsels spontan geliefert: Ist ein Posten beim Staat oder meist auch in der Privatwirtschaft zu besetzen, dann läuft der Prozess folgendermassen ab: 1. der Posten ist vakant oder neu geschaffen und das erforderliche Profil des Kandidaten umschrieben (das *Loch*) 2. Du bist der Instanz bekannt und entsprichst ungefähr den Anforderungen, dh. und du stehst damit vor dem *Loch* und 3. jemand (die entscheidende Instanz) stösst dich ins *Loch*. So geschah es dann auch.

Ich stand vor dem Loch: denn ich hatte Wirtschaft studiert und war an einem Innerschweizerischen Gymnasium tätig. Das Loch war anfangs für mich schon etwas tief und fremd, Dies noch viel mehr für meine Mitbrüder in Sarnen. Auf Details möchte ich hier nicht eingehen!!

Die Maturitätstypen, die in der MAV (Eidgen. Maturitätsverordnung), umschrieben sind, und die vom Bundesrat erlassen wird, sah für das Medizinstudium während vielen Jahrzehnten nur die Maturitätstypen A (Griechisch und Latein) oder B (Latein und andere nationale Sprache oder Englisch) vor. Dann wurde nach schmerzhaften Geburtswehen endlich der *lateinlose* Typ C (Schwerpunkt Mathematik und Naturwissenschaften) geboren, gegen den sich der damalige Kommissionspräsident Wyss (FDP) über Jahrzehnte heldenhaft wehrte. Das war in den Jahren 1960 ff. Nebenbei bemerkt: die heutigen Ärzte müssen somit nicht mehr wissen, dass ein lateinisches Wort, das auf *-um* endet, im Plural auf *-a* endet. Deshalb verschreiben sie dir nicht ein *Antibiotikum* sondern ein *Antibiotika*, das aber trotzdem wirken wird.

In den Jahren 1969/70 wurden *zwei neue* Typen geschaffen D (moderne Sprachen) und E (Wirtschaft und Recht). Nebenbei bemerkt, gibt es schon seit einigen Jahren die *Maturitätstypen* nicht mehr, sondern der Gymnasiast kann sich eine individuelle Mixtur von Fächern zusammenstellen: mit Schwerpunktfächern wie Muttersprache, zwei Fremdsprachen, Mathematik, Physik, Chemie, Biologie und gestalterische Fächern obligatorisch und je nach gewähltem Schwerpunkt unterschiedlich dotiert. Für kleinere Mittelschulen und das Rektorat ein Aufwand, der ziemlich gewichtig bis unmöglich sein kann.

Beförderung

Im September 1972 erhalte ich eine telefonische Anfrage aus Bern, vom Bundesamt für Forschung und Bildung, ob ich eine Ernennung zum Mitglied der EMK (Eidgen. Maturitätskommission) annehmen würde. Was soll ich sagen?

Etwas benommen sage ich dann ja, ohne mit dem Abt gesprochen zu haben. Doch die Sache läuft gar nicht wie geschmiert. Ja, ich bin sprachlos und wage nur noch zwei Fragen zu stellen:

„wie gross ist die zeitliche Belastung und wann erfolgt die Ernennung? Besuch von Mittelschulen, die noch keine Anerkennung von Seiten des Bundes erfahren haben, und jährlich Teilnahme an mehreren Kommissionssitzungen in Bern. Die Ernennung erfolgt durch den Gesamtbundesrat.

Der Monat September verstreicht, ebenso der Oktober. Keine Information aus Bern. Ich werde langsam unruhig. Allerlei Gedanken ja, Befürchtungen schwirren in meinem Kopf herum.

Da erinnere ich mich an eine Geschichte, die mir Willy Spiess, Direktor der Stickstoff- und Wasserstoffwerke Kriens, erzählt hat:

Im Kapuzinerkloster *Olten* haben in den 1970Jahren einige Mitbrüder ihrem nicht sehr geliebten, dafür aber selbstverliebten Mitbruder folgenden Streich gespielt. Der Betreffende hatte in Fribourg eben seine Studien in Katholischer Soziallehre bei Prof. Utz abgeschlossen. Sie ‚bastelten‘ einen Brief dieses Professors an ihn: mit dem Briefkopf und mit gefälschter Unterschrift des Professors, des Inhalts, dass der betreffende Mitbruder als wissenschaftlicher Assistent vorgesehen sei, und gaben den Brief bei der Post in Fribourg auf. Der Mitbruder ahnte nichts und glaubte alles, träumte von seinem Glück und zögerte nicht, die Neuigkeit weiter zu verbreiten. Die Schadenfreude war ehrlich, doch recht gemein, ja ziemlich im Bereich des Kriminellen.

Mich selber liess die Frage nicht mehr los: Warum kommt die versprochene baldige Ernennung so lange nicht? Was klemmt denn in Bern? Liegt es bei meiner Person? Ich fand einen direkten Draht, zu einem Freund meines Vaters, Nationalrat *Anton Heil*, ebenso wie mein Vater von der Christlich-sozialen Partei. Heil konnte leicht in Erfahrung bringen, dass es nicht bei mir klemmte, sondern bei der Ernennung eines neuen Präsidenten. Die Linken und die Welschen legten sich ins Zeug für einen Präsidenten der Ihren. Um den 12. Dezember, an einem Donnerstag war es dann so weit, als die NZZ von der Bundesratsitzung die Neubestellung der Maturitätskommission berichtete, der neue Präsident der EMK sei Professor der Mathematik, Dr. *Werner Soerensen*, Neuenburg, und unter anderem P. Bonifaz Klingler, Kantonsschule Sarnen, zu neuem Mitglied ernannt sei. P. Dominik Thurnherr war der erste, der die Notiz gelesen hat. Die Neuigkeit machte rasch die Runde im Kloster, gelangte auch zu Abt Dominik, der mir aber den Vorwurf machte, ich hätte ihm vorher nichts von meiner Kandidatur gesagt. Nun, er könne sich doch leicht vorstellen, welche Schadenfreude in Sarnen aufgekommen wäre, sagte ich Abt Dominik, falls ich doch nicht ernannt worden wäre, und er davon gewiss schon weiter erzählt hätte. Und ich hätte bei Nicht-Ernennung im Regen stehen müssen. Das sah auch Abt Dominik ein. Er gab mir spontan Recht.

Natürlich hat man sich im Kloster schon gefragt: warum er und nicht ich? Ich stand eben vor dem Loch, man kannte mich und Bern hat mich hinein gestossen. So einfach ist das, für Missgunst ist da wenig am Platz. Für die Schule selbst war es schon eine Ehre. In der EMK sitzen meist Uniprofessoren, Beamte und Politiker, ganz wenige Gymnasiallehrer. Für mich bedeutete es Mehrarbeit mit vielen Schulbesuchen und Berichterstattung an das Eidgen. Departement des Innern. Es fielen oft Unterrichtsstunden aus. Doch die 12 Jahre erlaubten mir einen Blick in die Mittelschule, sehr viele bereichernde Begegnungen mit der Welt ausserhalb des Klosters und des Kantons.

Ab1973 bekam ich von der Kommission den Auftrag zu Schulbesuchen in der ganzen Schweiz, die Schulen der Kantone Wallis und Freiburg, die von einem Kollegen einfach nicht besucht wurden, schlicht übergangen, was beinahe zu kantonalen Beschwerden führte. Da war ein Kommissionsmitglied aus einem Kloster gerade die „richtige“ Person, welche die Missstimmung etwas dämpfen sollte. Aufgrund meiner Berichte über die Maturitätsprüfungen in den Kantonen *Freiburg* und *Wallis* konnten ihre Schulen doch noch anerkannt werden.

In Freiburg wurde ich bei meinem ersten Besuch sogar von Staatsrat und Erziehungsdirektor *Cottier* empfangen, und im besten Restaurant der Stadt bewirtet, so dass ich bei der nächst

Schulstunde ob des reichlichen und besten Weines nicht so ganz konzentriert war und mit dem Schlafe zu kämpfen hatte. Vorsorglich hatte ich mich in die hinterste Bank des Schulzimmers gesetzt. Man hatte in Freiburg Hoffnung, dass die Anerkennung der Maturitätsabteilung jetzt bald erfolgen werde.

Aneurysma

Es ist Ferienzeit, 11. Juli: ich mache mir am Hochfest des Heiligen Benedikt ein feines Mittagessen und öffne eine gute Flasche. Ich bin guter Dinge, da ruft mich das Kantonsspital Schaffhausen an: ein Notfall, kein einziger Priester sei im Kanton zu finden. Alle in einem Ferienlager, oder sonst nicht erreichbar. Ein älterer Mann wünscht sich einen Priester, er leidet an einem Aneurysma, die Hauptschlagader, die Aorta, droht zu reissen. Eine Operation ist nicht mehr möglich. Darf ich nach dem zweiten Glas noch Auto fahren? frage ich mich. Mit dem Bus bei zweimal Umsteigen komme ich vielleicht zu spät im Spital an. Ich wage es. Die Schwester begleitet mich zum Zimmer des Sterbenden. Dem Dialekt nach ein Rheintaler, das merke ich sofort. Wir beten miteinander, tauschen heimatliche Gedanken aus. Herr *Oesch* kann sich sogar an meinen schon längst verstorbenen Vater erinnern, macht einige liebenswürdige Sprüche, ich habe den Eindruck, er ist guter Dinge, nicht wie ein Sterbender. Schön, so fröhlich Abschied von der Welt zu nehmen. Ich erteile ihm die Lossprechung und den Segen und gehe auch guter Dinge wieder an die *Stokarbergstrasse* zurück, nachdem ich mich bei der Stationsschwester abgemeldet und sie über meinen Besuch informiert habe.

Nach vielen Wochen ruft mich die Tochter von Herrn Oesch an. Bei ihr war er damals für einige Tage zu Besuch und erkrankte schwer. Sie hatte erfahren, dass ich die letzten Augenblicke mit ihrem Vater verbracht hatte. Die Schwester ging nämlich kurz nach mir zu Herrn Oesch, doch da war er schon nicht mehr am Leben. Der Tod kann sehr rücksichtsvoll warten, bis er dann doch noch vorbei kommt.

Büsen - das kleine Tessineridyll im Kastanienwald

Büsen = Bötch = il buco. Ja, das kleine *rustico* steckt in einem Loch, die Sonne erreicht das Hüttchen erst um Neunuhr und verabschiedet sich bereits um Fünfuhr nachmittags wieder. Ideal gelegen, wenn es im Tal unten um die 30 Grad brütet. Es liegt mitten in einem steilen Kastanienwald: lauter alte Bäume, von denen jedes Jahr einige an Alterschwäche, aber mit unter lautem Getöse umfallen. Das *Rustico* liegt in einer Waldlichtung, von ungefähr 1000 m². Hier muss man die Natur und die Einsamkeit lieb gewinnen. Ideal nach einer anstrengenden Woche in der Kantonsschule oder dem Stress einer Pfarrblatt-Nummer, die wöchentlich zu erscheinen hat. Hier unten lerne ich die Vogelwelt kennen, die Wildschweine und die Rehe im Familienverband. Und das Käuzchen, das mir ruft, sobald sich die Sonne verabschiedet hat. Mit den Dorfbewohnern von *Fescoggia* habe ich keinen Kontakt. Der *Malcantone* ist wirklich zur Erholung da.

Wie komme ich zu diesem Rustico? Ich weiss nicht, wie oft ich mit Auto oder mit dem Zug in den Tessin gefahren bin, um dem Nebel im Norden zu entfliehen. Es begann mit der Wanderung auf der *strada alta in der Leventina*, hoch über dem Tal von Airolo bis Biasca, allein oder mit Freunden. Wir haben irgendwo im Wald im Schlafsack die Nacht träumend verbracht. Der Traum von einem eigenen Rustico, von denen es im Südkanton viele tausend gibt, ist nicht mehr aus meinem Wunschzettel geschwunden.

Geschlafen einmal in der *Leventina*! Auf einem kleinen flachen *Bödeli* im Wald bei *Sobrio* gelegen: war manche Nacht eine gute ‚Adresse‘! Irgendwann ist in mir der Wunsch geboren,

oder war es nur ein Traum, so eine *casetta* wäre doch auch für mich erschwinglich. Ich habe mich an meinen Neffen Filippo *Leutenegger* mit meinem Traum gewandt. Er wohnte damals mit seiner Familie noch in *Comano*, nördlich von Lugano. Irgendwann ruft er mich an: „Bonifaz, ich habe das Rustico gefunden, das du suchst: romantisch, mitten im Wald, keine Strasse, nur ein schmaler, steiler Weg, kein Strom, usw“. Das war eines jener unzähligen ‚casette‘, bar jeder Annehmlichkeit, genau für mich, jemand sagte, für einen Naturmenschen.

Hinauf zum Postautohalt im Dorf oben sind es gute 20 Minuten, hinunter ist man leicht in 10 Minuten. In den rund 20 Jahren habe ich pro Jahr im Schnitt 33 mal dort geschlafen. Im Spätherbst, wenn die Nächte schon lang sind, ist es dann nicht mehr unterhaltend. Und die Batterie, von einem Sonnenmodul aufgetankt, hat nicht mehr viel Strom.

An fünf Stellen in der Hütte habe ich eine Leitung gelegt: über dem Kochherd, über dem Bett, am Tischchen, im WC und draussen über dem Sitzplatz. Bereits in den ersten Wochen von 1992, seit ich ins Büsen eingezogen bin, habe ich diese 45 Meter Kabel für das Licht verlegt. Ich mache Besuche bei Ehemaligen, besonders bei Sandro Volonté, bei meiner Cousine Brigitta in Besazio im Mendrisiotto. Fast allen Hügeln und Graten des Sottoceneri habe ich einen Besuch abgestattet, gelegentlich auch mal einen Steinpilz gefunden. Die Italiener aus dem Varesino sind meist vor mir vorbei gekommen. Die hören es, wenn im Herbst die *porcini* unter dem Laub hervorstossen.

Ein besonderes Wort zu meinem treuen Sänger, der *Mönchsgrasmücke*, einem Zugvogel, der jeden Frühling und Sommer, jedes Jahr sein altes Nest belegt und die Waldlichtung besingt, mit der gleichen Melodie dich beglückt. Jetzt weiss ich: der Vogel findet nach seinem Afrikaurlaub ganz präzise seinen Baum mit dem Nest wieder. Das nennt man Standorttreue! Wo sind die Jungen? Und die Kindeskinde? Ja, die singen, wie sie es von den Alten gelernt haben, genau gleich. Es fällt gar nicht auf.

Kantonsschule Schaffhausen

Nach den fünf Jahren in der Pfarrei Neuenhof mit P. Eugen Joller und P. Roland Topitsch und dem Jahr in Muri mit P. Sigisbert hat mich der Bischof Otto *Wüest* gebeten, in Schaffhausen in der Pfarrei St. Konrad kurze Zeit auszuhelfen, bis zum Amtsantritt eines neuen Pfarrers. Doch anstelle von wenigen Monaten wurden es einige Jahre, und zwar sehr erlebnisreiche Jahre auf einem Terrain, das mir anfangs wie eine Eis- oder gar Rutschbahn vorgekommen ist. Pfarrer und Dekan Otto *Purtschert*, der die Pfarrei und Kirche *St. Konrad* aufgebaut hatte, ging nach Ebikon. Eine weitere Stelle, Kanti, Jugendarbeit und Redaktion Kantonaes Pfarrblatt ‚*Forum*‘ war zu besetzen: Kari *Odermatt*, der sich laisieren liess und heiratete, riss ebenfalls eine Lücke, die es auszufüllen galt.

Ich hatte nicht die geringste Ahnung, warum mich der damalige Dekan, Pfarrer Paul *Schwaller*, am Weissen Sonntag 1985 zu sich ins Pfarrhaus St. Maria rief: Was will er von mir? Stimmt etwas nicht, denke ich? Ich könnte die Arbeit von Kari übernehmen, meint er. Ich sehe einen Berg vor mir, nur noch eine Wand, und brauche einige Tage, ehe ich zusagen kann.

Die folgenden acht Jahre sind wohl Jahre, die mich prägen, viel von mir fordern, aber in der Rückschau wohl die abwechslungsreichsten, wohl die schönsten werden. Das erste Problem, das sofort auf mich zukommt, ist: eine Wohnung suchen und doch darf niemand erfahren, wer ich bin oder besser gesagt, in welcher Eigenschaft ich das tun muss. „Haben Sie Kinder?“ ist stets die erste Frage, auch als ich am Wohnblock an der Stokarbergstrasse mich interessiert zeige, die Leute wollen ihre Ruhe haben. Als ich mit dem ‚Geheimnis‘ herausrücke: „Nein, ich bin katholischer Pfarrer, und der Fall ist bald geklärt. Ich erhalte die beste – noch reservierte -

von 15 Wohnungen, direkt unter dem Ehepaar *Leu*, dem der Block gehört, mit Sicht in die Berge und auf den Rhein.

Doch in den vier Jahren, die das Mietverhältnis dauert, wird der Block zweimal verkauft, jedes Mal mit einem der Mieter-Aufschlag, und am Schluss durch einen weiteren Käufer allen 15 Mietern gekündigt.

Nach einem ‚Umbau‘, werden die Wohnungen verkauft: das Ehepaar *Leu* bleibt im obersten Stock, denn ihre Wohnung ist im Grundbuch eingetragen. So macht man Kasse, sehr sozial.

Ich hatte ein Religionspensum in den beiden Abschlussklassen des sogenannten Unterseminars, Maturitätstypus D, und im Oberseminar (2 Klassen). Hier sind die ‚Schüler‘ meist zwischen 20 und 25 Jahren, mehrheitlich Frauen. Dass hier noch obligatorischer Religionsunterricht erteilt wird, der sich eigentlich ‚*Religionspädagogik*‘ nennt, hat mit der Eigenheit des Schulfachs ‚*Biblische Geschichte*‘ in der Primarschule zu tun. In den mehrheitlich reformierten Kantonen wie Schaffhausen, Zürich, usw. ist nach reformierten Verständnis der Primarlehrer, der Laie, die ‚richtige‘ christliche Person, nicht der Pfarrer. Nach katholischem Verständnis ist dieses Fach kein kirchlicher Religionsunterricht.

Hier liegen auch die Probleme für mich, die Frage: Wie sollen die künftigen Lehrer ‚Biblische Geschichte‘ erteilen, wenn sie die Bibel gar nicht kennen? Ja, oft nicht den geringsten Bezug zu Kirche und Glauben haben?

Ich habe folgende ref. Pfarrer als Kollegen: Pfarrer Georg *Stamm* von Stein am Rhein für das Unterseminar und die beiden Pfarrer Hans-Peter *Erni* von Buchthalen und den Pfarrer Fritz *Rüegg* von Neuhausen, für das Oberseminar. Neben ihnen erteile ich teils den katholischen Schüler, teils abwechslungsweise den ganzen Klassen, den Unterricht. So nebenbei erfahre ich, dass es wohl reformierte Pfarrer gibt, nicht aber reformierten Pfarreien sondern *Gemeinden*.

Für mich ist Folgendes eine grosse Überraschung: auf meine Frage, wie sie (die Pfarrer) mit den Schülern die Bibel lesen, die Antwort: „*Nur ja keine Bibel!*“, da reagieren die Schüler hoch sensibel, ja aggressiv“. Eine Nachwirkung des Konfirmationsunterrichts? *Biblische Geschichte ohne Bibel!*? Die Quadratur des Kreises! Ich kaufe trotzdem in Singen 30 Doppel-Bände der Einheitsübersetzung und wage es, allerdings mit mässigem Erfolg, mit der Bibel zu arbeiten.

Welche Erfahrungen mache ich? Es gibt ungefähr drei unterschiedliche Gruppen:

- Schüler, die nur bei gewissen Themen mitmachen, aber dann engagiert
- Schüler mit freikirchlichem Hintergrund, und zum Teil schrägem Bibelwissen
- Schüler, meist katholische, aus kirchlichen Kreisen wie z.B. Jungwacht und Blauring, die ich bereits kenne, und die gut mitmachen.

Einmal meldet sich ein Schüler: „Sie wollen doch nicht behaupten, dass Jesus Jude gewesen ist?“ Oder ein anderer fragt mich, ob ich das alles glaube, was gepredigt wird. Wer keine Probleme hat, ja nie mit Zweifeln konfrontiert wird, der nie um den Glauben ringt, der ist auch nicht glaubenswürdig, so meine Antwort. Dann steigt in mir die Frage auf: „Ist es gar denkbar, dass ein Pfarrer nichts glaubt?“. Da meldet sich unvermittelt ein Schüler: „Ja, unser Pfarrer!“ Darüber möchte ich lieber nicht diskutieren, da ich diesen Pfarrer gut kenne und weitgehend ähnlich einschätze, doch das Thema ist mir zu heiss, um in der Klasse zu diskutieren, und gehe im Text weiter.

Der Unterricht bei diesen bereits erwachsenen ‚Schülern‘ ist für mich aus verschiedenen Gründen sehr unbefriedigend: einen verbindlichen Lehrplan gibt es nicht, eine hinreichende Motivation ist nicht vorhanden. Für nicht wenige auch ein Grund zum Schwänzen, schliesslich können sie sich selbst ‚dispensieren‘, obwohl für das Diplom die Kenntnisse im Fach auch geprüft werden.

Bei meinem Abgang vom Seminar wegen meiner Berufung an das *Collegio S. Anselmo* auf dem *Aventin*, eines der sieben Hügel Roms, wird ein Nachfolger mit Lehrerausbildung und reformiertem Theologiestudium berufen.

In der Zwischenzeit verwandeln sich alle bestehenden Schweizer *Lehrerseminarien*, durch Beschluss der Konferenz der Erziehungsdirektoren, in *Hochschulen* und so ist die Akademisierung des Lehrerberufes in die Wege geleitet. Ich kann und will diese Entwicklung nicht beurteilen, hoffe nur, dass die Veränderungen auch im Interesse der Kinder erfolgen.

Ich bin trotz allem sehr gerne an der Kanti Schaffhausen gewesen: war von den Lehrern akzeptiert, ja geachtet, was mir bei meinem Abschied von der Schule, Kollegen wie Schulleitung, ganz besonders deutlich gezeigt worden ist. Für mich sehr überraschend. Bisher habe ich meist in ganz katholischen Gegenden gewirkt, jetzt eine neue und gute Erfahrung: ein Benediktiner in einem reformierten Milieu!

Was mir mein Vater Walter Klingler (1898 - 1967) aus seinem Leben erzählt hat:

Nationalrat Georg Baumberger,

Chefredaktor der NZN, *Neue Zürcher Nachrichten*, (1904-19)

Mein Vater hat im damaligen Katholisch Zürich als Jungendlicher Berichte aus dem Vereinsleben der Pfarrei *St. Peter und Paul* für die katholische Zeitung NZN geschrieben, und wurde bald als Mitarbeiter in die Redaktion aufgenommen, und konnte dort so eine Art Lehre unter der Hand des strengen Baumberger machen. Sein Bild hing in Vaters Büro. Dort an der Hofbergstrasse war er seit 1923 Redaktor des ‚Wiler Bote‘, einer katholischen Lokalzeitung, die wöchentlich viermal erschien. Vater wollte selbständig werden und wechselte von Zürich in das sanktgallische Fürstenland, in die *Äbttestadt Wil*, Die Klingler stammen auch aus dieser Gegend: aus Gossau..

Während des Krieges (1914 – 1918), in dem die Deutschschweiz, auch der Bundesrat, gar nicht neutral war sondern sehr deutschfreundlich, hatte er als Jüngster in der NZN-Redaktion die Pakete aus der Welschschweiz zu öffnen: voll stinkendem Menschenkot.

Seine forsche Art, wie er schrieb, als Städter und Zürcher, hat nicht allen massgebenden ‚Wiler Böcken‘ in den Kram gepasst. In Parteikreisen deutete man ihm frank und klar, man könne ihm den Brotkorb schon höher hängen. Zwei Jahre später, 1925, heirate er eine Wilerin, *Bertha Frick*, und fand so den Zugang in massgebende Kreise Wils. Meine Mutter hat ihm oft ‚beratend‘ zur Seite gestanden, wenn sie in den Läden des Städtchens Kritik an seinen Artikeln anhören musste: Kritische Artikel hat er ihr nicht selten zur freiwilligen Zensur vorgelegt. „Das darfst du nicht so scharf und offen schreiben!“, konnte ich sie schon mal mahnend hören. Dank dem Umstand, dass ich schon früh, ab der Sekundarschule, die Korrekturfahnen des ‚Wiler Bote‘ lesen musste, hatte auch etwas Kenntnis vom Alltag im Städtchen erfahren und dabei Orthographie der Muttersprache gelernt. Den Verlauf des beginnenden Weltkrieges konnte ich als Nebenprodukt der Korrekturarbeit lernen.

Mein Bruder Leo und ich mussten auf dem Heimweg nach der Schule noch das Postfach leeren. Einmal brachte ich die Zeitungen an den Mittagstisch, Vater las die erste Schlagzeile „Nichtangriffspakt zwischen Hitler und Stalin“ und sagte ganz spontan: „Jetzt gibt’s Krieg“! Das war in den letzten Tagen des August 1939.

Erster Weltkrieg Militärdienst, germanophile Deutschschweiz

Vater wurde bereits mit 17 Jahren ausgehoben, das war 1915, nach der Rekrutenschule in Zürich machte er noch die Unteroffiziersschule. Die Offiziersschule, die ihm, wie er mir erzählte, ebenfalls verordnet wurde, konnte er nur mit passivem Widerstand von sich abwenden, indem

er bei der Reitschule ständig vom Ross herunterfiel. Dann hat er als Korporal *Aktivdienst* geleistet.

Zur Grenzüberwachung wurde er in den äussersten Jura, in den *Pruntrutzipfel*, mit seiner Gruppe verlegt. In dieser abgelegenen Gegend war auch die Verpflegung sehr mangelhaft. In dieser waldreichen Region hat er mit seinem Karabiner mal einen Hasen erlegt. Er wurde verpiffen und die nachfolgende Munitionskontrolle hatte sich dies dann bestätigt. Es gab 10 Tage scharfen Arrest. Vater erklärte mir, da ich keinen Eintrag in seinem Dienstbüchlein fand, habe man den Arrest im neuen Dienstbüchlein nicht mehr nachgetragen. Bei einem Einbruch im Kompaniebüro in Delsberg wurden nämlich sämtliche Dienstbüchlein der Kompanie entwendet und kamen nie mehr zum Vorschein.

Vater hat bei Kriegsende an der elsässischen Grenze einem deutschen Offizier, der in die Schweiz flüchtete, den ‚Infanterie Armeefeldstecher‘ ungarischen Fabrikats ‚abgenommen‘, den habe ich von ihm geerbt und brauche ihn heute noch.

Die antipreuussische und antimilitaristische Einstellung, die mein Vater damals hatte, habe ich, wenn ich ehrlich bin, ziemlich getreu mir einverleibt. Als ich 1942 ins Kollegium Sarnen kam, hatten wir kein Turnen, sondern ausserhalb des Stundenplans militärischen Vorunterricht. Sehr praktisch für das Kloster und den Kanton Obwalden: Bundessubventionen: Man hatte dadurch keine Auslagen für Turnunterricht, denn der Vorunterricht wird durch Schüler erteilt, die bereits die Rekrutenschule absolviert haben. Ich habe während sechs Jahren nie richtigen Turnunterricht erlebt, in den oberen Klassen Vorunterricht meist durch einen Klassenkameraden: das heisst, wir haben nichts gemacht, in einer Zeit, wo der Körper einen guten Turnunterricht neben dem Studium sehr gebraucht hätte. Nebenbei bemerkt mussten auch die Ausländer unsern militärischen *Vor*-unterricht besuchen, *vor* der Rekrutenschule!!

Bettler an der Pfarrhaustüre

Schicksal jedes Pfarrhauses: regelmässig Bettler, meist professionelle, selten unerfahrene oder gar extrem ehrliche. Immer die gleichen Sprüche, über Jahre hinweg, sind zu hören, so dass P. Peter Traub, damals Pfarrer in Hallau, einmal einem Bettler sagte. „Höre, du bekommst etwas, wenn du mir einen neuen Spruch ‚bringst‘, den ich noch nie gehört habe“. Gelegentlich ist einer ziemlich grosszügig in seinen Bitten, ja Forderungen, wie: „Zahlen Sie mir doch die monatliche Wohnungsmiete, die ich nicht mehr aufbringe!“

Sie nützen die gute Stimmung des Pfarrers aus, wenn sie fast massenweise um Weihnachten herum erscheinen. Ich gab ich als neuer Pfarrer von Hermetschwil einmal einem Bettler, der mit einem Kinde an der Türe vor Weihnachten erschien, schon etwas zu grosszügig: das sprach sich in Bettlerkreisen herum und die Reihe der Bettler wollte nicht mehr abbrechen.

Ein anderes Mal erschien einer im Mercedes, da sank meine Geberfreude tendenziell gegen Null. Und ich hatte dann für längere Zeit Ruhe an der Pfarrhaustüre.

Als ich noch im Studium in St.Gallen, im katholischen Lehrlingshaus wohnte, riefen mich an einem Abend die Schwestern, welche die Küche betreuten, da sei einer gekommen, der gar kein Deutsch verstehe. Es war ein junger Unterwalliser aus einem Bergtal südlich von Sitten und hiess *Zufferey*. Er habe kein Geld mehr und sollte nach Basel zu seiner Freundin: eine klassische und Standarderklärung. Es regnete draussen. Trotzdem wollte er mir seinen nassen Regenmantel als Pfand zurücklassen und dazu noch sein Dienstbüchlein. Den Mantel aus menschlichen Gründen, das Büchlein aus rechtlichen, konnte ich nicht annehmen, und gab ihm Fr. 50.-, auf Nimmerwiedersehen, dachte ich, mehr hatte ich auch nicht.

Nach mehr als einem Jahr, ich hatte wieder einmal meine Adresse gewechselt, suchte mich dieser Zufferey wieder auf und wollte mir die geliehenen Fr. 50.- zurückbringen. Ich war sprachlos. Er war also kein klassischer Bettler, fiel völlig aus der Regel. Was er mir damals sagte, entsprach der Wahrheit. Ich wollte das Geld nicht annehmen, bis ich seinem zähen Drängen doch nachgeben musste: „Sie haben mir damals die neue Arbeitsstelle gerettet und auch meine Liebschaft“, sagte er mir ganz glücklich.

Hochzeit im Wald

Das Sommerferienlager der Blauring-Mädchen der Pfarrei St.Konrad, Schaffhausen, findet 1985 in Elm, in der Militärunterkunft statt. Da bekomme ich von *Hardi Huser* und seiner Braut Besuch. Er eröffnet mir, dass er einen besonderen Hochzeitswunsch hege: er möchte im Wald heiraten. Hardi war ein guter Schüler der Handelsabteilung, Klassenchef und half mir einst während der langen Sommerferien, mit einem Schall schluckenden Deckenbelag den Lärmpegel im Esssaal zu senken.

Ich kann ihm den Spezialwunsch für sein Fest weder ausreden noch triftige Gründe kirchenrechtlicher Art dagegen vorbringen. Einzig: er muss mir selber herausfinden, in welcher Pfarrei der Wald (am Etzel) liegt und ob der betreffende Pfarrer dies erlaubt. Ehrlich gesagt, mir hat die ganze Sache gar nicht gepasst. Und es kommt dann auch ganz ungewohnt heraus.

Seine Nachforschungen ergeben folgendes: der Wald liegt in der Pfarrei Einsiedeln und der Wald gehört dem Kloster Einsiedeln, einem der grössten privaten Waldbesitzer der Schweiz. Und das Kloster Einsiedeln erteilt auch, vermutlich auch nicht gerade begeistert, die Erlaubnis, dass der Ehebund zwischen Marie-Theres und Erhard in seinem Forst geschlossen wird. Ich bekenne ganz offen, dass ich eine Absage erwartete, ja erhoffte.

Und so wandere ich am 17. August bei schönstem Wetter auf den Etzel (1098 m), wahrlich keine Bergtour! Wie ich oben ankomme: laute Musik, Tanz und süffiger Weisswein, bereits bevor der Ehebund geschlossen ist. Ich habe schon viele Paare getraut, doch das habe ich noch nie erlebt: das Fest *vor* der Trauung. Nach einiger Zeit sage ich dem Bräutigam: „Du, wenn die Hochzeit da unten im Wald noch stattfinden soll, dann würde ich nicht mehr lange warten.“ Ich habe nämlich festgestellt, dass inzwischen auch sein Vater und weitere Hochzeitsgäste vom Weisswein bereits ziemlich ‚angesäuselt‘ sind.

So wird die Hochzeitsgesellschaft in den nahen Wald hinunter geleitet. Das gefällt auch den Kindern, sie rennen mit viel Geschrei um die Tannen herum. Ich lasse sie zu meinen Füßen sitzen. Die vielen noch recht jungen Pärchen stehen im Halbkreis wie in einer Arena, die vor mir ansteigt. Ich stehe zu unterst.

Ich muss ganz spontan auf die ungewohnte Situation reagieren. Wird das gelingen? frage ich mich? ‚Was soll ich dem Brautpaar und dieser aufgeräumten jungen Hörschaft denn sagen?‘ Den Predigttext versenke ich in meine Tasche. Der passt hier und jetzt nicht mehr so recht. Ich habe einen Einfall: und halte den jungen Leuten, verheiratet oder nicht, die zur Hochzeit gekommen sind, das Brautpaar eingeschlossen, eine regelrechte *Ehekatechese*.

Ich frage die Paare, die da vor mir zwischen den Bäumen stehen, welche Erfahrungen sie bei ihrem Zusammenlebens gemacht hätten, welche heissen Tipps sie dem Brautpaar mit auf seinem Lebensweg mitgeben würden. Der Wein hat die Hemmschwelle sichtlich abgebaut, die sonst bei solchen Gelegenheiten besteht. Ich staune, wie sich bald ein spontanes und sehr gutes Gespräch ergibt. Dann folgen der Trauritus mit Vermählung, Gebete und der Brautsegen. Ich

bin erleichtert. Nach dieser ziemlich improvisierten Zeremonie kann ich die Hochzeitsgesellschaft wieder aus dem Wald zum Hotel hinauf entlassen.

Ein älterer Herr, der ebenfalls im Wald unten dabei war, spricht mich beim Hinaufgehen an und bekennt mir, dass es ihm ziemlich unter die Haut gegangen sei, wie ich die auffallend vielen jungen Paare und das Brautpaar angesprochen habe, und was die christliche Ehe eigentlich sei. Für mich ein Trost! Ich hätte für mich eher den Eindruck bekommen müssen: schön daneben, gar nicht, wie sich die Kirche eine Trauung und ihr ‚Ambiente‘ vorstellt.

Nach gut 20 Jahren, treffe ich die beiden mit dem bereits volljährigen Sohn bei meinem Neffen in Anguillara. Ich mache eine Anspielung auf unsere Waldhochzeit. Doch davon will sie, die damalige Braut, mit sehr resolutem Ton, ganz und gar nichts mehr wissen. Es muss ein Phantasieprodukt von mir gewesen sein. Peinlich muss es für sie sein, an diesen Vorfall, immerhin an ihre Trauung, nach Jahren, wieder erinnert zu werden. Zweimal verdrängen, ist gar keine Kunst. Das tun wir alle. Wir alle verstaunen fast unsere halbe Jugendzeit in den tiefsten Keller unseres Gedächtnisses!

Wo ist das Fellital?

Ja, wo ist das Fellital? Fast unbekannt. Ein ruhiges, fast verstecktes Tal im Urner Reusstal. Das kennen nur ganz wenige. Am ehesten noch Tourenfahrer, die mit der Bahn bis zum Oberalp pass fahren, mit Steigfellen zur Fellilücke aufsteigen und dann durch das ganze Tal bis zur Reuss hinunterfahren. Das sind an die 9 Kilometer: von 2478 m bis zur Fellibrücke bei 700 m. Das Fellital habe ich oft besucht, es ist mir ans Herz gewachsen. Da begegnet dir kaum ein Wanderer. Auf halbem Weg zur Fellilücke steht die *Tresch- oder Fellihütte*, auf 1475 m, noch mitten im Wald, was bei SAC-Hütten sehr selten ist. Seit dem Felssturz anfangs der 90er Jahre muss man anstelle des sehr steilen Pfades, der jetzt verschüttet ist, nun das Fahrsträsschen zum *Felliberg* benützen: der ist: bequemer aber viel länger.

Ein Erlebnis im Fellital

Beim Aufstieg zur Hütte begegne einmal ich einer Gruppe Alpinisten, die absteigt und mich nach dem Weg hinunter fragt. Sie bitten mich, den andern ihrer Gruppe, die noch kommen, auszurichten, sie konnten nicht mehr länger warten und seien darum abgestiegen. Unter diesen sei ein auffallend grossgewachsener Kollege dabei. Nach zwei Stunden komme ich in der Hütte an und treffe dort weitere Kollegen der Gruppe, die sich als Ungarn vorstellen, und die Zeit mit Kartenspiel vertreiben. Auch diese brechen nach einiger Zeit auf und bitten mich, den Nachzüglern, der dritten Gruppe, zu sagen, sie konnten nicht mehr warten und seien abgestiegen. Sie haben miteinander diese Tour über die *Pörtlilücke* gemacht und sind auf dem Weg nach Hause. Ach einiger Zeit kommt ein junger Alpinist daher gerannt und fragt ganz aufgeregt, ob er telefonieren könne. Damals gab es erst in wenigen SAC-Hütten Satellitentelefone, auch Handis gab es noch lange nicht. Solche wären gerade in Notfällen sehr nützlich. So muss der ‚Meldeläufer‘ bis nach Gurntellen hinunter rennen. Was ist wohl da oben, bei der Pörtlilücke passiert?

Der Tag geht zur Neige, es dunkelt ein, es wird ruhig. Ich verpflege mich aus dem Rucksack: ein bescheidenes Abendessen. Etwa um 10 Uhr höre ich den Lärm eines Helis, hoch über der Hütte, wie er im engen Tal kreist und mit seinen starken Scheinwerfern die Wände des Tales absucht. Dann landet er schliesslich, wie ich annehme, oben bei der Pörtlilücke. Nach einer halben Stunde steigt er wieder auf und verschwindet in der Nacht. Hat er den Langen und die

andern gefunden und mitgenommen? Anderntags finde ich keine Pressemeldung über diese Rettungsaktion! Gut abgelaufen!

Besteigung des Taghorns

Der Hüttenwart hat mir denn Aufstieg zum *Tag-* oder *Fellhorn* empfohlen und schmackhaft gemacht: der Weg zum Gipfel sei jetzt fast neu, ausgebessert, schwierige Stellen wieder passierbar gemacht. Steil, zum Teil exponiert, aber ein wahres Vergnügen. Das Thema eines geplanten Artikel für mein Pfarrblatt ‚FORUM‘ liegt unverdaut in mir, stösst immer wieder auf und wartet darauf, dass es Gestalt annimmt. Man muss in solchen Fällen den Berg unter die Füsse nehmen, dann kann das Werk geboren werden. Ich habe im Rucksack stets einen Schreibblock bei mir.

Die letzten 20 Meter sind steil und felsig: da muss ich die Hände zu Hilfe nehmen. Traumhaft die Aussicht: in die Urner- und Berner Alpen. Den Gipfel habe ich ganz für mich allein. Ich setze mich auf einen Stein und beginne zu schreiben, höre erst wieder auf, als der Artikel im Notizblock voll Gestalt angenommen hat und geboren ist. An sich hätte ich ebenso gerne das wunderbare Panorama beschrieben, das von den Berner Alpen mit Jungfrau, Mönch und Eiger, den Urner Alpen mit Sustenhorn und Urirotstock, Oberalpstock und weitere reicht.

Warum heisst der Berg *Taghorn*? Vom Weiler ‚*Intschi*‘ aus zeigt der spitze Gipfel wie ein Uhrzeiger in den Himmel und deutet den Mittag an, sobald die Sonne direkt über dem Horn steht: *Taghorn* oder anderswo auch *Mittaghorn* genannt.

Steinschlag an der Pörtlilücke (2506 m)

Clemens (Student am Schaffhauser Oberseminar) und ich, wir haben die Umrundung des *Bristen* (3072 m), vor, die drei Tage dauert, mit Übernachtungen in der *Treschhütte* und in der *Etzlihütte* (2200m). Die Pyramide des Bristen steht wie ein Riegel quer zum Reußtal. In schnee-reichen Wintern lässt er von allen Seiten die berüchtigten Lawinen herunter, die bis in die Reuss hinein donnern, die dann auch den Zugang zum hinteren *Maderanertal* versperren.

Für die Bergbauern des Dorfes Bristen ein hartes und zuweilen auch gefährliches Leben.

Wie wir am zweiten Tag den steilen Weg zur Pörtlilücke hinter uns haben und von dort weiterziehen, löst sich vom Grat über einem Schneefelde ein Felsbrocken von der Grösse ca. 30-40 cm und saust herunter: ich bin genau in der Falllinie, Clemens ist schon ausserhalb der Gefahr. Glücklicherweise prallt er noch auf einen Felsen und zersplittert in viele kleinere Brocken. Ein kleiner Brocken erwischt mich trotzdem noch, am Vorderarm, den ich zum Schutz über dem Kopf gehalten habe. Ich verliere das Gleichgewicht und rutsche das Schneefeld hinunter. Glück gehabt, der Arm ist zwar sofort angeschwollen, doch der Kopf ist heil!

Der Hüttenwart der *Etzlihütte*, wie ihm vom Vorfall erzähle, meint: dort oben sei es gar nicht ‚steischlägig‘.

Am dritten Tag wandern wir das Etlital hinaus über Bristendorf nach Amsteg wieder ins Reußtal.

Der Hüttenwart und sein Hund

Zum Hüttenwart der *Treschhütte* und seinem Hund, einem Appenzeller Bläss habe ich eine besondere Beziehung: beide kennen mich von meinen häufigen Besuchen her. Der Hund bellt nicht mehr, wenn ich in die Hütte komme, er kennt mich, und der Hüttenwart hat stets ein kühles Bier für mich parat, sobald ich eintrete.

Bei einem späteren Aufstieg merke ich schon bald, dass mein Knie die 800 Meter Aufstieg ins Fellital nicht schafft und rufe dem Hüttenwart an und sage ab. Das war in den Jahren um die Jahrhundertwende.

Einmal erzählt er mir von seinem Hund folgende Geschichte:

Kommen Unbekannte, dann muss der Vierbeiner einfach bellen. Es ist nicht so gut auszumachen, warum er mal länger, mal nur kurz bellt. Einmal wollte er einfach nicht mehr aufhören. Sein Meister fuhr ihn darum laut an. Der Hund war beleidigt. Verkroch sich erst mal, ging hinaus, zeigte sich nicht mehr, war verschwunden. Dann stellte sich heraus, dass er ganz allein nach Hause ins Schächental trottete: den Weg das Fellital hinunter, der Reuss entlang auf der Gotthardstrasse bis nach Altdorf, dann ins Schächental hinein, einfach heim. Den umgekehrten Weg von zuhause zur Treschhütte ging er auch mal ganz allein, als ihn sein Meister nicht mitgenommen hatte. Erstaunlicher Orientierungssinn dieses Tieres. Sensibel auf ‚ungerechte‘ Behandlung und treu zugleich seinem Meister ...

Tunnelsucht

Das Urnerreusstal ist faszinierend, steile Felswände, immer steile Aufstiege, wenig kultivierbares flaches Land. Erst bei Erst-Feld wird es flacher, und das Land wird dem Verkehr geopfert für Bahn und Auto. Gibt es einen vierten Durchstich durch den Gotthard? Für Ferienzeit und Wochenende? Bald haben wir zu wenig Berge, um sie durchlöchern zu können. Tunnelsucht, eine neue Krankheit.

Nach einer Frühlings-Skitour im Bedrettal (Cristallina (2911 m) trafen wir in Airolo einen Ausländer an, der eine Europakarte über der Motorhaube seines Mercedes ausgebreitet hatte und seinen Weg nach Lausanne suchte. Er war bereits zweimal an Barrieren von gesperrten Passstrassen gestoppt worden: Nufenen und Furka. Für Flachländer ist der Winter ein garstiger Geselle, der wichtige Strassen ein halbes Jahr lang einfach sperrt. Der Ausländer, ich glaube, es war ein Holländer. Auf seiner Europakarte war die Schweiz ziemlich klein drauf, dafür noch Rußland, und kaum Informationen über eingeschneite Paßstraßen.

Elm: Zweimal Blauringlager

Elm habe ich zweimal Elm erlebt: als Pfarrer von Neuenhof mit P. Roland *Topitsch*, im Jahr 1981 mit dem Blauringmädchen auf Ämpächli (1516), mit der Seilbahn ist das Ferienhaus erreichbar. Während des Morgenessens kommt ein Mädchen in den Saal herein und ruft: die beiden Helis, (die wir alle ebenfalls heranrattern gehört hatten) haben die Bundesräte eingeladen und sind im Restaurant neben unserem Haus!“ Da gibt es nicht viel zu überlagern, ich rufe in den Saal: Macht euch bereit und zieht euer Blauring-Leibchen an! Wir gehen hinaus und singen den Bundesräten, was ihr am besten könnt.“ Die Landesväter sind noch beim Frühstück, kurz darauf kommen sie auf die Terrasse heraus, die Mädchen begrüßen sie mit einem Lied. *Kurt Furgler*, der Bundespräsident dieses Jahres, führt dieses Jahr seine Kollegen in seine Ostschweizer Heimat. Wie ich mit den Mädchen vor ihm stehe, erkennt er mich schnell und stellt mich seinen Amtskollegen vor. Die Presse und auch ich, knipsen noch einige Fotos, dann ist der „Spuk“ vorbei und die Mädchen kehren ins Haus zurück und basteln wie gewohnt weiter.

Ohne es zu merken, haben wir mit dem Gesangsauftritt der Mädchen den bestellten Alphornbläsern die Schau gestohlen.

Einige Jahre später bin ich mit dem Blauring von Schaffhausen wieder in Elm. Die Mädchen haben ihr Sommerlager ebenfalls ihr in Elm aufgeschlagen, und zwar in der neuen Armeeunterkunft. Ich habe oft ganz allein Ausflüge in der Umgebung gemacht. Wie ich einmal durch das Dörfchen schlenderte, begegnete ich einem Mädchen, ca. 10jährig, und fragte es: „Wie ist das Wetter hier in Elm?“ „Der Vater sagt immer, wenn das Radio meldet: Ganze Schweiz heiter, dann fügt hinzu: „In Elm saichts weiter.“ Das ist die bekannte Staulage in den Alpentälern, die gegen Südwesten abgeschlossen sind, wie in Vättis, Göschenen oder Engelberg usw. In einem Schuhgeschäft des Dorfes sah ich sehr günstige Bergschuhe ausgestellt, und kaufte sie, obwohl mich der rechte Schuh etwas drückte. Die Verkäuferin riet mir beim Schuhmacher an der gleichen Strasse den Schuh ausweiten lassen. Ich ging zum Schuhmacher Schneider. Der sagte nach einem kurzen fachmännischen Blick: „Sie bringen da zwei Schuhe von zwei verschiedenen Paaren und Modellen. Wo haben Sie diese gekauft?“ „Im Schuhladen Ryner, da unten.“ „Da kann ich nichts machen, bringen Sie diese zurück! Die wurden vermutlich für den Ausverkauf zu einem Paar zusammengestellt.“ Vater Schneider verkaufte mir anschliessend selber Schuhe, die „garantiert nicht drücken“, wie er bemerkte.

An den Wänden seiner Werkstatt hingen viele Bilder von Vreni Schneider, ich wusste, dass Vreni aus Elm kommt, und fragte ihn, ob Vreni seine Tochter sei. „Natürlich, und sie kommt, so oft sie kann, heim, sie hilft mir im Haushalt, denn meine Frau, ihre Mutter, haben wir schon einige Jahre verloren.“

Val Blenio - wie im falschen Film

Sandro Volonté, Lugano, Handelsdiplom Sarnen 1964: ich bin 1965 bei Familie Volonté in Cassarate zu Gast. Wir fahren ins Bleniotal, nach Leontica. In der Dorfkirche zelebriere ich die Messe. In der Sakristei ziehe ich mich an und schlage das Missale auf. Doch ich verstehe nichts mehr, finde die entsprechenden Texte einfach nicht. Da stimmt etwas nicht; denke ich, das habe ich doch schon tausendmal gemacht. Wo sind die Orationen, wo die Präfation? So ein rätselhaftes Buch hatte ich noch nie in den Händen, was ist mit mir los? Der Tessin ist doch römisch-katholisch! Schon, aber die Liturgie, die ist nicht römisch, schießt es mir plötzlich in den Kopf, wir sind ja im *Bleniotal* mit seinem *ambrosianischen*, nicht römischen Ritus, wie auch in den anderen beiden Tessinertälern *Leventina* und *Riviera* (von *Airolo* bis *Biasca*). Die Sprache ist zwar auch lateinisch, wie in der ganzen Kirche, selbst auch in Japan und New York, aber es sind über die Jahrhunderte nur noch zwei kleinen Gebiete mit eigenem Ritus übrig geblieben: der *ambrosianische* in Mailand und der *mozarabische* in Spanien. Das Konzil (1962-65) hat in der ersten bedeutenden Entscheidung die Muttersprache erlaubt, die Durchführung ist eben noch nicht erfolgt. Ja, nun kann ich die Messe ruhig zelebrieren.

Da fragt man sich: wie kommt es, dass wir in der Schweiz so einen fremden Ritus haben? Die Eidgenossen, hauptsächlich die Urner, haben im 15. Jahrhundert (ab 1403) die drei Täler im Tessin erobert, um Herren der Gotthardroute zu sein. Diese gehörte vorher zum Herzogtum Mailand. Der Pass erhielt, seit die *Schöllenen* passierbar wurde, eine höhere Bedeutung.

Warum *ambrosianisch*? Mailand war eine Residenzstadt der römischen Kaiser. Im 4. Jahrhundert war der Heilige *Ambrosius*, Bischof von Mailand, einer der vier grossen Kirchenlehrer, und Hymnendichter. Die Bedeutung Mailands widerstand der Zentralisierung der lateinischen Liturgie durch Rom und konnte sie bis heute bewahren. So zentralistisch Rom war, die Päpste haben es über die Jahrhunderte hinweg nicht geschaffen und gewagt, diese liturgische Besonderheiten in der lateinischen Kirche abzuschaffen.

Nach der französischen Revolution, als der Nationalismus blühte, war es auch in der Schweiz unerträglich, dass es noch Bistümer über die Staatsgrenzen hinweg gab. So wurde das Tessin erst im 19. Jahrhundert von den italienischen Bistümern Mailand und Como abgetrennt, und das Bistum Lugano geschaffen. Dieses ist aber erst im 20. Jahrhundert definitiv geworden, nachdem es noch lange mit Basel verbunden war und: „*Bistum von Basel und Lugano*“ hiess.

Zweimal Flüelapass

Mit Otti möchte ich mit den Ski zum *Schwarzhorn* (3147 m) aufsteigen. Im Passrestaurant speisen wir. Dann gehen wir zum Passat und richten uns darin zum Schlafen ein. Das Wetter ist sehr unsicher, Schneefall angesagt. An einen Aufstieg ist immer weniger zu denken. Es beginnt zu winden, wir öffnen trotzdem das vordere Fenster ein klein wenig, Frischluft braucht es. Als wir am Morgen erwachen, sind unsere Füsse von Schnee bedeckt.

Unter diesen Umständen ist es klar: Rückzug, wir fahren wieder nach Davos hinunter. Schwarzhorn: ade!

Ein andermal ein weiterer Versuch auf das Schwarzhorn: mit Peter, dies am 25. April 1992. Das Datum habe ich in der Agenda eingetragen, einige Tage später hat sich nämlich am Flüelapass ein tragischer Unfall ereignet. Doch davon später.

Wir steigen zügig auf, doch mein Magen streikt. Ich habe eine Krise. Ich schaffe es doch noch. Ein herrlicher Frühlingstag, warm selbst auf diesen Höhen!

Wir haben den Wagen einige hundert Meter weiter unten auf der Engadinerseite des Passes abgestellt. Als wir nach unsere Abfahrt im Sulzschnee dort ankommen, werden wir von der Strassenpolizei angewiesen, hier nicht mehr hinunterfahren. „Wir möchten nach Davos“, unser Bescheid. Das sei noch erlaubt. Grosse Lawinengefahr! Dort hin dürfen wir noch. „Lasst den weissen Passat noch durch, dann ist der Pass gesperrt“, meldet der Polizist auf die andere Seite des Passes hinüber.

Einige Tage später, am 1. Mai, hat sich dann an dieser kritischen Stelle tatsächlich eine Lawine losgelöst, während ein Car vorbeifuhr, und diesen in die Tiefe gerissen. Vier Tote und 16 zum Teil Schwerverletzte.

Im gleichen Jahr sind Peter und ich zur *Cristallina* (2911 m) aufgestiegen. Wieder in der Hütte, fragen wir den Hüttenwart, ob es keine andere Abfahrt ins Tal gebe, als immer durch den Dschungel von Stauden und Legföhren fahren zu müssen. „Doch, steigen Sie hinter der Hütte bis zum Sattel auf, dann können Sie schön nach All'Acqua abfahren.“ Doch nach wenigen Minuten knackt es im Schnee, höchst verdächtig in diesem steilen Hang! Sofort umkehren! Rufe ich. Das ist mir zu gefährlich.

Solche Signale muss man ernst nehmen.

Einige Jahre später hat eine Lawine genau hier die Hütte weggerissen und sie total zerstört. Sie ist weiter oben wieder aufgebaut worden, und zwar beim Cristallinapass, (2568 m), wie ich in der Presse gelesen habe. Die neue Hütte habe nicht mehr besucht.

Meine damalige Vorsicht war nicht unnötig. Der Schnee ist unberechenbar. Wenn man noch meint, man habe die nötige Erfahrung und könne eine Tour gefahrlos unternehmen, schlägt der Schnee gleichsam zu, wie die folgende Geschichte beweist.

Lawine am Bazolastock (2749 m)

Hoch über dem Oberalppass erhebt sich ein beliebter Skiberg, er ist auch leicht mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichbar. 1997 haben drei Obwaldner, erfahrene Tourengänger diesen Berg begangen und sind in eine Lawine geraten. Zwei konnten sich aus dem Schnee befreien, der dritte, Dr. med. *Arnold von Flüe*, Arzt in Giswil, lag zu tief und zu lange unter der Lawine und erlitt irreparablen Schaden im Gehirn. Trotz allen möglichen Massnahmen konnte er nicht mehr gerettet werden, klinischer Tod: jede Hoffnung war vergebens. Traurig!

Er nahm mich vor Jahren (1980) mit seinem Schwager auf den *Galenstock* mit. In jenem Jahr lag noch sehr viel Schnee in den Bergen, so dass wir am 31. Juli noch vom Furkapass aus aufsteigen konnten. Die beiden hatten es sehr ‚eilig‘, ich kam als älteres Semester nicht mehr nach und legte bei einem vorstehenden Felsklotz am Grat einen (definitiven) Halt ein. Die beiden hatten schon beinahe den Gipfel (3583 m) erreicht, als ein älteres Ehepaar zügig, mit staunenswerter Kadenz, aufstieg. Bei mir angelangt, teilte ich den beiden meine Bewunderung mit. „Ja, wissen Sie, wir gehen schon seit Jahren, so oft wir können, auf solche Touren. Und Sie, sind Sie schon oben gewesen?“ Eben nicht. Was sollte ich mehr sagen? „Die beiden haben mich abgehängt, Sehen Sie, meine beiden Kollegen kommen eben auf dem Gipfel an!“ „Schämen Sie sich nicht, fragt mich der wohl schon Siebzigjährige, hier einfach zu warten, bis diese wieder heruntergefahren sind, und steigen nicht zum Gipfel?“

Das schlägt bei mir ein, und so mache ich die Steigfelle wieder auf die Bretter an und gehe diesen beiden nach, doch die beiden Alten sind mir, dem gut Fünfzigjährigen, auch zu schnell, und meine Begleiter, Arnold und Ernst, fahren oben bereits ab und sind bald auch wieder bei mir. Ich nehme die Felle ab und fahre mit ihnen bis zum Ende des Rhonegletschers ab, erzähle aber noch nichts von der mir aufgezwungenen „Scham“.

Klingenzell

Bei meiner Pfarrvertretung in der Pfarrei St. Konrad in Schaffhausen hatte ich den katholischen Schülern aus den Abschlussklassen aus vier Stadtschulhäusern Religionsunterricht zu erteilen: und zwar am Freitagabend im Pfarreiheim St. Konrad. Man kann sich vorstellen, mit welcher Begeisterung ausgerechnet diese Jungen am ‚heiligen‘ Freitagabend kamen. Sie erschienen zu meinem Erstaunen zwar beinahe vollzählig und rechtzeitig. Ich habe bald einmal gemerkt: für sie bedeutete dieser Anlass auch etwas Positives: hier trafen sich die Gleichaltrigen der Stadt, was sonst noch nie der Fall war (aus den städtischen Schulhäusern: Bach, Gega, Alpenblick, Steig). Den Unterricht und die Themen habe ich entsprechend ihren Fragen und Interessen gewählt. Doch mit der Zeit, als sich das Schuljahr immer mehr dem Abschluss näherte, und der Unterricht nicht leichter wurde, überlegte ich: wie kann die restlichen Monate über die Runden bringen?

Da kam mir die Idee: ein wenig utopisch zwar, aber vielleicht sind die Jungen wieder leichter (zu *begeistern* wäre wohl ein zu starkes Wort), sagen wir, zu haben. Wie einen Notanker habe ich schliesslich die Idee von einem Lager von einigen Tagen in *Klingenzell*, bei Eschenz, in einem Pavillon der katholischen Kirchgemeinde ausgeworfen. Und zwar während der zu Ende gehenden Schulzeit, selbstverständlich. Der Gedanke schlägt ein.

Eine Hürde ist noch zu überspringen: die Erlaubnis des städtischen Schulrates und des Kirchenstandes. Andere Hürden sind die Finanzen und die aktive Mitarbeit der Schüler, die dieses

sanfte Druckmittel zu meinem Erstaunen gut akzeptierten. Dass das Schulamt die Erlaubnis geben werde, hatte ich wenig Hoffnung.

Die Antwort kam lange nicht, ehrlich gesagt, ich war gar nicht so unglücklich. Doch dann kam zu meiner Überraschung die Zusage. Damals hatte ich noch keine Kenntnis, wie diese zustande kam. *Bruno Kesseli*, einziger Katholik im Stadtrat, erzählte mir später, wie seine Kollegen auf meine Anfrage reagiert hatten. ‚Etwas Neues, noch nie gewesen! Der Unterricht wird gestört, wenn während vier Tagen die Katholischen fehlen, usw.‘ Kesseli fragte seine Kollegen nur, man würde doch den reformierten Schülern sogar eine ganze Woche für das Konfirmationslager erlauben. Zustimmung mit einem Finanzierungsbeitrag der Stadt. Grosse Überraschung!

Ich dachte sofort: jetzt kannst du nicht mehr zurück, jetzt musst du an die Arbeit. Die Schüler versprachen mir gleichsam in die Hand: wir machen mit und zeigen, was wir zustande bringen können. Es wurden die Aufgaben aufgezählt und auf die Schüler verteilt. Selbst die Themen, was sie an die Hand nehmen wollten, kamen dran. Ich musste staunen, was ich da bei den Jungen ausgelöst hatte. Ich kannte sie kaum mehr. Es war herrlich, wie sie sich ins Zeug legten. Sie hatten nur noch *ein* Problem: das musste *ich* lösen: ‚Bitte, keinen Lehrer und keine Eltern zuziehen!‘, baten sie mich.

„Nein, wir sind unter uns, wir brauchen keine Helfer oder Kontrolleure, wir machen alles selber, das habt ihr ja versprochen“, war meine Antwort und das hat gewirkt.

Einem Schüler, Marcel, habe ich geraten, doch lieber in die Schule zu gehen, er habe doch kaum einmal recht mitgemacht, und den Unterricht gestört. Doch er wollte auch mitkommen, und hat mir fast auf den Knien versprochen, er werde gut mitmachen. Und so war es. Er hat sich tadellos gehalten. Seine Scham: er wollte nicht Schwarzes Schaf unter den Jungen sein.

Das Lager verlief reibungslos, abgesehen davon, dass die erste Nacht ziemlich unruhig war. Zum ersten Mal sollten sie gemeinsam Seite an Seite schlafen. Es waren immerhin an die 34 Mädchen und Jungen. Die Mädchen mit allerlei dummen Streichen erschrecken, usw. Am nächsten Abend sagte ich ihnen: Ich würde gerne schlafen, damit ich für den folgenden Tag wieder fit wäre. Am nächsten Morgen fragten sie mich ziemlich schüchtern, ob ich gut geschlafen hätte, es war tatsächlich recht ruhig. Danke ja, meinte ich. Die gute Atmosphäre half ohne grosses Dazutun.

Die andere Atmosphäre hingegen war für den Monat April weniger befriedigend: in der zweiten Nacht gab es einige Zentimeter Neuschnee, und es wurde im Pavillon recht ungemütlich kühl. Sonst lief alles, wie geplant. Alle hatten ihre übernommenen Aufgaben gut erledigt. Ich war selber überrascht.

Bis zum Schulende waren noch zwei Unterrichtsstunden. „Ihr müsst nicht mehr ins Pfarreiheim kommen. Die vier Tage im Lager sind mehr als ein Ersatz dafür. Ich wünsche euch guten Einstieg in die Lehre oder in die Kanti. Doch was war passiert? Die kamen am folgenden Freitag trotzdem zum Pfarrhaus. „Warum denn“, meine Frage. „Wir kommen nicht wegen der Religion, wir kommen wegen Ihnen, und danken Ihnen für die schönen Tage“. Ich war schon etwas gerührt. Und zum Schluss: der Kassier, Marcel, eröffnete mir: „die Rechnung schliesst mit Fr. 550,- Überschuss; was machen wir damit?“. „Das geben wir dem Fastenopfer“, die spontane Antwort der Jungen. Ich war sehr beeindruckt, ja sprachlos.

Himmel oder Hölle?

Es war noch vor dem Konzil. Viele Fragen, die haben sich aus dem Geist des Konzils einfach erledigt: magische Vorstellungen, Meinungen, die sich von Generation zu Generation überliefert hatten und als scheinbare Substanz des Glaubens galten. In Anguillara (Latium), wo meine

Schwester wohnt, kam nach meiner Messe *Elena Jagmetti* zu mir, und bat mich, dass ich den deutschen Arzt, der im Dorf wohne und bei den kranken armen Leuten so viel Gutes tue, und kaum ein Honorar verlange, katholisch mache. Er sei eben nicht katholisch und komme daher nicht in den Himmel. Schwierige Sache, dachte ich. Der frommen Elena zu erklären und ihren Wunsch zu erfüllen. Das konnte ich nicht, selbst wenn ich wollte. Solche Vorstellungen gab es nicht nur in Italien sondern auch bei uns in der Schweiz.

Nur ich frage mich, wie wäre es im Himmel, gäbe es dort nur Katholiken? Keine Protestanten, keine Orthodoxen oder andere Christen und schon gar keine Heiden?

Viele Jahre später war ich wieder in dem wunderschönen *Marokko*, wo ich mehr als zwei Wochen herumreiste. Bevor wir (Otti und ich) wieder über die Meerenge von Gibraltar fuhren, trafen wir einen Schafhirten. Er sprach ein gutes Französisch, wir haben uns über dies und das unterhalten. Ja, ich war mit ihm beinahe befreundet. Wir verstanden uns sehr gut. Otti hatte wenig Lust auch mitzureden, auf Französisch (!). Da eröffnete mir mein neuer Freund ganz unvermittelt, es täte ihm so leid, dass ich kein Muslim, eben ein Ungläubiger, sei, und so keine Chance habe, in den Himmel zu gelangen. Ich sei doch so ein guter Mensch. Ich ‚tröstete‘ ihn, indem ich ihm bedeutete, dass dieser Himmel sowohl für Muslims als auch für Christen offen sei. Gott sei nicht so, wie wir Menschen meinten: er ist gütig und barmherzig, wie es auch im Koran stehe.

Nachher habe ich mich schon gefragt, wie es wohl im Himmel einmal wäre, wenn dort nur Katholiken und gar niemand sonst anzutreffen wären, keine Protestanten und andere Christen, keine Hindus und keine der asiatischen Religionen, schon gar keine Atheisten. Ginge es dann etwa ähnlich zu wie hier auf Erden: mit einem Vatikan, der auch exkommunizieren kann? Und was hätte Jesus noch zu sagen? Gut: höchst wahrscheinlich wird alles ganz anders sein, als wir es uns hier unten vorstellen. Davon sind wir nach dem Konzil ja voll überzeugt!

Wanderndes Telefon und magische Suppe

Ich war gut ein Jahr im Kloster Gries, da starb am St. Annatag (24. Juli 1951) unser P. Ildefons *Heule*, Cooperator in der Pfarre Gries. Das musste einer nach *Campidell* (die Sommerfrische des Klosters) nach dort oben diese Meldung bringen, denn eine Telefonverbindung gab es damals noch nicht. Fast die Hälfte des Konvents war zu der Zeit dort oben (1482 m), fern von Sommerhitze und Strassenlärm und auch Neuigkeiten.

Es sind gut fünf Stunden vom Kloster (262 m) bis zum Ferienhaus *Campidell* zu gehen. Ich wählte den Weg über den *Salten*, einem fast baumlosen, kilometerlangen Rücken, mit Blick in die Dolomiten und im Westen in die Bündnerberge, wie die Bernina und, etwas näher, taucht der *Ortler* auf. Doch unverhofft naht eine Gewitterfront. Bald schlägt es rundherum in die Lärchen ein. Blitze und Donner. Sehr ungemütlich!

Ich habe es nicht bemerkt: rasch ist mir eine alte Frau nachgelaufen, sie holt mich ein und will ganz nahe bei mir sein, ja sie kriecht mir buchstäblich unter mein tropfnasses Skapulier. Das passt mir gar nicht. Ich mache ihr eine eindeutige Bewegung: da sagt sie nur, zitternd vor Angst und Nässe: „Wissen‘s, bei einem Goastlichen schlägt‘s nicht ein!“ Dabei bin ich noch gar nicht so geistlich, nur ein Mönchlein auf der untersten Stufe der klösterlichen Hierarchie!

Ein Wunder durch mich? Bei mir? Nicht zu erwarten. Wir beiden laufen umso rascher, das Gewitter verzieht sich.

Während meines Studiums in St.Gallen (1957- 61) wohne ich einige Monate im katholischen Lehrlingsheim an der Zwinglistrasse. Das Haus wird von Baldegger Schwestern betreut. Nach

einiger Zeit ist mir aufgefallen, wie oft und welche Menge ich Weihwasser zu segnen habe. Da frage ich die Schwesteroberin, weshalb dieser hohe Konsum. Sicher nicht wegen der Lehrlinge, auch nicht des Personals. Ja, warum also? Doch sie will mit der Sprache nicht herausrücken. „Ja, dann gibt’s nur noch Kontingente“ meine ich. Die Schwester errötet, sichtbar noch dort im Gesicht, was vom Schleier nicht verdeckt ist. „Wir tun immer Weihwasser in die Suppe“. „Aber, warum denn?“ „Wegen den Lehrlingen und den Mädchen in der Küche, damit nichts Dummes passiert“. Welcher Glaube?!

„Ferien“ im Tunnel

Ich möchte einmal über Genua, dem Meer entlang, nach Hause reisen, nicht wie üblich über Florenz, sage ich mir. Ich mache wegen meiner Kniearthrose in *Santa Severa* Badeferien. Leider ohne grossen Erfolg. In Rom eingestiegen, muß ich die Erfahrung machen, dass mein reservierter Fenster-Platz bereits ab Neapel von einem sehr selbstbewussten Neapolitaner mit seinem Töchterchen besetzt ist. Da gibt es keine Diskussion: die Kleine muß wegen dem Stromanschluss am Fenster sitzen, und für noch bessere Sicht muß das Abteil verdunkelt sein. Gelegentlich darf für kurze Zeit, durch einen Spalt einen Blick auf das Meer werfen. Mafia Methoden? Ich bin ja schliesslich nur ein Ausländer! Sonst läuft im Zug alles normal, ausser wenn der Papi bei einem Halt für die Zigarette ganz rasch aussteigt und die Kleine jedes Mal zu schreien anfängt.

Im Tunnel bei Santa Margherita nach Rapallo, plötzlich ein gewaltiger Knall in der Loki, dann Notbremsung des Zuges, dann grosse Ruhe. Nach einer halben Stunde (!): erste Ansage: Loki kaputt, sie werde im Tunnel so rasch wie möglich repariert. Dann lange Zeit keine Ansage mehr. Wir sind im vordersten Wagen: Männer drängen nach vorn, alles Fachleute für kaputte Lokis, die Frauen im Abteil beginnen zu stricken, und unsere kleine „Prinzessin“ hat genug Dunkelheit und schaut einen Film ein zweites oder drittes Mal.

Nach zwei Stunden Durchsage: der Zug werde abgeschleppt, eine andere Loki sei in Genua bestellt.

Nach dreieinhalb Stunden sind wir dann wieder im Tageslicht, zurück im Bahnhof Santa Margherita, und mit etwas mehr als fünf Stunden Verspätung in Genua, aber keine Informationen über die Weiterfahrt, auch die Beamten mit dem roten Käppi sind nicht gescheiter. Man ist immer noch am Notplanen. Dann endlich fährt ein Zug nach Mailand, fast leer. Die Sonne geht unter, und ich habe kaum noch Hoffnung, in die Schweiz zu gelangen. Das bestätigt mir auch der begleitende Kondukteur, auf Neudeutsch Schaffner. Ich habe beinahe den Eindruck, wir beide sind die einzigen Passagiere in diesem Zug! Samstagabend!

Inzwischen ist es 21 (statt 16) Uhr geworden. In Mailand erfahre ich, dass kein Zug mehr über den Gotthard fährt. Nur noch ein Nachtzug mit Schlafwagen mit einem Sitzwagen nach Frankfurt, der aber nur noch in Lugano und Bellinzona hält. Diesen Zug benützen sehr viele Tessiner, und so auch ich. Ich kann noch meinen ehemaligen Schüler in Lugano, *Sandro Volonté* anrufen, ob ich bei ihm übernachten könne. „Muss endlich mal etwas passieren, dass du wieder einmal zu mir kommst!“, meint er.

Die sonderbare Situation: unser Zug nach Frankfurt fährt in der Nacht durch das Freiamt. Ohne Halt in Muri!! Ich kann mit dem Lokführer darüber plaudern.

Den Gottesdienst in Niederwil und in Fischbach-Gösliken (Figö) kann ich nicht mehr halten. Sekretärin Cécile sorgt für Ersatz. Die Bahn kann dies nicht anbieten!!

Nachträglich habe ich doch noch das Kursbuch aufgeschlagen, und noch eine geringe Chance entdeckt, dass ich mit viel Streß die Gottesdienste noch hätte halten können.

Kombination und wenig Schlaf! Keine gute Voraussetzung um, menschlich gesprochen, eine ideale Atmosphäre für eine Eucharistiefeier zu bekommen.

Damenbesuch

Als ich noch Redaktor des Regionalen Pfarrblattes (Forum) in Schaffhausen war, lud der Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, die Kirchliche Presse nach Freiburg zu einer Jubiläumsfeier ein. Man gab sich grosszügig. Eine Mitarbeiterin des Verlags eröffnete mir, dass sie nächstens mal in Schaffhausen vorbeikomme. Warum wohl?

Am vorgeschlagenen Termin war ich erst ab 16.30 Uhr frei war, weil ich vorher ich noch einige Lektionen hatte.

Sie kam etwas früher und schaute sich die Stadt an und genehmigte sich bereits ein Gläschen Wein. Als wir uns dann bei ihrer Pension (Drei Tannen) trafen, war sie schon recht ‚selig‘, so dass ich mich fragte, wie der Abend wohl ausgehen würde. Sie lud mich bald mal zu einem Trunk ein, und das Gespräch kreiste um alles andere als um Bücher. Ich hatte schon ziemlich Appetit nach Unterricht in einigen Klassen. Sie lud mich in die Trattoria an der Bachstrasse ein. Ihrerseits war kein Hunger angesagt, hingegen genehmigte sie sich wiederum ein Viertel Weisswein, diesmal einen italienischen Tropfen. Jetzt hat sich ihr Reden, wie bei einer Schallplatte in der gleichen Rille, immer wiederholt: so musste ich ihr bis zu einem Satzende meist weiterhelfen.

Unterdessen wanderte die Zeit bedrohlich gegen Mitternacht, und ich schlug ihr vor, dass ich sie zu den *Drei Tannen* begleite. Ich hatte bereits etwas Bedenken, wegen ihres gestörten Gleichgewichtes könnte sie den Weg nicht mehr sicher zu allen Tannen unter die Füsse nehmen. Auf unserem Gang durch die Gassen der Altstadt begegneten wir noch einigen verspäteten Kantischülern. Das seltsame Paar, das wir beiden bildeten, da ich die Dame nicht wenig stützen und ihr unter die Arme greifen musste, muss den Jungen recht drollig vorgekommen sein: mit deutlichen Gesten deutete ich ihnen, in welchem Zustand sie war.

Nachträglich fragte ich mich, warum die Frau überhaupt nach Schaffhausen gekommen war. Kein Wort über Bücher oder Herder Zeitschriften oder die malerische Altstadt von Schaffhausen.

Den Braten gerochen

Am Sonntagabend, in der Pfarrei Neuenhof (1978 – 83), wenn wir alle Gottesdienste hinter uns hatten, genossen wir ein etwas üppigeres Nachtessen. Ich kochte einmal für die beiden Mitbrüder Eugen und Roland: es gab Rindsbraten. Es schmeckte. Eine zweite Schnitte! Ich ging in die Küche. Nach der ersten Schnitte fragte ich die beiden, ob ich wegen der Katze, die sich oft nicht scheute, sich in unserer Küche zu bedienen, zum Lüften das Fenster offen lassen dürfe? „Jaja, Katzen meiden heisses Zeug“, die Antwort. Doch diesmal konnte ‚unsere‘ Katze, die vier Junge hatte, der Versuchung nicht widerstehen und angelte mit ihren Krallen den ganzen Rest des Bratens aus dem Kochtopf. Nun, ein Deckel hätte den Braten sicher gerettet.

Wir haben dann Kartoffeln mit Sauce gegessen, während sich die Katze nach dem Festmahl mit ihren Jungen noch gründlich putzte.

Als ihre Jungen noch kleiner waren, hat sie diese oft disloziert und wanderte einmal mit ihnen über das Oberlicht des Pfarrhauskellers. Die Stäbe des Gitters waren zu weit auseinander, so dass alle vier in den Keller hinunter fielen. Pater Roland hörte anderntags das Jammern der Kleinen, ging der Sache nach und fischte zu seiner Überraschung ein Kätzchen hinter dem Öltank heraus. Als das Klagen nicht aufhörte, entdeckte er schliesslich noch drei weitere Kätzchen. Wir hatten keine Ahnung, wem die Katzenfamilie gehörte und fütterten sie weiter, bis wir im Lokalblatt „Limmatwelle“ lasen, dass unser Nachbar, der *VeloVoser*, die Katzenjungen vermisst. Leider hatten wir vorher bereits ein Kleines von diesem Katzensegen dem Jungwacht

Scharleiter Lukas Zehnder ‚Huesti‘, geschenkt. Und Voser erhielt wenigstens drei Kätzchen zurück.

Unfreiwillige Katzenzucht im Pfarrhaus. Der Architekt hat nicht bedacht, dass eine Katze leicht mit einem Sprung ins offene Küchenfenster steigen kann, und sich das holen kann, wonach es sie gelüstet. In der angebauten Sigristenwohnung stellte sich das gleiche Problem: die gleiche Katze stieg mühelos in das Schlafzimmer von *Hermann Brunold*. Nachdem er aufgestanden war, schlüpfte sie ohne Hemmung in sein noch warmes Bett hinein und träumte vom schönen Leben in der kirchlichen Welt.

Eisregen in Neuenhof

Beim Blick aus dem Fenster des Pfarrhauses fällt mir auf, wie die Leute wie auf Eiern auf den Wegen gehen. In der Nacht muss es bares Eis geregnet haben, wie ein Augenschein bestätigt. Überall liegt eine dicke und harte Eisschicht. Als ich mit dem Velo zur Schule fahre, geht's auf der Dorfstrasse gut, sie ist gesalzen. Doch wie ich aber zum Schulhausplatz einbiege, zwar vorsichtig: da liege ich schon auf dem Pflaster. Hat's jemand gesehen? denke ich: Nein niemand, und ich stehe wieder auf.

Huesti berichtet mir: wie er morgens aus dem Haus geht, wirft es ihn um. Er geht wieder ins Haus und zieht seine Steigeisen an, die er bei seinen Hochtouren braucht, und geht zum Bahnhof und an die ETH, ohne Probleme.

Martin Scherer, Förster, erzählt mir, was er im Wald über dem Dorf an diesem Eismorgen feststellen muss, als er nach dem Wild schaut: Fast zum Lachen, was er da sieht, meint er. In einer Waldmulde liegt alles, was im Wald da so lebt: Rehe, Hasen, Füchse usw. strampeln auf dem Eise und kommen nicht weiter. Sie alle sind in die Mulde hinein gerutscht. Wie ein kleiner Zoo; auch herumstreunenden Hauskatzen ging's nicht besser. Überall glitschiges Eis!

Föhnsturm am Clariden (3267 m)

Auf dem Klausenpass mit *Urs Wallimann*, Landschreiber von Obwalden, angekommen. Wir montieren unsers Ski an. Es wird langsam Tag, der Wind bläst. Da bemerken wir, dass wir nicht die ersten sind. Weiter oben sind auf der Aufstiegsroute noch weitere Gruppen. Wir sehen, wie diese wie auf Kommando, Spielzeugen gleich, plötzlich umfallen, wieder aufstehen und gleich wieder andere umfallen. Urs meint, da oben muss der Föhnsturm ganz heftig blasen, gewaltige Windstösse. „Das wird gefährlich, wenn wir beim ‚Iswändli‘ ankommen, wenn überhaupt, dort, wo es auf beiden Seiten des Grates viele Hundert Meter abfällt. Ein Windstoss, und wir stürzen dann rettungslos in die Tiefe. Dieses Risiko können wir nicht eingehen. Diese Tour können wir vergessen“.

Wir schnallen die Ski wieder ab und fahren zurück nach Sarnen.

Jahre später bin ich wieder auf dem Clariden. Die Verhältnisse sind bedeutend besser. Ein wenig Föhn schon. Der Wind macht den Schnee faul, aber man kann nach dem Besuch des Gipfels schon abfahren, doch es ist kein grosses Vergnügen. Weiter unten, nicht weit über dem Klausenpass bemerke ich ein seltsames Phänomen: von der gegenüber liegenden Talseite kommt

ein kleines Bächlein mit Schmelzwasser herunter. Bei einem Felsüberhang entsteht kein Wasserfall, sondern der starke Föhn schiebt sich darunter und zerstäubt das Bächlein in die Luft hinaus: kein Tropfen fällt auf die darunter liegenden Steine und Platten: diese bleiben trocken.

Handy im Zug

Schon ein Segen dieses Gerät: verbunden mit der ganzen Welt. Die Freundin kann ihrem Geliebten jederzeit berichten, wo sie durchfährt, was sie tut, welche Befindlichkeit sie gerade hat. Der Manager merkt gar nicht, dass er nicht mehr im Büro sitzt: er schreibt auf seinem PC die nächste Rede für den Vorstand, kann seiner Abteilung noch die aktuellsten Anordnungen übermitteln, in Akten sogar im Zug nachschauen. Nur eines darf er nicht: seinen Bahnhof verpassen. Der Zug wird zum Büro. Nur nicht abschalten darf er, nie! Man ist Chef Tag und Nacht. Und in den Ferien? Keine Ruhe.

Im Zug darf man auch Intimstes allen Mitfahrenden zur Kenntnis geben: schamlose Exhibitionisten sind wir alle geworden. Nur im SBB Ruhewagen sollte man es lassen.

Da klingelt ein Natel im Zug nach Chur: eine ältere Dame wird in ein Gespräch mit ihrer Freundin verwickelt: „Hoi Lisbeth, Du, ich bin im Ruhewagen, schreit sie, ich sollte nicht reden.“ Doch sie hat so Freude, dass ihr die Lisbeth anruft. Wir, die übrigen Mitreisenden sind entzückt über zwei, die sich so Wesentliches zu sagen haben.

In Zürich steigen zwei Alte ein, sie ‚chiflen‘ miteinander, setzen sich und versuchen im Ruhewagen noch nicht bereinigte Meinungsverschiedenheiten zu klären, als ihnen ein Mitreisender auf das Signet *Silentium* hinweist. „Was, darf man hier nicht reden?“ „Komm, wir gehen in einen anderen Wagen“, sagt sie, die festere ältere Frau ihrem schwächtigen Mann. „Nein, hier gefällt’s mir“, sagt er. Gelächter bei allen Mitreisenden.

Ein allein Reisender telefoniert in einer solchen Lautstärke, und ist sich nicht gewahr, wie er sich unmöglich benimmt. Da gehe ich zu dem Herrn vorn im Wagen und sage ihm: „Können Sie nicht etwas deutlicher sprechen, dort hinten versteht man nicht alles?“ „Das geht Sie doch gar nichts an“, meint er. „Ja, dann sind Sie aber ganz ruhig!“, meine ich. Er ob meiner Frechheit schön beleidigt. Aber gar nicht einsichtig.

Seltsame Gäste

Ich bin seit einigen Wochen *Pfarrerstellvertreter* in St. Konrad in Schaffhausen. Ich möchte die reformierten Pfarrer in meinem Pfarrkreis kennen lernen. Es betrifft zwei Reformierte Gemeinden. Ich lade die beiden bei mir zum Mittagessen ein. Ich koche und bediene sie. Und schon sind sie miteinander in einem Gespräch über ihre Alltagsprobleme vertieft. Tauschen ihre Erfahrungen aus und machen mir den Eindruck, dass sie sich vermutlich nicht sehr oft treffen. Ich bediene sie, wie gesagt, sie essen, und wie es den Anschein macht, schmeckt es ihnen, sonst nehmen sie von mir kaum Notiz, ich gehöre ja zum Service! Dabei wären wir drei alle Seelsorger, im gleichen Job, allerdings von zwei verschiedenen Firmen.

Sie reden über ihre Behörden, ihre Gemeinden usw., es hätten auch zwei katholische sein können. Nachher stehen sie auf, bedanken sich, und ich räume den Tisch, wasche ab und mache mir so meine Gedanken. Eine interessante „Begegnung“!!

Von einem, der jahrzehntelang doktorierte

Pater *Pirmin Willi*, Mönch von Engelberg, hatte in St. Anselmo in Rom studiert und für seine These in der Bibelwissenschaft die Predigten des Apostel Petrus gewählt, wie sie in der Apostelgeschichte überliefert sind: Apg. 1,15-25; 2,15-36; 3,6-7; 12-26; 4,8-12; usw. Ich habe keine Ahnung, warum P. Pirmin nach Jahren einfach zu keinem glücklichen Ende kam. Arbeitete er doch fleissig an seinem Thema.

Als *Stephan Kauf* 1947 zum Abt (Abt von 1947-1962) gewählt wurde, gab er die Lesung als Bibelwissenschaftler an unserer Hausschule in Gries auf: es musste ein Ersatz gesucht werden. Das Kloster Engelberg hatte einen Mitbruder, Bibelwissenschaftler, aber noch *in statu studendi*, der im Kloster Disentis lehrte. An einer Äbtekonferenz machten die drei Äbte von Engelberg, Disentis und Muri-Gries aus, dass Pater Pirmin nach Gries transferiert werde. Da hat man heute ganz spontan die Assoziation, wie heute ein Spieler unter Fussballclubs verschoben wird: allerdings mit bedeutend höheren Einsätzen!

Als ich 1949 in Gries eintrat, war er bereits gut ein Jahr unser Bibliker. Sein Vortrag war nicht gerade spannend, denn in den Jahren, da ich ihn hörte, hat er von vielen Büchern der Heiligen Schrift Vers für Vers erklärt, in dem der mit einem Finger über den Text fuhr und etwas dazu sagte: und das sechs Jahre lang! Gelehrt und viel belesen, vermutlich aber wenig zielgerichtet. P. Pirmin, gutmütig und lieb, hatte einen Gang wie ein Bär, und einen Schädel von einem Oberländer, denn er stammte aus Wangs bei Sargans. Etwas schwerhörig, denn er hatte, wie er mir einmal sagte, als Kind eine Mittelohrentzündung, nicht erkannt und nicht behandelt.

Und wie kommt es, dass er die Hoffnung auf den Abschluss seiner These aufgibt? An einem Festtag, als es nach dem Mittagessen feucht fröhlich weiterging und P. Pirmin etwas tat, was er in nüchternen Zustand nie gewagt hätte. Die anderen Mitbrüder, besonders der Einsiedler Musiker, Pater *Oswald Jaeggi*, haben ihm nahegelegt, sich wegen seiner These nicht mehr länger zu quälen und ihn gedrängt, aufzugeben und eine Verzichtserklärung zu unterschreiben. Er tat's und scheint anschliessend den Apostel Petrus in Ruhe gelassen zu haben. Für uns Studenten hat das keine Folgen mehr gehabt, das Ende des letzten Semesters war bald abzusehen.

P. Pirmin starb am 23. Juni 1966 in Engelberg.

Damit ist diese Reihe der Geschichten für mich beendet. Nicht dass ich keine weiteren erzählen könnte. Doch einmal hat alles ein Ende. Es ist schon ermüdend genug für jemand, der sich bis hierher zu lesen hat.

Seelsorge im Berner Oberland

Zu hohen Festtagen, wie Weihnachten und Karwoche und Ostern, den sogenannten „Konkurs-tagen“, werden die Patres in die Pfarreien zur Aushilfe geschickt. Hauptsächlich zum Beicht-hören und zur Predigt. Wenigstens viermal im Jahre sollen die Katholiken zur Kommunion gehen, eine Vorschrift, die seit vielen Jahrhunderten bestand. Man saß stundenlang im Beicht-stuhl: dunkel und eng, man kann sich kaum bewegen, und hört fast stets das Gleiche.

Im Volk hat man oft die Meinung gehabt: ‚Das muss doch sehr spannend sein, da vernimmt man, wie die Menschen sündigen‘. Keinesfalls, gar nicht! Man stelle sich vor; fast eine ganze Gemeinde sollte innert weniger Stunden „durchgeschleust“ werden. Nicht sehr spannend!

Gelegentlich spürt man: diese Person tut schwer, hat Mühe, das zu sagen, was sie eigentlich los werden möchte, dessen sie sich schämt, an das sie sich nur ungern erinnert und es gleichsam wie unverdaut hervorwürgt. Mit einer diskreten Frage konnte man hier etwas nachhelfen. Schließlich spricht niemand gerne über seine Schwächen und Süchte.

In Sarnen sollten nur die Unmusikalischen, die nicht im Kirchenchor sangen, diesen Dienst ausüben.

Als die aus Muri vertriebenen Mönche noch im gleichen Jahre, 1841, in Sarnen die Lateinschule übernahmen und mit der Zeit eine beachtliche Gemeinschaft bildeten und die Hoffnung auf eine Rückkehr nach Muri schwand, wurden sie oft ins reformierte Berner Oberland gerufen. Gerade zu dieser Zeit wuchs die Zahl der Touristen. Dort gab es keine katholischen Pfarreien. Die Patres reisten in der Kutsche nach Interlaken oder Meiringen. Erst anfangs der 90er Jahre wurde dann die *Brünigbahn* gebaut. Wengen, Mürren, Grindelwald, Brienz, Hasliberg waren leichter erreichbar: katholische Touristen und vor allem Hotelpersonal bildeten die junge katholische Gemeinde. Der Gottesdienst fand anfangs in Hotelsälen statt, später in neu gebauten Kapellen. Die Hotels wechselten sich ab in der Unterbringung und Verpflegung der Sarner Patres.

Während der Woche im Schulzimmer und beim gemeinsamen Gebet im Kollegium, am Wochenende in den Oberländer Bergen, das war eine willkommene Abwechslung. Und den Oberen des Klosters konnte man, wenn man heimkam, ganz getreu den ‚Lohn‘ abliefern. Der war damals noch kaum festgelegt.

Die Hotels beteiligten sich nach einem bestimmten Plan an der Unterbringung und Verköstigung der Seelsorgeaushilfen.

Ich erinnere mich noch gut, als ich einmal in einem Hotel in Wengen nach der Messe (damals natürlich in der Kutte) in die Mitte eines großen Speisesaals an ein kleines Tischlein gesetzt wurde. Ich kam mir vor ausgestellt wie im Zoo. Am nächsten Wochenende ließ ich mir den „Lunch“ geben und wanderte dann im Gebiet des Lauberhorn-Rennens, einmal sogar, mit dem Einheimischen-Billet aufs Jungfraujoch.

Die Aushilfen im Winter schätzte ich, denn ich konnte die Liturgie mit dem Skifahren verbinden, für den ‚Pfarrer‘ war der Skilift sowieso gratis. Schlimmer war die Zeit, als in Sarnen Subprior P. *Raphael Fäh* Oberer war. Als er erfuhr, dass ich die Aushilfen mit dem Vergnügen des Skifahrens verband, schickte er nur noch ‚unsportliche‘ Patres auf die Frutt hinauf. „Am Sonntag sind solche weltliche Lustbarkeiten für einen Mönch gar nicht geziemend“. Darum musste einmal P. *Sigisbert Frick* auf die Frutt hinauf, als es nach langem Schneefall beinahe unmöglich war, ohne Skis von der Bergstation der Seilbahn zur Kapelle am Melchsee hinunter zu gelangen, musste er sich bei über einem Meter Neuschnee durchkämpfen. Er erzählte uns, dass er total erschöpft bei der Kapelle unten angekommen sei. Zurück im Kollegium hatte er ein längeres Gespräch mit P. Raphael. Das war dann wieder meine Chance.

Pfarrköchinnen

Pfarrköchinnen öffnen neben anderen Aufgaben, der Aushilfe die Pfarrhaustüre, Einmal werde ich an Stelle von Pater *Johannes Nussbaumer* nach *Meiringen* geschickt. Ich läute. Die Köchin, eine Wienerin, ‚sTanti‘, schaut herunter. Ich stelle mich vor. Sie ruft herunter: „Sie sind kein Pater“. Ganz enttäuscht, dass *ihr* Pater nicht kommt, macht sie mir nicht auf. Ich überlege mir: ‚Soll ich wieder nach Sarnen zurück ?‘ Es ist Winter und kalt draußen. Doch dann gehe ich die Kirche, setze mich in einen Beichtstuhl und schalte die Heizung an und warte bis Pfarrer *Pius Studhalter* zurückkommt. Der bestätigt der enttäuschten Wienerin, dass ich tatsächlich ein echter Pater von Sarnen sei.

Ein andermal muss ich nach Interlaken, anstelle von Pater *Hildebrand Pfiffner*. Ihn kennen alle der Katholiken des Oberlandes. Ich läute, die Köchin öffnet die Tür und, wie sie mich sieht, ruft sie erschrocken aus: „Jesses, jetzt chömed Sie!“ Sehr einladender Empfang! Anfänglich ahne ich nicht, weshalb diese Reaktion kommt. Sie kennt mich ja seit früheren Einsätzen. Doch Pater Hildebrand hat den Gugelhopf, den die Köchin für ihn jeweils bäckt, fürs Leben gern, und sie weiß von mir, dass ich Süßes gar nicht besonders mag.

Viele Jahre früher, als man noch in der Mönchskutte reiste und so auf Aushilfe ging, steige ich in Meiringen aus und schreite über den Bahnhofplatz. Da unterbrechen Fußball spielende Buben ihren Match und kommen auf mich zu und schauen mir auf die Füße, gehen weg und spielen weiter. Beim Abendessen erzähle ich dem Pfarrer mein Erlebnis auf dem Bahnhofplatz. Der klärt mich auf: „Weißt du, hier in dieser reformierten Gegend sagt man von den katholischen Geistlichen, sie hätten *Bocksfüße*. Und die Buben wollten sich nur vergewissern, ob das wahr sei und ob sie was zu sehen bekämen.“ Enttäuschung!! Nichts von alledem war unter meiner Kutte zu entdecken.

Im Winter ist P. Johannes einige Tage in Meiringen. Dort ist sein Standquartier. Er will seine Mineure auf den Baustellen der Oberhasli Kraftwerke (OKW), der *Grimselwerke*, besuchen. Es sind meist Italiener, aber auch Portugiesen und Österreicher. Er lässt seine Leute wissen, dass er Richtung Grimselpaß, nach der *Handegg* fahre, wo der Kraftwerkbau noch voll im Gang ist. Man rät ihm aber dringend davon ab. Die Fahrt ins Tal sei wegen drohender Lawinen zu gefährlich. Doch P. Johannes denkt sich, „die Mutter Gottes wird mich schon beschützen“. Er ist ein glühender Verehrer Marias. Tat sie auch, auf umständliche Weise. Er fährt hinauf, bis ihn eine mächtige Lawinenmauer, die quer über der Straße liegt, an der Weiterfahrt hindert. Er kehrt seinen Wagen umständlich um und fährt zurück Richtung Meiringen, bis ihn eine zweite Lawine, die in der Zwischenzeit hinter seinem Rücken herunter gedonnert ist, weiter unten stoppt. In der Falle! Kein Rückweg mehr. Er beginnt zu beten.

Als Pater Johannes nach langer Zeit in Meiringen nicht eintrifft und man dort von den großen Lawinen Niedergängen erfahren hat, ist man wegen seines Ausbleibens beunruhigt. Man befürchtet das Schlimmste. Eine Suchmannschaft wird organisiert. Spät am Abend, als es schon dunkel ist, finden sie ihn nach bangen Stunden wohlbehalten in seinem Auto: friedlich beim Beten des Breviers und des Rosenkranzes. Der Trupp muß mit ihm über einen mächtigen Lawinenkegel klettern. Alle sagen sich, das hätte böses enden können. Wieder einmal Glück gehabt! Doch Pater Johannes wußte ja, dass ihn die Mutter Gottes nicht im Stich lässt.

Einmal muß ich auf eine Baustelle des OKW. Es geht mit einer Werk-Seilbahn hoch in die Berge des *Haslital* hinauf: Messe für die vielen Italiener. Ich werde in einen großen Aufenthaltsraum der Mineure geführt, die eben einen italienischen Sender schauen. Den Apparat auszusuchen erlauben sie nicht, höchstens etwas leiser darf es sein: das ist der Kompromiss. So erlebe ich zum ersten Male die Konkurrenz zwischen den beiden ungleichen Medien: TV und Live-Gottesdienst. Mühsam ist es, um es nicht deutlicher zu sagen. Mein klägliches Italienisch

ersetzt das Fehlen der wünschbaren Atmosphäre auch nicht besonders. Die traditionelle katholische Gnadenlehre, wie sie uns früher doziert wurde, sagt, dass unser seelsorgliches Tun auch bei unmöglichen „Fällen“ trotzdem Gottes unsichtbares Wirken möglich, ja erfolgreich macht, kann ich in dieser Situation nicht für mich reklamieren und als Trost empfinden.

Am Schluss steige ich wieder in die Seilbahnkabine und genieße ganz allein den Kitzel der Fahrt in die Tiefe.

Rentable Tätigkeit?

Wie steht es mit der Entschädigung für eure Aushilfen? Bin ich gelegentlich gefragt worden. Da habe ich angefangen zu rechnen: wie viele Stunden hast du bei dieser Aushilfe ‚gearbeitet‘? Die Predigt (10 Std.) und die Zeit im Beichtstuhl (während zwei Tagen (8 Std.)), die Fahrten hin und zurück machen doch einige Zeit (9 Std.) aus, und all die Stunden, die man außerhalb des Klosters verbringen muss: wenn ein Handwerker, der eine Rechnung erstellen müsste, käme bei einem Stundenansatz von 30 Franken auf einige hundert Franken.

Dazu möchte ich folgendes Erlebnis erzählen. Ich reise 1956 von Sarnen zu einem Dorf im Laufental zur Aushilfe von Karfreitag bis Ostern. Viel Beichthören, lange Gottesdienste. Selbstverständlich Verköstigung im Pfarrhaus (‚Vollpension‘), Familienanschluss nicht möglich und auch nicht erwünscht. Ich habe Hemmung, offenzulegen, wieviel der Pfarrer mir auszahlt: 25 Fr. für die Arbeit und ebenso viel für die Bahn!! Schäbig, denke ich. Dabei fragt er mich: Sind Sie zufrieden damit? Was sollte ich sagen? Ich sage nur: „Für mich spielt es sowieso keine Rolle, wieviel Sie mir geben, ich muss meinem Oberen ohnehin alles abliefern.“

Natürlich sind solche Rechnungen und Vergleiche mit dem Geschäftsleben daneben und unrealistisch, denn Seelsorge, die man ja gerne leistet, wäre sonst ja unbezahlbar. Wenn ich das heute, also 2015, schreibe, ist zu berücksichtigen, dass die Einkommen heute gewaltig gestiegen sind, nicht geringe Unterschiede bestehen im Lebensstandard von damals und heute, zwischen den Stammländern und der Diaspora, Stadt und Land. Vikare, die vor 50 Jahren in Zürich oder Bern beispielsweise ihren Dienst begannen, waren vom Pfarrer mit Löhnen angestellt, die fast an der Armutsgrenze lagen, es war ein Taschengeld. Die meisten Städte in der Diaspora und reformierten Kantone kannten damals noch keine Kirchensteuer. Ohne Geld kommt auch die Seelsorge nicht ganz aus, entscheidend ist aber, wie sie zu Geld kommt und wie sie es einsetzt.

Beichtstuhl

Die Zeiten sind vorbei, wo das Beichten wie ein Ritual über eine Pfarrei abläuft, wie ein Bad im ‚Heiligen Fluss‘. Ermüdend für den Priester. Gar nichts Spannendes. Vor dem Konzil nicht die geringste Veränderung, nachher zwar auch nicht gewaltig viel, doch was sich verändert hat, ist das Verhalten der Gläubigen. Sie beichten heute einfach weniger oder gar nicht mehr. Unter der Menge von Belanglosem versteckt sich oft seelisches Leid, bedrückendes Schuldgefühl. Wie kann man helfend beistehen, wenn die ganze ‚Prozedur‘ kaum länger als einige Minuten dauern darf? Die beiden, der Beichtende und der Priester, begegnen sich im anonymen Dunkel des Beichtstuhls. Scham und Angst verhindern ein offenes Sprechen. Für viele Gläubige muss die Beichte ein andauerndes Gefühl von Frust statt einer Befreiung Frust gewesen sein.

Das folgende Erlebnis ist ein beredtes Beispiel, dass Beichten auch eine große Chance sein könnte. Eine Frau kommt in den Beichtstuhl. Man begrüßt sich. Und anschließend die unverbindliche Frage: „Was möchten Sie sagen? Loswerden? Es folgt ein undefinierbares, leises Flüstern. Ich unterbreche zweimal: „Hören Sie. ich verstehe gar nichts!“ Weiterhin Geflüster.

Nichts zu machen. Die Person steht, so vermute ich, unter großem seelischen Druck, kann gar nicht anders sprechen, und möchte doch beichten. Eines ist klar: sie leidet. Dann sagt sie endlich und verständlich: „Mein Jesus Barmherzigkeit“, wie gewohnt am Schluss der Anklage. Wie soll ich da reagieren, was soll ich sagen, frage ich mich? Ich kann nach diesem Geflüster gar nicht helfen.

Eine Eingebung: da beginne ich mit dem Zuspruch im selben Flüsterton. Etwas Ungewöhnliches in meiner seltsamen Lage. Da reagiert aber die Frau und spricht klar und deutlich, ganz vorwurfsvoll: „Sie, ich verstehe ja nichts.“ Und meine Antwort ganz spontan: „Habe auch nichts verstanden“.

In diesem Augenblick kommt bei ihr alles heraus, ihre Seele erbricht sich gleichsam, über Jahre Unverdautes. Schwer Bedrückendes wird sie los. Jetzt ist ein offenes, heilendes Gespräch möglich. Da vor dem Beichtstuhl niemand mehr wartet, können wir frei, ungezwungen und gelöst sprechen. Worum es damals ging, weiß ich nicht mehr, glücklicherweise. Auch für mich ein befreiendes Erlebnis. Manchmal kann ein einziges und provozierendes Wort wie ein Dosenöffner wirken. Als ich zu später Stunde den Beichtstuhl verlasse, spüre ich in meinem Innern wirklich eine so seltene lichte Freude: Welche Chance hätte die Beichte, oft geschmäht, ja schlecht geredet.

Vor Jahren, als bereits sehr selten gebeichtet wurde, hat mir mal eine alte Frau ganz erbost vorgeworfen: „Sie (die Priester) haben die Beichte abgeschafft, eine Schande!“, wobei ich ihr entgegne: „Nicht wir haben die Beichte abgeschafft, sondern Sie alle sind mehr beichten gegangen, ich habe oft stundenlang im Dunkel des Beichtstuhls gesessen, und nicht eine einzige Seele ist gekommen.“

Man kann sich heute fragen, hätte die Kirche den Mut zur Rettung der Beichte aufgebracht, wenn sie die Notlage der Beichte auch erkannt hätte, bei dieser kranken Beichtpraxis die richtigen Medikamente anzuwenden? Und ist es heute zu spät?

Sündenbewusstsein, Busse und Sündenvergebung sind im heutigen religiösen und geistigen Umbruch untergegangen. Doch sie sind immer noch da und ein integraler ‚Bestandteil‘ des Evangeliums, nicht aber die bisherige Form von Sündenvergebung, des Beichtsakramentes. Die Erlösung durch Jesus, seine Heilsbotschaft in die seelsorgliche Praxis umzusetzen ist eine gewaltige Herausforderung. Angesichts von so viel menschlicher Schuld und Schwäche, Unrecht, Verbrechen und Brutalität ist die Frage der Vergebung, Heilung noch lange nicht überholt. Doch wie wird Menschen geholfen, die in Sünde und Schuld gefallen sind?

Im Sommer 1959 arbeite ich in Emmenbrücke im Großbetrieb *Viskose* und wohne im Pfarrhaus St. Maria. Nach einer Bergtour auf das *Groß Spannort* (3198 m), an einem Samstag, sagt mir nach der Rückkehr Pfarrer *Burkard Zürcher*: „Du könntest noch etwas Beichte hören. Doch wenig Zulauf, ich bin durstig, müde und erhitzt, im Dunkel des Beichtstuhls ist es mit mir geschehen; ich schlafe ein, nach einiger Zeit erwache ich, merke, dass ich nicht im Bett liege, sondern im Beichtstuhl sitze, doch habe keine Ahnung, was in der Zwischenzeit geschehen ist. Wie lange war ich weg? Wollte jemand beichten? Das werde ich nie erfahren. Ich gehe ins Pfarrhaus zurück zum Abendessen und dann endlich ins richtige Bett. Und kann die Träume weiter spinnen.“

Habe wieder einiges gelernt!

Der Zweite Weltkrieg

Wie jeden Tag nach der Schule gehe ich mittags zur Post und leere Vaters Postfach. Bringe die Zeitungen an den Mittagstisch. Zuerst liegt die NZZ, Vater liest die Schlagzeile in großen Lettern, und sagt laut: „Jetzt gibt’s Krieg“. Ich verstehe nichts. In der Schlagzeile und Agenturmeldung steht: Hitler hat einen Nichtangriffspakt mit Stalin abgeschlossen. Für einen Politiker und Journalisten nicht gerade Appetit anregend. Doch Vater spricht nicht weiter darüber. Eigentlich hat er schon anfangs 1939 davon gesprochen, dass Hitler wohl Krieg anzetteln wird; ich kann mich noch gut erinnern, als er mit meinem Götti, seinen Kollegen und Redaktor des „Fürstentümer“, *Karl Hangartner*, Goßau, wegen eines Kuraufenthaltes unserer Mutter in Cannes sprach: „Hält der Friede noch bis Juli dieses Jahres?“ Und es reichte noch.

Es ist Ende August 1939. Mit 11 Jahren erfahre ich nun Weltgeschichte, die für mich in jenen Tagen beginnt. Bald darauf greift Hitler Polen an. In der Schweiz wird die Generalmobilmachung ausgerufen. Die Äpler wissen noch lange nichts vom Krieg und rücken erst einige Tage später ein, denn auf den Alpen gibt’s weder Radio noch Zeitungen. Sie erfahren die Neuigkeit erst, wie sie mit dem Vieh ins Tal abfahren. Alle noch nicht ‚Ausgemusterten‘ müssen den Tornister, den ‚Aff‘, packen und einrücken. Die Väter sind weg...

Als nach einem Unterbruch die Schule wieder beginnt, erklärt uns Lehrer *Hermann Nigg*, was alles passiert ist. In der Geographie lernen wir zwar erst unseren Heimatkanton kennen und das folgende Schuljahr ‚die Schweiz‘, noch keine Ahnung von Europa. Wohl von Hitler: wenn der redet, schaltet der Mieter unter uns ganz laut das deutsche Radio ein: das muss man über sich ergehen lassen.

Sämtliche Verkehrsschilder werden abmontiert, es herrscht jetzt Kriegsrecht. Der Bundesrat kann ohne Parlament und Volk regieren. Das Militärdepartement braucht kein Budget mehr, die Ausgaben für Rüstung, Bunker, Panzersperren, Stollen in den Bergen usw. steigen ins Unermessliche.

Frankreich wird 1940 erobert

In wenigen Wochen erobern die Nazis Frankreich, und marschieren in Paris ein. Ein gewaltiger Schock Jetzt wird’s auch bedrohlich für die Schweiz. Viele Flüchtlinge (hauptsächlich Soldaten) kommen über den Jura in die Schweiz. Polen, die in der französischen Armee integriert sind, kommen über die Grenze. Sie können nicht nach Polen fliehen, das ist von den Deutschen und Russen bereits besetzt.

Die Schweiz ist auf allen Seiten von Nazis und Faschisten umzingelt. Der Bundesrat versucht neutral zu sein und laviert, ist kein Mutmacher: man erinnert sich an seine Worte an das Volk: *Marcel Pilet-Golaz*, der damals Bundespräsident war. Nur der welsche General, *Henri Guisan*, findet Worte einer klugen und mutigen Politik. Aus der zeitlichen Distanz, ohne die unsichere Lage von damals kann man dies heute leicht sagen.

Was ist mir aus dieser Zeit noch in Erinnerung? Einmal die *Verdunkelung*: Fenster und Türen müssen nach außen ganz ‚dicht‘ sein, kein Licht darf in der Nacht nach außen dringen. Die Schweiz ist neutral. Diese Maßnahme verlangen von uns die Achsenmächte Deutschland und Italien. In jedem Dorf, überall auch in den Städten, gehen Beamte nachts durch die Straßen und stellen Verstöße fest und verzeihen im Wiederholungsfall die Fehlbaren. In jenen Tagen haben Internierte, Franzosen und Polen, uns zuhause beim Abdichten mit Filzstreifen und schwarzem Papier geholfen. Ich bin in der 1. Sek und kann mein bescheidenes Französisch bereits anwenden.

Keine *Straßenbeleuchtung*. Die (wenigen) Autos und die Zweiräder fahren mit blauem Licht. Wer noch ein Auto fahren darf, hat am Heck einen Holzvergaser montiert, der meistens Gas liefert. Das Benzin ist für die Armee reserviert. Ich helfe bei unsern Nachbarn *Eigenmann* bei der Ernte von Heu und Korn: *eidgenössischer Landdienst!* Bekomme erstmals für den Durst sauren Most, lege mich in den Schatten eines Baumes, bin bald etwas beduselt. Viele Bauern sind ja eingerückt zum Aktivdienst: an die Grenze und an ‚strategische‘ Orte im Landesinnern. Alle registrierten Einwohner der Schweiz erhalten monatlich *Rationierungskarten*: außer *Kartoffeln und Gemüse* sind praktisch alle Lebensmittel rationiert. Gummi, gewisse Metalle, Benzin, Kohle, Holz ebenfalls. Die Wälder sind jetzt sauber gelesen von Zweigen und Tannzapfen. Man sieht kaum mehr Totholz herum liegen. In jenen Jahren gab es im Herbst recht viele Steinpilze und Eierschwämme. Die Küche war nicht besonders abwechslungsreich, doch niemand musste hungern. Die Städter kamen häufig aufs Land: es entwickelte sich wieder eine Tauschwirtschaft: z.B. Fleisch und Eier gegen Perserteppich, Silbergeschirr usw. Strafprozesse gab es wegen Schwarzschlachtung und ‚Schieben‘ von rationierter Ware.

Alliierte Bomber fliegen über das Land. Angeschossene ‚Fliegende Festungen‘ der Amis stürzen ab oder suchen einen Landeplatz. Während wir die Weizengarben binden, fliegt ein riesiges Flugzeug über uns, kreist nochmals über *Wil*, ganz tief und langsam, so dass man die Piloten drin sehen kann. Dann verschwindet es hinter dem Wald: die haben den Landeplatz in der *Thurau-Ebene* entdeckt. Dort gibt es seit einigen Jahren eine bescheidene Landepiste. Ich renne hinunter Richtung Thurau an der *Thur*. Wie ich dort am Waldrand ankomme, ist die Flugzeugbesatzung bereits aus dem Flugzeug geklettert, es fängt zu brennen an. Munition schießt rund herum aus dem Apparat, die Mannschaft schaut, dass die Neugierigen nicht zu nahe kommen, Schweizer Militär ist auch bald zur Stelle. Nach Stunden wird die Mannschaft, vermutlich ohne Verluste, ins Städtchen begleitet. Es sind alles groß gewachsene, junge Kerle. Für mich zwei Neuigkeiten. Erstmals sehe ich Schwarze! Amis, die Kaugummi kauen, und uns solche austeilen. Lockere Burschen, sie wissen jetzt definitiv: sie sind glücklich gelandet und in der Schweiz. Mehr weiß man nicht, denn die Armee ist gar nicht kommunikativ. Alles ist geheim. Die Presse: die liberale „*Wiler Zeitung*“ und die konservative, der ‚*Wiler Bote*‘, den mein Vater redigiert, sie müssen schweigen. Viele Gerüchte zirkulieren. Die Amis genießen ihre Internierung, und die Schönen von Wil bleiben auch nicht fern.

Das war einer der ersten US-Bomber, die in der Schweiz gelandet sind. Viele sind abgestürzt oder in die Seen getaucht. Deutsche und italienische Städte und Verkehrswege wurden in den folgenden Jahren dauernd bombardiert und zerstört. Die Bombardierung von München, Stuttgart, Friedrichshafen, Mailand kann man in den Nächten und auch bei Tag als ein dumpfes Grollen vernehmen.

Damals war ich bereits im Kollegium in Sarnen. Wir schliefen 1943/45 im Dachstock des Gymnasiums. Kaum eine Nacht ohne Flugzeugalarm. In klaren Mondnächten schimmerten die Silbervögel am Himmel, wie sie staffelweise über die Alpen flogen: nachdem sie ihre tödliche Last abgeworfen oder noch in ihren Bombenschächten hatten. Die flogen auf 3000 bis 4000 Metern über uns. Schön aber recht unheimlich, besonders, wenn sie noch von Bomben ‚schwanger‘ waren.

Bald nach Kriegsende, als die Grenze wieder aufging, hat man die verheerende Wirkung der Bombardierungen in diesen italienischen und deutschen Städten sehen können.

Am Fallschirm

Bei einem Fliegeralarm schaue ich zu Himmel hinauf. Was sehe ich da? Recht tief schwebt eine ‚Fliegende Festung‘ über uns. Da springt von der Besatzung einer nach dem andern aus dem Bomber. Die Fallschirme öffnen sich. Ich renne in die Richtung ihrer vermeintlichen Landung den *Hofberg* hinauf. Bald schwebt eine ganze Reihe an Fallschirmen herunter. Ich möchte bei ihrer Landung dabei sein und sie empfangen. Doch je länger ich renne, umso eher muss ich feststellen, dass ich mich in den Distanzen schwer überschätzt habe. Nach gut einer halben Stunde muss ich einsehen, dass ich da keine Chance habe. *So* weit und *so* schnell kann ich nicht rennen. Ich gebe es auf! Ich habe nie erfahren, wo in unserer Gegend sie zu Boden gingen sind, und der Bomber, man sieht es klar, er ist angeschossen und zieht eine Rauchfahne hinter sich her, und wird irgendwo im Thurgauischen am Boden zerschellt sein. Alles Staatsgeheimnis! Und unsere Nachbarn, die lieben Deutschen, brauchen es auch nicht zu wissen.

Gerüchte

Es kursieren ständig Gerüchte, gerade, weil man nichts vernimmt, weiß aber, dass etwas passiert ist. Dabei hängen überall Plakate: „*Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat*“ ist zu lesen.

Völlig ahnungslos werde ich ein Glied in einer solchen Gerüchtekette. Am Nachmittag eines Tages im Winter des Jahres 1942 heulen wieder einmal die Sirenen ‚*Fliegeralarm*‘. Ich bin in Vaters Redaktionsbüro, da sagt er mir: „Soeben ist die Stadt Zürich bombardiert worden, wie mir mitgeteilt worden ist“. Er ist ja in Zürich aufgewachsen. Das beschäftigt ihn schon. Ich gehe mit unserem Schlitten zum Tälchen, das zwischen Ölberg und Hofberg liegt, und rutsche den Berg hinunter und erzähle die Neuigkeit von Zürich den Kindern weiter, die dort schlitteln. Einige Tage später kommt ein Heerespolizist (Hepo) bei uns vorbei. Ich bin im Garten. Er fragt mich, ob Vater zuhause sei. Ich zeige ihm den Eingang zum Büro. Was hat sich in der Zwischenzeit ereignet? Eines der Kinder hat die ‚Neuigkeit‘, die ich erzählte, seinem Vater, einem Offizier, weiter berichtet. Und dann beginnen die Nachforschungen der ‚Kette‘ nach zurück. Mein Vater hat die ‚Neuigkeit‘ von der angeblichen Bombardierung Zürichs von unserer Mieterin, einer Telefonistin, gehört, just als er ein Telefongespräch verlangt hat. Die Dame, etwas neugierig und naiv, ist von einem Telefontechniker in der Telefonzentrale mit diesem schlechten Witz auf die Rolle geschoben worden. Und sie glaubt’s. Anschließend will sie meinem Vater einen Wissensvorsprung direkt ins Redaktionsbüro liefern und die Falle klappt zu. Die Gerüchte-Kette wird immer länger. Ein übles Gerücht hat seine Runde gedreht. Die beiden Urheber der Falschmeldung sind später gebüßt und entlassen worden. ‚Kriegsrecht‘!

Pressezensur

Eines Tages sagt Vater zu uns: Kinder ihr müsst für mich beten: ich muss vor Gericht, das Divisionsgericht. Warum, haben wir nicht gefragt. In Wil war folgendes passiert: Im *Schwanen* hat sich zwischen jungen Zivilisten und Schweizer Offizieren dank reichlichem Alkoholgenuss eine Schlägerei entwickelt, die Stadtgespräch wurde. Der Anlass war vermutlich nebensächlich. Es war in der Zeit, als die Schweiz ganz von Nazis umgeben war. Das nahm Vater zum Anlass, diesen Skandal in seiner Zeitung zu kommentieren. Ausgerechnet Offiziere können sich nicht beherrschen und sich so benehmen, dass sie in dieser schweren Zeit auch noch Vorbilder für das Volk sein sollten. Das war der Tenor des Artikels. Wäre bei der Zensur noch durchgegangen, wurde bei der Gerichtsverhandlung Vater noch zugestanden, denn auch

die Armeeleitung hatte sich nicht wenig darüber geärgert und über das, was im Schwanen vorgefallen war, geschämt.

Hingegen hat die verallgemeinernde Schlussbemerkung des Vaters den Herren Justizoffizieren gar nicht gefallen: *Der Vorfall sei ja sehr typisch für Offiziere der Schweizerarmee: man frage sich schon, ob eine solche Armee unsere Heimat wohl im Ernstfalle verteidigen könne.* Das war schon zu viel. Er wurde verurteilt. Ich weiß nur noch, dass er eine Busse in der Höhe seines Monatslohnes zahlen musste. Und war nun vorbestraft...

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an eine Äußerung meines Freundes und Maturanden der gleichen Klasse in Sarnen, Pfarrer *Josef Koller*, der noch Aktivdienst geleistet hatte: „Wären die Nazis bei uns eingefallen, hätten wir zuerst einmal unsere Offiziere erschossen, und dann die Deutschen. So verhasst, unfähig und aufgeblasen waren unsere Offiziere.“

Fluchthilfe

Im Jahr nach Kriegsbeginn (1940 oder 1941), da ist fast alles rationiert und nichts ohne die Märkli zu haben, da bekommen wir unerwartet einige Kilo Zucker, viele Liter Öl, Zucker, Teigwaren, Trockenfleisch und so fort. Ein Teil eines Notvorrates!

Es ist wie an Weihnachten. Wir Kinder werden so nebenbei informiert, fast mit vorgehaltener Hand: das hat uns eine vermögende Dame vor ihrer Abreise in die USA zurückgelassen.

Vater hat ihr zur Flucht geholfen, über politische oder persönliche Beziehungen war ihm das gelungen: als Jüdin hat sie die tödliche Verfolgung geahnt. Mehr haben wir nicht vernommen. Durften als Kinder auch nicht mehr wissen.

Ich bin gerade in jenem Alter, zwischen zehn und 13, kann mich an Details zwar erinnern, die Zusammenhänge konnte ich damals kaum verstehen.

Englisch wird Mode-Freifach

Während Jahren ist am Gymnasium in Sarnen Englisch nur ein Freifach. Für die ‚Barbaren‘, das heißt für die Gymnasiasten, die erst in die vierte oder fünfte Klasse eingetreten sind, meist Tessiner und Welsche, und kein Griechisch hatten, ist Englisch Pflichtfach.

Im Sommer 1945 ist der Krieg vorbei. Die Amerikaner sind mit den anderen Alliierten Sieger und ihre Soldatensender unter uns Jungen sehr beliebt, obwohl ihre Musik, der Jazz durch die Schulleitung im Internat sehr verpönt ist. Als im Herbst das neue Schuljahr beginnt, wollen auch die ‚Griechen‘ Englisch lernen: Es versammeln sich so viele vor dem Schulzimmer, dass der Englischlehrer, P. *Bruno Wilhelm*, den Rektor, *Bonaventura Thommen*, um Hilfe rufen muss. Eine riesige Schar von Schülern staut sich dort. Der Rektor kommt nach einer Weile mit den Notenbögen des letzten Schuljahres, und selektioniert: alle, die ungenügende Noten haben, schickt er wieder in den Studiensaal zurück, trotz unstillbarem Durst nach der Sprache des Jazz und Kultur der Sieger. Englisch wird zur Modesprache, in der gesungen und gedudelt wird, und zwar das Englisch der Amis.

Italienisch

Ich habe bereits ein Jahr das Freifach *Italienisch* bei P. *Ildefons Heule* besucht. Wenig gelernt, denn ich bin als Anfänger im Kurs mit den Tessinern zusammen. P. Ildefons ist als Schweizer von den Faschisten mit drei weiteren Schweizer Patres aus Gries (Italien), P. Athanas Perelet, P. Lukas Fuchs, und P. Vigil Schädler, aus Italien hinaus empfohlen worden. Es ging ja die Meldung, dass Mussolini die Schweizer ausweisen wollte, und der Bundesrat in Bern soll Rom

zu bedenken gegeben haben, dass tausende Italiener in der Schweiz lebten, die in einer Gegenreaktion als „Manövriermasse“ gelten könnten.

P. Ildefons politisierte gern mit den Tessinern über Mussolini und den Krieg, er gab ihnen für ihr Nichtstun gute Noten, und sie lieferten ihm umgekehrt besten geschmuggelten italienischen Schnupftabak. Ich lerne nichts in diesem Fach, bin Außenseiter, der einzige Deutschschweizer. Nach einigen Monaten gebe ich das Italienisch wieder auf. Besuche aber im nächsten Schuljahr den zweiten Kurs bei P. *Paul Estermann*, der viel mit uns übt, besuche sogar den dritten Kurs: jetzt wieder mit den Tessinern zusammen, ich verstehe schon mehr. Wir lesen bei P. *Johannes Nussbaumer* die ‚*Promessi sposi*‘ von Alessandro Manzoni.

Die Lust Italienisch zu lernen kam bei mir durch die Ferienaufenthalte unserer Familie im Tessin: 1939 in *Magliaso*, 1940 in *Vico Morcote* und 1941 in *Cassina d’Agno*.

In Cassina d’Agno, dem kleinen Weiler über Agno, habe ich ein unvergessliches Erlebnis gehabt: Vom Balkon unserer Ferienwohnung, die just neben dem Pfarrhaus liegt, kann ich zuschauen, wie der alte Pfarrer seine *Cena* verspeist. Er sitzt draußen in der engen Gasse. Da reicht ihm die kaum jüngere *Perpetua* einer Teller *Minestra*, anschließend, wie vermutlich auch jeden Abend, *Polenta* mit einem Mocken Fleisch drin. Die Katze und einige Hühner assistieren ihm dabei. Und ich meine, wenn ich mich richtig erinnere: auch ein kleines Säulein war mit von der Partie. *Promessi sposi* wieder zu erleben!!

Der alte Pfarrer tat mir leid: so arm muss ein Tessiner Priester durchs Leben. Heute darf man diese Zeit nicht ‚romantisieren‘ und quasi Franz von Assisi aufleben lassen. Der Tessiner Klerus hatte es nicht leicht in den entlegenen Tälern, bei einer starken Abwanderung.

Damals fragte ich mich als 13 Jähriger ganz im Stillen: würdest du, falls du mal Pfarrer würdest, auch gern so leben? Da hatte ich noch kaum Berufsvorstellungen in dieser Richtung.

Rom und Sankt Bürokratius

Ich erzähle die folgenden Geschichten nicht, als ob es nur in Italien und Rom (inklusive Vatikan) Bürokratie gäbe, sondern weil ich sie erstmals selbst hautnah erlebte und mich mit ihr auseinander setzen musste. Bürokraten sind ja auch Menschen, und leben vom Papierkrieg und den Gesetznormen.

Gemischtwarenladen auf dem Aventin

Das *Collegio Sant’Anselmo* sucht eine neue Geldquelle. Es ist über all die Jahre, um beim Bild zu bleiben, beinahe am Verdursten: kann kaum überleben und muss fast sterben.

Eines Tages fragt mich Abt *Benno Malfèr*, dem das Collegio sehr am Herzen liegt: „Du hast doch Wirtschaft in St.Gallen studiert? Würdest du vor dem Staate pro forma als Wirtschaftsfachmann hinstehen, als *ragioniere*? Wir möchten hier bei der Pforte einen Verkaufsladen der Benediktiner Konföderation einrichten: alles, was die Mönche und Nonnen in der ganzen Welt herstellen, wie Weine, Schnäpse, Bücher, Kunstwerke usw. Du könntest den Titel deines Hochschulabschlusses dafür zur Verfügung stellen.“ Was sollte ich als Prior dagegen sein? Dort war ich von 1993 bis 1997 Prior, d.h. der Hausobere der Professoren und Studenten, etwa 120 an der Zahl, aus gegen 40 Ländern.

Nun beginnt der *Papierkrieg*: Was seine Struktur betrifft, ist das Collegio am ehesten mit der UNO zu vergleichen. Ist international. Hat keine hoheitliche Kompetenz über die vielen Klöster der Benediktiner, damit auch keine Steuerhoheit, der Abtprimas ist auch kein General, hat keine Befehlsgewalt über die Benediktinerklöster in der ganzen Welt, keine sichere Geldquelle.

Immer bitten; jedes Kloster ist ein souveräne Insel in der Kirche. Pater *Markus Muff* aus Engelberg hat einen eigenen Beruf: er ist Profibettler des Hauses. Seit Jahrhunderten haben die Benediktiner ja wie die Bettelorden (Franziskaner und Dominikaner) das Privileg zum Betteln. Also los auf die Betteltour!

Für mich beginnt der Lauf durch die Bürokratie. Ich liefere dem Ministerium das Dokument meines Hochschulabschlusses, des Lizentiates, ab. Doch es ist ja in Deutsch ausgefertigt. In Italien gilt eine Urkunde in einer fremden Sprache nichts. Wer in Italien versteht schon deutsch? Also beschaffe ich mir eine durch das italienische Konsulat in St. Gallen beglaubigte Übersetzung, die mit dem deutschen Original der Hochschule übereinstimmt.

Eine wichtige Hürde besteht noch: das hat der zuständige Beamte gleich bemerkt: das Dokument ist auf ‚Bonifaz Klingler‘ ausgestellt, und Pass und Identitätskarte lauten auf *Felix Klingler*. Ich muss mit zwei (glaubwürdigen) Professoren der Benediktiner Hochschule zu einem römischen Rechtsanwalt und Notar, der bestätigt, dass der Felix der Bonifaz und der Bonifaz der Felix Klingler ist. Glücklicherweise, wer in Italien solche Hilfen findet. Ein armer Schlucker und Ausländer, wäre da bald einmal am Ende.

Doch ich bin noch lange nicht am Ziel. Der zuständige Beamte findet noch ein Haar in der Suppe. Er gibt nicht auf: Wahrscheinlich passt ihm nicht, dass da ein Ausländer in Italien seine Geschäfte betreibt. Er will auch Dokumente, die belegen, dass ich die Matura bestanden habe. Scheinbar ist das in Italien nicht selbstverständlich: Hochschulabschluss ohne Mittelschulabschluss? Ich liefere mein Maturazeugnis von 1948! Doch auch dieses Dokument ist auch auf Deutsch ausgefertigt. Wieder das gleiche Theater? Nein, noch schlimmer: der Mensch möchte die Maturaarbeiten sehen, z.B. Deutschaufsatz, Mathematik, Französisch usw. Da platzt mir der Kragen. Ich gehe zu unseren Ökonomen, *P. Mario Ravizzoli*. Da ist kein Rechtsmittel nötig, sondern ein deutliches Wort eines Italieners, der diesem Beamten, der mit Schikanen einem Ausländer die Tätigkeit in Italien zu verhindern sucht, mit kräftigen Worten die Sache klärt. Don Mario ist voller Scham und Wut und schlägt mit seiner mächtigen Rede diesem omnipotenten Beamten tüchtig um die Ohren. Jetzt findet dieser keine Schikanen mehr. Er ist entlarvt und gibt auf, und ich bin *Regioniere* unseres Gemischtwaren-Ladens, just neben dem Eingang zu Kloster und Kirche.



Gabi und Enrico

Enrico Buggiani war um 1980 Religionsschüler in meiner ersten Pfarrei, Neuenhof. 1998 möchte er heiraten. *Gabi Staubli* ist seine Braut. Die beiden wollen mich anfragen, ob ich sie traue. Leider erreicht mich die Anfrage nicht, da ich nach meinem Wegzug aus Rom noch keine Adresse in der Schweiz habe. Die Anfrage erlebt eine richtige Odyssee durch die Schweiz. Wie er mich suchte, ist bemerkenswert. Über das Internet findet er in der Schweiz endlich einen Pater *Bonifaz (Born)*, den vom Kloster *Mariastein*. Der war nicht der Gesuchte und der schrieb Enrico, er kenne mich. Ich sei ja am Kollegium in Sarnen sein Präfekt gewesen. Einen anderen Bonifaz außer mich kenne er nicht, und ich sei in Rom abgemeldet und von St. Anselmo weg-gereist. Es fand sich aber ein Weg zu mir über eine Adresse im Tessin: der ehemalige Handlungsschüler *Sandro Volonté*, war meine Notadresse in der Schweiz, da das Pfarramt *Hermetschwil* (AG), das heißt das Pfarrhaus noch unbewohnbar war, weil die Kirchgemeinde die Renovierung als zu teuer befand und diese verweigerte!

Bin den ganzen Sommer *im Büsen, Malcantone*, im Rustico ohne Adresse und Natelempfang! Ich treffe die beiden, Gabi und Enrico, erstmals am 5. Oktober 1997: sie werden am 25. April 1998 von mir dann getraut.

Nun, bevor es soweit ist, braucht Enrico noch ital. Dokumente für die Ziviltrauung in der Schweiz, er schreibt an die zuständige Amtsstelle. Seit Monaten wartet er auf das notwendige Dokument, und wird langsam ungeduldig. So reist er mit Gabi nach *Pistoia* (Toscana), um beim zuständigen Beamten persönlich vorzusprechen. Er wartet ja seit Monaten auf eine Antwort. Wie die beiden bei dem Beamten persönlich erscheinen, klärt dieser sie wie folgt auf: In Italien hat die Verwaltung, das heißt der Beamte, sieben Monate Zeit, um eine Pendenza zu erledigen, und ist der Aktenberg auch noch so mächtig in die Höhe gewachsen, und hat somit das Recht alle Bittsteller so lange warten zu lassen. „Und jetzt sind erst vier Monate verstrichen: das heißt: kommen Sie in drei Monaten wieder!“

Da fängt, Gabi, die Braut an zu schluchzen: „Das wäre ja ein Monat nach unserer Hochzeit!“ und wir können dann nicht wie geplant heiraten. Da wird das Herz des Beamten erweicht, vielleicht hat er auch eine heiratsfähige Tochter in ihrem Alter, und bekommt Mitleid mit ihr, greift in die hohe Beige, zieht die entsprechende Mappe heraus, knallt einen Stempel auf das betreffende Dokument, macht seine Unterschrift drauf und entlässt die beiden mit herzlichen Glückwünschen zum Fest. Das ist zweimal Italien: Bürokratie jeden Ausmaßes und ein Herz.

Ich selbst muss zwei Dokumente verlängern: den Pass und die Identitätskarte, meinen Fahrausweis ‚italienisieren‘, da ich in Italien niedergelassen bin. Ich gehe zur Schweizer Botschaft: Pass und Identitätskarte werden innert 10 Min., sage und schreibe ‚zehn‘ Minuten erledigt, für die Umschreibung in ein entsprechendes italienisches Dokument des Fahrausweises braucht hier der Staat ganze sieben Monate, auch wenn ich mich jeden Monat einmal nach der Sachlage erkundige.

Für die Niederlassung in Italien brauchte ich im Voraus die entsprechenden Dokumente als Prior in Rom; holte diese aber in Bozen. Die Informationen dazu lieferte Dekan *Plazidus Hungerbühler* selbst dem Amte in Bozen. Ich musste aber für die Unterschrift dreimal persönlich nach Bozen: Vertretung nicht möglich.

Der Regenschirm im Türspalt der Metro

Viel Verkehr in der Metro: Alles drängt in die Eingangstüren der Römer Metro. Zum Schluss presst sich noch ein älterer Herr, die Sportzeitung lesend, hinein, liest weiter; der Zug könnte abfahren, merkte der Herr endlich, dass sein Schirm in der Wagentüre klemmt. Immer wieder schießen die sämtliche Türen auf und versuchen wieder zu schließen: es muss da schon etwas Spannendes im ‚Sport‘ stehen, dass der Mann nichts von seiner Umgebung wahrnimmt. Der Rest der Welt ist für ihn ganz unwichtig, und der Schirm im Spalt klemmt. Dann endlich gibt ihm jemand einen Stoß, und wir können weiterfahren. Konzentrierte, oder mit mächtigem EGO bedachter Römer!

Zum Abrunden des Italienbildes

Ich gehe fast jeden Morgen zur Edicola (Kiosk) und hole meine Zeitung ‚*Repubblica*‘. Es regnet in Strömen. Den Schirm aufspannen und die Zeitung unter den Arm klemmen: das ist gar nicht so leicht; da fällt mir die Zeitung in eine Wasserpfütze. Solche gibt es in Rom zu Tausenden, und viele Automobilisten bespritzen die Fußgänger erbarmungslos. Das bemerkt der Kioskinhaber und bringt mir ein neues trockenes Exemplar heraus. Die nasse Zeitung fliegt in den Kübel. Grazie! Auch das gibt es in Italien!

‚Don Böhnlein‘, seine und andere Messen

Ich bin Jahr für Jahr an den *Braccianersee* zu meiner Schwester in die Ferien gefahren. Jeden Morgen gehe ich ins Dorf und zelebriere in der Dorfkirche: Unter der Fuchtel eines Originals von einem Pfarrer. An einem Sonntag hält Don *Albinolo Fagiolo* dabei die Predigt. Italiener Missionario in Wohlen, Don *Silvano Francola*, hat im Seminario des Bistums Sutri und Nepi mit ihm Theologie studiert, wie er mir erzählt hat. Er stammt ebenfalls aus der wunderschönen Gegend Latiums, aus *Fabrica di Roma*.

Einmal kramt eine gebrechliche Alte einige Liren hervor für eine Messe: ich sage ihr, sie brauche nichts zu zahlen, ich zelebriere die Messe für sie. Am nächsten Morgen kommen noch weitere Frauen zu mir: es hat sich herumgesprochen: „Der Schweizerpriester ‚liest‘ die Messen gratis“. Damals reichte mein Italienisch noch nicht aus, die theologischen Finessen der Bezahlung des Unbezahlbaren verständlich zu erklären.

Wie gewohnt ging die Familie *Leutenegger* am Sonntag in die Kirche von Anguillara zum Gottesdienst. Meiner Schwester und später auch ihren drei Töchtern verweigert er regelmäßig die Kommunion, nicht aber ihrem Mann Xaver und Sohn Filippo. „Der Heilige Paulus verlangt im 1. Korinther, dass die Frauen im Gottesdienst verschleiert seien“. Punkt, keine Diskussion!

Da hilft auch nicht das Argument, in der Schweiz kenne man zwar dieses Pauluswort, doch als Vorschrift gelte es heute nicht mehr.



Damals, noch wenige Jahre vor dem Konzil, lebte Don Böhnlein noch voll in der italienischen Tradition. Er war einfach speziell. Vor Jahren war er Vikar in dieser Pfarrei. Es ging nicht gut. Dann wurde er versetzt. Nach Jahren will ihn der Bischof wieder nach Anguillara schicken, als Pfarrer. Doch die Anguillarini wollen ihn nicht, sie kennen ihn bis zur Genüge. Sie gehen zum Bischof. Der Bischof gibt nicht nach, bleibt hart. „Schließlich will ihn ja niemand. Und irgendwo muss er ja sein.“ An einem bestimmten Sonntag soll er dort eingesetzt werden. Was tun die Anguillarini? In ihrem Unmut, beleidigt, schließen sie das einzige Tor des Städtchens, als Don *Albinolo* gemäß der Ankündigung einziehen sollte. Basta!

Aber sie müssen nachgeben, sonst bekommen sie keinen Pfarrer. Da tun sie das, was ihnen noch bleibt: sie streiken in den Gottesdiensten mit ihrer Abwesenheit, nur einige eingeschüchterte alten Frauen kommen noch. Diesen macht er in seinen Predigten dauernd Vorwürfe: sie sollten ihre Männer wieder in die Kirche ‚schicken‘. Sie seien schuld, dass ihre Männer nicht in die Kirche gingen.

Vor einem Sonntagsgottesdienst, den ich halte, instruiert er mich: er gebe mir dann ein Zeichen, wann ich bei seiner Predigt mit der Messe fortfahren soll, sonst sagen die Leute, die Messe gehe zu lange. Doch seine Predigt ist so skurril und unterhaltend, dass ich noch weiter zuhöre, und das Schmunzeln kaum unterdrücken kann. Das merkt er, und weist mich zum Altar. Dann hört er die Klingel des Ministranten zum Sanctus und hört auf: Amen, ‚Cosi sia‘. Kehrt sich zum Altar und merkt: es ist noch nicht ‚Wandlung‘ und sagt: „Ja ich kann noch einige Worte anfügen“, und schwatzt weiter, hetzt gegen Protestanten und Kommunisten. Beim Wandlungsläuten hört er definitiv auf. Das war im Jahre 1957, heute würde bei diesem Ein-Mann-Cabaret niemand mehr mitmachen, und dies alles gar nicht lustig finden.

Beinwil: Gottesdienst Samstagabend im Winter (1983/84): zuhinterst in dieser Wallfahrts-Kirche unter der Empore sind einige ältere Gläubige: man sieht sie kaum, die Beleuchtung ist schwach. Ich rufe: „Bitte: „kommen Sie etwas nach vorne!“ Keine Reaktion, hätte ich ja wissen müssen. Zwischen mir und den circa 15 Leuten eine gähnende Leere. Was soll ich jetzt tun? Ich nehme meine Bücher: Lektionar und meine Unterlagen mit Predigt und gehe nach hinten, der Hirte geht ja seinen Schäfchen nach. Wie ich mich nähere und sie sogar erkennen kann, stelle ich fest: gar keine freundliche Gesichter: ‚der ist schön frech und lässt uns nicht in Ruhe‘, lese ich ihren Augen ab. Zur ‚Opferung‘ mache ich Rückzug zum Altar.

Hermetschwil: Samstagabend; in der hintersten Bankreihe die bekanntesten Gläubige, und dann ziemlich viel näher: *Lina Keusch*, die tüchtige Grossmutter von vier Ministranten, sonst niemand. Ich bitte die Hinterbänkler, doch etwas nach vorne zu kommen. Keine Bewegung! Ich warte eine Weile: da steht die Lina plötzlich auf, kehrt sich um und ruft: ‚Jetzt chömet doch endlich vörä, wens dä Herr Pfarrer sait!‘

Die stehen miteinander auf und verschieben sich etwa zwei bis drei Bänke und setzen sich wieder.

Schwendi (Obwalden) 1956; Maiandacht mit Predigt: Rosenkranz, Litanei, Lied: ‚Maria zu lieben‘, dann komme ich an die Reihe. Meine erste Muttergottespredigt. Ich bin noch ein richtiger Anfänger. Keine überschwängliche Marienfrömmigkeit fließt aus meinem Munde. Damals lernte man seine Predigt übrigens noch auswendig. Nach etwa zehn Minuten habe ich den Eindruck, alles gesagt zu haben, was zu sagen ist, und steige von der Kanzel herunter, Lied: ‚*Tantum ergo*‘ und Segen.

Kehre dann in die Sakristei zurück. Kaum habe ich mich zu gehen bereit gemacht, kommt ein Schwander herein, spricht mich laut an: ‚Jetzt sind wir fast eine Stunde da herunter gegangen, und Sie predigen nur gerade zehn Minuten!‘ Kanzelt mich richtig ab. Ich bin sprachlos, habe auch nichts zu sagen. Danke für mich, mein Mitbruder und Schwander, P. *Hugo Müller*, wäre hier wohl die bessere Wahl gewesen, und hätte mit Leichtigkeit und Schwung eine Stunde Marienlob geredet.

Oberlunkhofen

Sonntags 9.30

Ganz zuhinterst in der geräumigen Pfarrkirche sind die treuen älteren Kirchgänger. Vermutlich hören sie auch nicht mehr so gut. Das ist für sie auch nicht so wichtig. Sie erfüllen treu ihre Sonntagspflicht, haben ja in ihrem langen Leben so mache Predigt über sich ergehen lassen müssen. Diesmal beginne ich mit einer erheiternden Kurzgeschichte. Keine Reaktion, kein Schmunzeln, Lachen schon gar nicht stelle ich fest. ‚Wie finden Sie diese Geschichte?‘, frage ich. Keine Rührung! Ich möchte die Leute auch nicht weiter stören, und sage nicht ‚Amen‘, sondern höre auf zu sprechen und die Leute stehen auf zum Credo. Erwarte nicht zu viel und zu Hohes von deiner Predigt, sage ich mir.

Schlaf des Gerechten

In trete in die Sakristei von St. Maria in Schaffhausen zur Sonntagabendmesse ein. Da sagt mir Sakristan *Meinrad Bamert*: „In der Kirche in den vorderen Bänken schläft einer, mit gut vernehmbarem Nebengeräusch. Vielleicht erwacht er, sobald die Orgel ertönt“. Ich ziehe ein: sehe den treuen Kirchgänger, der ruhig weiter schläft. Das Volk singt, wie gewohnt kräftig mit. Mein Auge verfolgt so nebenbei unsern Gläubigen mit dem Schlaf des Gerechten. Keine Bewegung! Zum Evangelium steht man auf. Das wäre die Chance. Keine Regung, auch nicht durch meine Predigt. Trotz meiner kräftigen Worte. Erst nach dem Sanctus, da reibt er sich endlich die Augen und stellt erstaunt fest, wo er geschlafen hat. Die Leute rings um ihn herum sind alle wie erlöst und dürfen gnädig schmunzeln.

Liturgische Bewegung

„Haben Sie gestern Abend in St. Maria Gottesdienst gehalten?“, fragt mich eine Seminaristin des Schaffhauser Oberseminars anderntags in der Schule. „Meine katholische Freundin hat mich nämlich mit in die Kirche genommen. Ich stand zuhinterst hinter einer Säule und kannte sofort ihre Stimme, konnte aber nicht nach vorne sehen. Ich hatte etwas Hemmung, herum zu schauen. Das Volk stand mal auf, dann setzte man sich, murmelt kurz eine Antwort, auf vermutlich eine Frage, die von vorne kam. Ich habe keine Ahnung gehabt, wie man sich in einem katholischen Gottesdienst verhält.

Ja, diese Bewegungen des Volkes werden reflexartig ausgeführt. Und zwar auch, wenn sie nicht erfolgen sollten.

Ich habe vor dem Evangelium einmal folgendes verkündet: „Weil wir heute einen sehr langen Text aus dem Evangelium zu lesen haben, können Sie sitzen bleiben, damit Sie der Lesung besser folgen können“. Dann begann ich: ‚Der Herr sei mit euch‘ und augenblicklich stehen alle auf.

Ein andermal, die Leute sitzen, im Familiengottesdienst sage ich im Dialekt, das folgende Lied an: ‚Mer schlönt uf‘ und sogleich stehen alle auf: denn sie verstehen: ‚Mer stönd uf‘. Pawlowscher Reflex, bedingter Reflex, ist man versucht zu sagen.

Überhaupt tue ich schwer, in der Mundart zu predigen. Es besteht die Gefahr, dass man ins Schwatzen ‚absinkt‘. In der Schriftsprache bist du zur gepflegten Sprache gezwungen: zu einem ‚guten‘ Deutsch. Überhaupt: wenn du während Jahrzehnten an der Mittelschule unterrichtet hast, und immer ‚Hochdeutsch‘ gesprochen hast, findest du im Dialekt besonders bei schwierigen Themen viel schwerer die korrekte Formulierung.

Umsteigen in Spiez

Das war noch zu Zeiten, als die Kutte für uns etwas Selbstverständliches war, auch im öffentlichen Raum, auf Reisen. Auf dem Weg nach *Ferden* in die Ferien: mit Rucksack übertoll, daran sind das Gletscherseil, die Steigeisen und der Eispickel festgeschnallt. Ich steige in Spiez in die *Lötschbergbahn* (BLS) um. Auf dem anderen Gleis wartet ein Extrazug voller Rekruten. Wie die mich in meiner Montur erblicken: ein Grölen und Gejolen der jungen Soldaten. Sie schnöden: „Wie will der klettern? Willst du hoch hinaus? Du kommst so nicht weit.“ Und so weiter...

Ich schäme mich, wollte am liebsten im Boden verschwinden und sage mir nur eines: ‚So in meinem Leben nie mehr‘. Eigentlich verstehe diese 20-Jährigen, ich, der ich bald 40 bin. Dem Alpinismus sage ich nicht ade, wohl aber Sport und Reisen in dieser Kleidung, nein!!

Als ich Ende 1961 nach dem Studium in St.Gallen wieder nach Sarnen zügle und mitten im Schuljahre in den Schulbetrieb eingeschleust werde, fragt mich Abt *Stephan Kauf*, meine Erfahrung und Praxis mit dem Thema *Mönchskutte und Sport* und Vorschläge für eine Regelung im Kloster zu schreiben. Kurz vor seiner Erkrankung meinte er mir gegenüber: Es sei schon etwas großzügig, was ich da vorgeschlagen habe. Vergleicht man das Papier mit der heutigen Praxis, dann kommt mir nur die einfache Bemerkung: Aller Anfang und jede Veränderung im Kloster tut schwer und ist zu Beginn oft illegal.

Feldmusik im Kollegium Sarnen (FM)

Während Jahrzehnten leitet P. *Notker David* die Kollegimusik. Zwei kurze Geschichten in der Erinnerung: Wir blasen beim Kollegiausflug nach Einsiedeln und bei der Beerdigung eines Paters:

Ich bin seit der 3. Latein auch dabei: Begleithorn, für den Rhythmus. Nicht sehr anspruchsvoll, doch da kann man sehr unangenehm auffallen. Alle Internen wallfahren mit der FM nach Einsiedeln. Die FM marschiert vor der Studentenschar zum Bahnhof bläst vor der Abfahrt noch ein letztes Ständchen. Ich passe nicht auf: am Schluß des Stückes habe ich noch einen Ton mehr als die andern. P. Notker hat mich bald ausgemacht und ruft mir mit bösem Blick zu: Kannst du nicht aufpassen? Ich erwidere frech: Ich hab noch einen Ton mehr gehabt. „Jo was ächt?“ So ist man mit 15, 16!

Im Januar 1947, im kalten Winter, da der See gefroren ist, stirbt P. *Augustin Staub*. Die FM bläst an der Spitze der Prozession zum Friedhof den Trauermarsch, der Sarg wird ins Grab gesenkt, die Gebete gesprochen. Die FM soll noch ein letztes Mal dem Verstorbenen, der ein sehr guter Violinist war, etwas Besinnliches spielen. P. Notker gibt den Einsatz des Stückes an, doch keiner gibt einen Ton von sich, nur die Trommel gibt kurz ein Solo. P. Notker versteht nichts mehr, macht ein Gesicht wie ein Fragezeichen. Kein Streik, nichts dergleichen, nur die Ventile der Blasinstrumente sind ob der tiefen Temperaturen alle eingefroren. Auch wir gehen still zurück, sind halb traurig, halb erheitert.

P. Augustin einige Monate bevor sich dann eine schwere Demenz zeigte, unterrichtete Latein, meist in der 5. Klasse. Cicero war sein Vorbild und Lehrer. Damals haben Patres weit über das heutige Pensionsalter hinaus noch unterrichtet. Einmal hat ihm ein Schüler der Klasse betont, dass in seiner eigenen Grammatik ein Wort, das ihm rot angestrichen war, wohl auch richtig sei. Das ließ P. Augustin nicht gelten, und bemerkte: „*Ich bin die Grammatik!*“. Einer der Klasse hat sofort nach vorne gerufen: „... in Schweinsleder gebunden“. P. Augustin ging keine Kompromisse ein.

Bald wurde er krank und im Unterricht nicht mehr tragbar. Einmal ist er dem Krankenbruder *Gerhard Kälin* entwischt. Von unserem Eckzimmer aus konnte man beobachten, wie er barfuß in einem langen Nachthemd aus dem Kloster in Richtung See ging. Kurz darauf eilt ihm Bruder Gerhard mit einer Kutte nach. Vor dem See holt er ihn ein, kleidet ihn mit der Mönchskutte wieder ein und begleitet ihn zurück ins Kloster. Für uns Schüler eine unvergeßliche Szene.

P. Augustin hätte unser zweites Spiel wohl verdient: er konnte auch gut singen. In der Karwoche sang er jedes Jahr eine der Lamentationen (Klagelieder) des Propheten Jeremias, stand dazu neben dem Orgeltisch, legte sein Gebiß darauf und sang noch im hohen Alter seinen Part. Zum Lebensabend kam dann eben die Demenz.

Seegfrörni

Januar/Februar 1947 haben wir sehr tiefe Temperaturen: lange sogar unter minus 10 Grade. Wie später im Winter 1963/64 gefriert der Sarner See nochmals. Alles tummelt sich auf dem Eis. Einmaliges Erlebnis, nachher ‚kam‘ die Seegfrörni nie mehr.

Meine Abteilung kann ausnahmsweise ihren obligaten Spaziergang nach Sachseln über das Wasser machen. Nur einer traut der Sache nicht, und wandert den Seeweg auf festem Boden.

Es ist Hans-Beat Imfeld. Sein Vater, Gemeindeschreiber von Lungern, wird 20 Jahre später Präsident des Obwaldner Verfassungsrates.

Im Frühling dann die Schneeschmelze, und Regen ohne Ende: der See tritt über seine Ufer, und überflutet die Kollegimatte fast jeden Frühsommer. Der Pächter Amstalden kann kaum mal mit gutem, nahrhaftem Gras rechnen. Für das nächste Jahr ist der Boden bereits gedüngt, und alle Mäuse ertrunken.

Einige Examensgeschichten

Nach sechs Semestern kann ich mit den üblichen Examen das Lizenziat für Handelslehrer erlangen. Da ich von meinen beiden Semestern aus dem Jahre 1948/49 ein Semester gutgeschrieben bekomme, kann ich bereits im Herbst 1961 mit den Examina beginnen, die sich dann bis in den Frühling 1962 mit den Probelektionen hinziehen. Die geschenkten Semester sind allerdings nicht gratis, da die Vorlesungen und die Seminare trotzdem vorausgesetzt werden.

Kettensägentest

Während der schriftlichen Prüfungen, die während der OLMA stattfinden, wird den Bauern die potente Kettensäge in Lärm und Sagekraft vorgeführt. Das geschieht direkt unter dem Fenster des Prüfungssaales, wo etwa 100 Prüflinge gegen Zeit und Aufgabe kämpfen. Für die Hochschule ist das seit Jahrzehnten ganz normal und gehört zum Prüfungstest.

Examenpille

Ich treffe wieder einmal einen mir gut bekannter Apotheker. Er fragt mich nach meinem Befinden: „Ich stehe vor meinen Examina“, antworte ich. „Sie, da habe ich eine spezielle Examenpille für Sie, nehmen sie diese etwa 20 Minuten, bevor Sie in die schwierigste Prüfung einsteigen. Die wirkt wunderbar!“ sagt er. Ich denke sofort an die VWL Prüfung bei Professor Emil Küng.

Am Vortag steige ich zur Ablenkung von all den Theorien und dem Wissenskram auf den Säntis, von Norden her über die *Schwägalp* und klettere gleich weiter über den *Lisengrat*. Doch wer kommt mir auf dem sehr exponierten Grat entgegen? Prof. Küng! ein großräumiges Umfahren ist auf diesem schmalen Grat unmöglich. Er erkennt mich sofort und bemerkt: „Grüß Gott, Herr Klingler, ja morgen sehen wir uns wieder“, und klettert an mir vorbei.

Und bei seinem Examen ist die Wunderpille geplant. Wie vorgesehen nehme ich sie ein. Doch da kommt die Hochschulsekretärin zu mir, während ich vor dem Prüfungszimmer warte, und teilt mir mit, ich käme $\frac{3}{4}$ Stunde später dran. Glänzende Organisation! Inzwischen spüre ich die Wirkung der Wunderpille. Ich bin wie vollgetankt, könnte all mein Wissen nur so abladen. Als ich endlich drankomme, ist der Schwung vorbei. Prof. Küng merkt, dass bei mir etwas nicht stimmt. „Ja mir geht’s nicht besonders gut, aber es geht schon vorbei“ bemerke ich. Ich muß mich gewaltig konzentrieren, doch es geht aber ganz passabel. Die Antworten sprudeln gar

nicht mehr so hervor. Ich komme mir vor wie ein Pneu, dem sie die Luft abgelassen haben. Nie mehr eine Examenpille! Nie mehr Doping!

Prüfungs Lektionen für Handelslehrer

Diese sind Prof. Gsell ausgeliefert, der bevor er Uniprofessor wurde, ebenfalls an einer Handelsschule unterrichtete. Er hat sein methodisches Prinzip, gemäß seiner felsenfesten Überzeugung: nichts erklären, auch neuen Stoff aus den Schülern erfragen gemäß der Methode von Sokrates, denn die wissen ja bereits alles. Man muß es nur wie die Hebamme aus ihnen heraus-holen.

Bei meiner Zwischenfrage, ob diese Methode auch bei einem völlig neuen Stoffe anzuwenden sei und überhaupt möglich sei, meinte er mit einer dogmatischen Sturheit: selbstverständlich. Er konnte seine Methode bereits bei der Beurteilung des Entwurfes jeder Lektion durchsetzen. Hier weiß er genau, ob und wie die angenommene Antwort des Schülers auf die Frage auch in Wirklichkeit lauten wird. Da habe ich mir gelegentlich im Stillen die Gegenfrage gestellt: warum müssen die Kinder überhaupt zur Schule, wenn sie eh schon alles wissen?

Ich bekomme für die erste der beiden Probelectionen das Thema: *Wechsel*. Die Lektion hab ich an der Kantonsschule St.Gallen zu halten: Handelsabteilung, Montagmorgen um 8 Uhr. Ich erscheine rechtzeitig an der Kanti. Das Schulzimmer im Dachstock ist noch verschlossen, Alle Schüler der Klasse warten mit mir. Ich schicke einen Schüler zum Schulabwart. Prof. Gsell ist noch nicht da. Als der Schlüssel zum Schulzimmer gebracht wird und wir eintreten, merke ich, dass an der Wandtafel Kreiden fehlen. Ich schicke nochmals einen Schüler auf die Suche.

Dann der mit ‚Sehnsucht‘ erwartete Beginn der Lektion. Sie läuft nicht sehr dramatisch ab: bei dem gestörten Beginn und diesem Thema. Ich bin froh, dass das Pausenzeichen schon bald das Ende anzeigt. Gsell: ‚Ein guter Lehrer meistert auch solche Probleme, wie der gestörte Beginn der Lektion‘, meint er, als ich ihm die beinahe irreguläre Situation darlegte.

Die zweite Lektion soll die Schüler in die ‚*Kurzfristige Erfolgsrechnung*‘ einführen. Normalerweise schließen die buchungspflichtigen Unternehmungen nur einmal jährlich ab. Dieses damals noch neue Mittel der Unternehmungsführung ist inzwischen sehr verbreitet. Ich habe wenig Hoffnung, dass die zweite Lektion für Gsell mehr bringt.

Da er meine erste Lektion wie erwartet schlecht, besonders langweilig taxiert hat, sage ich der Klasse, die mich am letzten Montagmorgen bereits genossen hat, jetzt komme es auf sie an, ob ich heute die Prüfung bestehe. Und welche Überraschung! Die Schüler sind wie verwandelt! Wie die mitmachen, man könnte den Eindruck bekommen, dass sie dieses Thema heiß interessiert. Die machen mit, strecken auf, auch wenn sie vielleicht gar nichts sagen wollen. Ich spüre ihre Solidarität mit mir. Ich staune, weiß ich doch, dass sie wegen diesen Prüfungslectionen, wegen mir, eine Stunde früher zur Schule kommen mußten, und dies am Montagmorgen!

Wie reagiert Emil Gsell? ‚Sehr gute Lektion‘, zeigt beinahe Begeisterung, ‚ich wußte ja, dass Sie es können‘. Gsell ist wohl kein Sokrates, sondern bleibt ein sturer Schulmeister, den die Politik an diese renommierte Hochschule (HSG) geschwemmt hat, wie gemunkelt wird. Ich schweige. Wohl das Vernünftigste.

Lizenziatsarbeit

Ich bespreche mit Prof. Hans Ulrich das Thema meiner Abschlußarbeit: „Ich würde gerne eine Arbeit im Bereiche von Theologie/Seelsorge und BWL schreiben“, schlage ich vor: Seelsorge in einem industriellen Großbetrieb. Er meint. Da gäbe es nicht viel zu schreiben, es sei ja auch

kein brennendes Problem. Nach dem vierten Semester kann ich das Thema beim Sekretariat abholen und habe dann sechs Wochen Zeit: tatsächlich erhalte ich das vorgeschlagene Thema: „Seelsorge im Industriebetrieb“.

In der ersten Woche suche ich Material, Literatur, Meinungen von Fachleuten. Sehr dürftig! Nicht ergiebig! In der zweiten Woche: Abschrift der Quellen (damals gab es noch nicht die Möglichkeit des Kopierens), dritte Woche: Notizen zum Ablauf meiner Überlegungen, Zielsetzung und Strukturierung. Nach drei Wochen habe ich also noch keine einzige Silbe geschrieben. Und dazu noch einen Angsttraum: die Frist ist verstrichen und du kannst nichts abliefern. Da radle ich mit dem Velo von St. Gallen nach Lindau und zurück, und ich steige wieder in meine Arbeit ein. Das Wetter in mir ist wieder gut, die Luft sauber.

Mein Freund Jean Bonvin liefert meine Arbeit fristgerecht ab. Ich bin da bereits in Lille-la-Madeleine, und arbeite als Praktikant in den ‚Docks du Nord‘. Ein Unternehmen mit 200 Filialen in Nordfrankreich. Für mich praktisch eine Gelegenheit der Anwendung meiner Arbeit. Das fünfte Semester hat bereits begonnen, und ich bin gespannt, wie meine Arbeit ‚ankommt‘. Professor Ulrich hat vermutlich etliche Arbeiten zu beurteilen, so dass ich erst kurz vor Weihnachten zu ihm gerufen werde.

Er zeigt sich offen überrascht, dass ich hier ein Thema angeschnitten habe, das für ihn bis anhin keines gewesen sei. Und ich selbst bin ebenfalls überrascht, dass er meine Arbeit so gut taxiert. Dazu hatte mich der spätere Prof für Dogmatik, Dr. theol. *Peter Hünermann*, angeregt, als er 1960 in St. Gallen weilte.

Prof. Ulrich schlägt mir vor, an der Hochschule weiter zu studieren und meine Arbeit zu einer Diss. zu erweitern. Die Hochschule wäre daran interessiert. Doch der Vorschlag kommt im Kloster nicht gut an, und ich selbst habe auch keine große Lust, noch länger in St. Gallen zu studieren.

Bietschhornhütte

Ich bin auf dem Weg zur Bietschhornhütte: Von Ferdenried (unserem Ferienhaus) nach Kippel und dann auf dem Hüttenweg hinauf zur Hütte (2565 m). Man sieht sie schon weitem. Da begegne ich dem Gemeindepräsident von Ferden und Bergführer Bloetzer, der gerade von einer Führung herunterkommt. Wir kennen uns und plaudern kurz miteinander. Habe ich eine Frage wegen einer Tour, gibt er mir immer großzügig Auskunft und Ratschläge. Geld für eine geführte Tour hätte ich ohnehin nicht. Da sagt er mir ganz spontan: „Tun Sie Ihren Habit in den Rucksack. Er ist unbequem, ja gefährlich auf diesem zum Teil exponierten Weg, und zu heiß.“

Wie ich bei der Hütte ankomme, sehe ich, dass ich diese Nacht neben dem Wart allein bin. Dieser hat mich schon längst mit dem Fernglas beobachtet, als ich aufstieg, und keine weitere Bergsteiger mehr ausgemacht. Ein Berner wie auch die Hütte dem AAC Bern gehört. Er hält nicht sehr viel von den Wallisern: unzuverlässig, eigenwillig seien sie, einfach anders, eine andere Welt dieses Wallis. An dieser Meinung hat sich seither nicht viel geändert, wie die Walliser die übrigen Deutschschweizer ebenfalls sehen, diese ‚Überschwyzler‘ sind für sie auch keine 100%ige Schweizer. Minderheiten finden die Mehrheit nicht ganz echt. So auch die Tessiner heißen ihre Miteidgenossen nördlich des St.Gotthard verächtlich ‚Zügghin‘, ‚Kürbis-köpfe‘. In einem Punkt duldet man die Mehrheit schon, wenn sie Subventionen fließen läßt.

Kutte und Sport

Ich bin schon mehrere Male auf mein Problem zu sprechen gekommen: die Kutte und Sport vertragen sich meist nicht gut. Für die meisten Mitbrüder gibt es diesbezüglich kein Problem. Sie sind wenig sportlich. Einen kurzen Spaziergang nach dem Mittagessen kann man auch im Mönchsgewand machen. Doch bei Joggen, Hochgebirgstouren, Radfahren, Rudern usw. kann es sogar mal gefährlich werden. Da habe ich bald einmal angefangen, ohne den Mönchshabit Sport zu treiben. Es muß ja nicht jedermann wissen, wer ich bin, denke ich. Und trotzdem dauerte es fast eine ganze Generation, bis eine Änderung möglich wurde, nachdem wir erst mal unerlaubt und heimlich den Sport so betrieben.

Das Problem war ja nur das Starten vom Kloster weg. Da haben P. *Lukas Keusch* und ich eine Tour durch den Sarner Wald hinauf zum Grat vor. Im Wald ziehen wir unsere Kutte aus und deponieren sie, da wir keine Rucksäcke bei uns haben, bei einer der vielen Wegwindungen hinter einer Tanne. Wie wir wieder heruntergehen, finden wir den Baum nicht mehr. Hatten zwar gemeint, der Platz sei leicht wieder zu finden. Die Erfahrung hat uns aber gelehrt: die Tannen und Wegkurven sind ja alle gleich. Wir steigen wieder auf, denn ohne Kutte ins Kloster: nein, das geht wirklich nicht. Nach langem Suchen finden wir unsere vermissten Objekte. Nach dieser Erfahrung habe ich bereits *vor* meinen Touren die Kutte versteckt. In *Ferden* hinter dem Antependium des Altars in der Kapelle. Doch einmal ist die Situation recht brenzlich. In der Kapelle betet eine ältere Walliserin, und zwar so lange, dass ich gleich noch eine kurze Wanderung einschalten kann.

Jetzt und heute, 4. September 2015, fragt man sich schon: Warum dieses Versteckspiel? Warum war unter uns Benediktinern die Kleiderfrage mit einem solchem Tabu behaftet? Sind bei uns Profess und Priesterweihe außerhalb des Klosters so stark sichtbar zu machen?

Im Refektorium in Sarnen saß ich als jüngster Pater neben dem Bruder Pfortner in der Tischreihe. Da damals die Gemeinschaft nicht informiert wurde, wer der Gast am Oberntisch war, fragte ich einmal (wegen der Tischlesung!) ganz leise meinen Tischnachbarn Bruder Kajetan: „Wer sitzt dort oben?“ Soweit ich sehen konnte, trug der Gast den klerikalen weißen Kragen. „Ein Dominikaner wär’s“, die Antwort. „Ja ist er es nicht?“, meine Gegenfrage. Der Bruder ist ganz verduzt.

Hängt unsere Identität von dem ab, was wir tragen? frage ich mich.

Ein Priester, der auf sein Äußeres nicht wenig gibt, hat mir einmal gesagt, als ich ihm vorgestellt wurde: „Ihnen sieht man den Priester aber nicht an“. Meine Antwort: „Ihnen auch nicht“. „Doch, ich trage den Priesterkragen“. „Ja, den kann doch jedermann anziehen! Ein wenig Plastik“.

Wie hat mein Erscheinen im Mönchshabit gewirkt? Welche Gefühle und Reaktionen löst er aus?

Ich habe in Luzern einen Platz im Zug gefunden. Ich setze mich. Viel Volk stürmt durch den Wagen, doch die drei Plätze in meinem Abteil bleiben leer. Man sieht mich und sucht weiter einen Sitz. Kurz bevor der Zug abfährt, stürmt einer herein, sieht nur die freien Sitze und beachtet mich nicht. Schiebt seine beiden Koffern hinauf, sitzt ab und ‚erschrickt‘, als er mich sieht, steht wieder auf, holt seine Koffern herunter, geht weiter und sucht anderswo einen ‚wirklich freien‘ Platz, und ich reise fast solo in dem überfüllten Zug.

Ich komme von einem Schulbesuch in Schwyz zurück. Es ist schon spät. Bei *Lauerz* steht ein junges Paar am Straßenrand, möchte per Autostopp nach Luzern. Ich halte an und lade die beiden zum Mitfahren ein. Ich stelle mich bald einmal vor: doch die beiden glauben es mir

nicht, dass ich ein ‚solcher‘ bin, wie man so sagt. Rasch weise ich mich aus. Es ergibt sich bis Luzern ein unerwartet offenes Gespräch unter uns dreien. Wie hätten sie wohl reagiert, wenn ich mich anfangs mit römischem Kragen, in der ‚amtlichen Uniform‘ gezeigt hätte? Kleider machen Leute, und schrecken oft aber ab.

Nach dem Weg fragen

Heute ist es für den Wanderer, für den Alpinisten sehr viel leichter als früher, den Weg zu finden, sei es im Mittelland oder ganz besonders in den Alpen. Wer kennt nicht die ‚weiß-rot-weiß‘ Markierungen, oder die ‚Steinmandli‘, die man schon von weitem sieht, und dann weiß wo der Weg durchgeht. Nicht zu reden von den präzisen Landkarten, den SAC-Führern, den Wanderbüchern, die ein sicheres Gehen geradezu garantieren!

Trotzdem muß man die Erfahrung machen, dass sich trotz diesen Hilfen recht viele Wanderer verirren, oder gar verunglücken. Es war kürzlich zu lesen: Wanderer, und nicht Alpinisten in Fels und Eis, führen die Reihe der tödlichen Unfälle an, trotz den erwähnten Hilfen. Der Gründe sind: Man überschätzt die eigene Kondition, das Wetter wird falsch beurteilt, schlechte Ausrüstung ist in der Schweiz weniger ein Faktor, menschliches Versagen wohl.

Trotzdem mußte ich nicht selten Einheimische nach dem Weg fragen, weil die Pfade überwachsen sind, dies besonders in den Tessinerbergen. Die Wege sind zwar in den Landkarten getreu vermerkt, aber so wenig begangen, dass die Natur sie ‚zurückerobert‘ hat. Die starke Motorisierung im Tessin läßt seine Fußwege vergessen.

Karten lesen

Ich lerne jemand kennen. Die Person versucht mir zu erklären, wo sie wohnt. Eine Landkarte, die ich ihr zeige, hilft ihr nicht weiter. Sie ist nicht imstande, auf der Karte ihren Wohnort, oder gar das Haus auf der 25`000er Karte. Kartenlesen nicht eine Frage der Intelligenz, sondern es braucht einfach Übung und ein gewisses räumliches Vorstellungsvermögen. Die Karte ist das Produkt der Vereinfachung, der Abstraktion, sie ist keine Fotografie der Wirklichkeit. Einem Ungeübten sagt der Blick auf die Karte wenig bis gar nichts.

Einmal bin ich mit einem Mitbruder im *Maggiatal*, wir wollen auf den *Basodino* (3273 m), weil ich ihn als Begleiter gebeten habe; mir zulieb kommt er mit, obwohl er noch kaum einmal eine solche Tour gemacht hat. Wir gehen schon früh von der Basodinohütte bei *Robiei* (1856 m) weg, denn zum Gipfel sind es immerhin 1300 Höhenmeter. Wir kommen gut voran. Dann werde ich etwas unsicher: nehme die Karte zur Hand und merke, dass ich die Brille in der Hütte gelassen. „Bitte, schau mal auf der Karte nach, ob wir über diese Moräne, auf der wir jetzt stehen, gut zum Gipfel gelangen!“ Keine Antwort! Er ist gar nicht gewohnt, Karten zu lesen. Dann kommt noch dazu, dass man in einer Fels- und Gletscherlandschaft eine mögliche Route auch in der Wirklichkeit sehen oder wenigstens erahnen muß. Wir haben Glück, die Route wird für mich klarer, ja näher wir zum Gipfel gelangen. Für ihn allerdings fängt das Problem erst an, davon hatte ich bis anhin keine Ahnung: er ist nicht schwindelfrei. Je höher wir kommen, je steiler die letzten paar Hundert Meter werden, desto stärker befällt ihn die Höhenangst. Etwa zehn Meter unter dem Gipfel, während ich oben das wunderbare Panorama genieße, gräbt er sich einen Sitz in den Gipfelschnee und verzehrt sein ‚Eingeklemmtes‘. Von der Aussicht will er gar nichts sehen. Wir steigen darum bald wieder ab. Er erholt sich unten bald von seinem Schrecken.

Bergsteigen ist für nicht wenige ein Grauen, schwer zu begreifen für einen, dem die Höhen und Gipfel die höchsten der Gefühle bringen.

Nebenbei bemerkt reicht die gute *Karte*, obwohl eine gute Hilfe, bei weitem nicht. Der *Höhenmeter*, der auch Barometer ist, und der *Kompass*, diese technischen Hilfen sind im Hochgebirge unerlässlich; und falls man einmal auch in die Dunkelheit der Nacht gerät, sollte die *Stirnlampe* unter den Hilfsmittel nicht fehlen.

Der Höhenmeter ohne den Blick in die Karte nützt wenig, wenn man ihn nicht von Zeit zu Zeit justiert, denn der Luftdruck verändert sich eben dauernd.

Mit der Zeit und der Erfahrung entwickelt sich in mir ein gewisser *Orientierungssinn*. Es wäre allerdings verwegen, sich blind darauf zu verlassen. Das gilt besonders bei Wanderungen in Wäldern im Mittelland, im Gebirge findet man sich eher zurecht.

Nach dem Weg fragen: Ja, wie orientiert man sich auf seinem Lebensweg? Unzählige empfehlen sich als Berater, nicht bloß für die Geschäftsleitung, auch für das Eheleben, die Methodik und Didaktik, die Unterrichtsgestaltung in der Schule, beinahe für alles in deinem Leben: eine Regel auch für die Mönche!!

Wer geleitet dich ganz sachte, unauffällig, führt dich unaufdringlich, dass du es kaum merkst, du beinahe glaubst, du hättest deinen Weg schon immer selbst gefunden?

Vielleicht erst am Ende deiner irdischen Wanderschaft hast du die Übersicht: der Herr hat dich nie vergessen: wie oft hast du auch den Psalm 143 gesungen, wo es im Vers 8b heißt: *„Herr, zeige mir den Weg, deinen Weg, den ich gehen soll!“* Diese Bitte kommt in den Psalmen oft vor. War es für den Beter vor über 2000 Jahren wohl schwerer den Lebensweg zu finden?

Der Weg durch den Wald

In der *RS 1948 in St.Gallen*: unser Zug marschiert in die Landschaft hinaus: Ziel ist Orientierung im Wald. Unser Leutnant, Jakob Geiger, führt seinen Zug ‚sicher‘ durch einen Wald, „am Ende gelangen wir an einen Weiher“ prophezeit er. Nach ungefähr 30 Minuten gefechtsmäßigem Vorrücken quer durch dichten Wald und Gebüsch lichtet sich der Wald, dann die freie Landschaft, doch weit und breit kein Weiher! „Wo ist jetzt der Weiher?“, fragen wir ihn, er ganz verlegen. Er steht wie ein Fragezeichen vor uns.

In der Verlegung, wo im Val Maighels (beim Oberalppass) während vier Wochen scharf geschossen wird, sucht unser Zug stundenlang die Festungsunterkunft. Es ist bereits dunkel, alles tappt in der steinigen Landschaft auf 2300 Metern herum, da schreit ein Unteroffizier: „Do isch äs Chämi“, das aus dem Boden ragt. Wir steigen durch eine schmale Türe in ein in den Berg geschlagenes ‚Armeehotel‘, mit Küche, Schlafräumen usw. Das Vaterland hat sich in der Gegend um den Gotthard herum einiges kosten lassen. Wir schlafen wunderbar.

Viele Jahre später 1985 in Schaffhausen: in den ersten Tagen möchte ich im nahen *Engiwald* herumstöbern. Das ist die kürzeste Verbindung zwischen dem Rhein unter seinem großen Fall und über dem Fall. Wie durch eine hohle Gasse wurden während Jahrhunderten Güter und Reisende ‚umgeladen und auf Maultieren nach Schaffhausen gebracht und dann wieder auf Barken bis zum Bodensee geschifft. Man sieht heute noch die Spuren im Waldboden. So hat man den Rheinfall umgangen.

Ich aber, unerfahren meine, als ich wieder umkehren möchte, ich sei auf dem sicheren Rückweg, gehe aber in die falsche Richtung, gelange auf eine Straße, an ein Straßenschild, auf dem steht: ‚Schaffhausen 3 km‘! Orientierung im Wald nicht so leicht, besonders, wenn die Sonne gleichsam als Kompass nicht scheint.

Im Waldfriedhof verirrt

In Schaffhausen habe ich den Ehemann einer ‚Blick‘-Verkäuferin zu beerdigen. Sonst ist niemand da, nur die Frau geht mit mir zum Grab. Wir sind im Waldfriedhof, dem einzigen in der Schweiz, im Wald der Toten. Sie erzählt mir mehrere Male, welch günstiges Sargbouquet sie bei COOP erstanden habe. Dann einige Gebete, die Urne wird versenkt. Die Frau und der Friedhofbeamte verabschieden sich, und ich bleibe noch etwas zurück, muß innerlich verarbeiten, was ich soeben erlebt habe! Dann gehe ich ebenfalls vom Grab weg und suche im Nebel, der sich inzwischen gebildet hat, buchstäblich den Weg. Nur Bäume und Gräber: wo ist der Ausgang? Wo die Friedhofkapelle? Ja, ich möchte nicht hier bleiben! Da ertönt zu meiner ‚Rettung‘ das Friedhofglöcklein und kündigt die nächste Beerdigung an.

Anonym auf Wohnungssuche

Ich dachte, ich bin nur für einige Monate hier in Schaffhausen, doch es sollten acht sehr schöne Jahre werden. „Es darf noch niemand wissen, dass du diesen Posten übernimmst“, sagte, mir der Regionaldekan, *Paul Schwaller*. Den Grund weshalb habe ich aber nie erfahren. Amtsgeheimnis?! Nun ich halte mich daran. Am Weißen Sonntag ruft mich Paul an. „Komm heute Nachmittag zu mir. Geheimnisvoll: warum wohl? Stimmt etwas nicht?“

Du könntest den Posten von *Kari Odermatt* übernehmen. Er hat von Rom Dispens erhalten und wird bald heiraten. Also die neue Aufgabe wäre: Redaktion des Kantonalen Pfarrblattes ‚FORUM‘, Religionsunterricht an Kanti und Oberseminar, Ausbildung der Katecheten, und die oekumenische ‚Funktion‘ (ein besserer Ausdruck fällt mir nicht ein) in der Kirche von Schaffhausen. Ich brauche schon noch einige Zeit für meine Zustimmung. Dann sage ich zu.

Wie ich meinen Sachsler Freunden des *Steimandli Clubs* erzähle, dass ich nach Schaffhausen ziehen muß, fragen die mich: „Was uf Schaffhuisä uisä? Is Titsch uisä?“ übersetzt: Was du gehst nach Schaffhausen, hinaus nach Deutschland?

So muß ich also das Pfarrhaus St. Konrad verlassen und eine neue Wohnung suchen. Das ist nicht einfach, ich werde immer nach meiner Identität, nach dem Beruf gefragt. Das soll geheim bleiben. Auch ich vergäbe ebenfalls nicht blind eine Wohnung. Da hilft mir Rösli Meister, Cousine und Köchin des Dekans: „Schau mal heute in der Zeitung, da ist eine Wohnung an der Stokarbergstraße ausgeschrieben“.

Ich gehe hin, stelle mich ‚richtig‘ vor. Frau Leu, der dieser Wohnblock gehört, fragt mich freundlich: „Haben Sie Kinder?“ „Nein, ich bin katholischer Pfarrer“. Das hilft. „Für Sie, Herr Pfarrer, habe ich noch eine schönere Wohnung, direkt unter uns. Pfarrer sind ruhige, anständige Leute! Und auch die Miete ist akzeptabel. Tatsächlich, schön die Lage, mit Blick ins Zürcher Unterland, hoch über dem Rhein, und ein großer, langer Balkon. Darauf werde ich später dann oft grillieren. Frau Leu ist sehr tolerant, sie wird nie reklamieren, wenn der Grillduft in ihr Schlafzimmer steigt: „Herr Pfarrer“, ruft sie manchmal herunter, „es duftet aber fein“.

Auf allen Vieren

Manchmal muß man in den Bergen, um zum Gipfel zu gelangen, auch die Hände zu Hilfe nehmen, wenn’s sonst nicht geht. Hat man gute Griffe, ist es eine Freude, so richtig in die Felsen zu greifen. Als reiner Amateur habe ich nie gewagte ‚Dinge‘ versucht, da fehlten Erfahrung und Kraft.

Doch einige Male habe ich den Schwierigkeitsgrad unterschätzt oder mich schlicht verstiegen.

So in den ‚Torri‘ ob *Fescoggia* im *Malcantone*. In weglosem Gelände steige ich immer weiter hinauf. Auf einmal komme ich nicht mehr weiter, immer steiler und felsiger. Ich denke, hier würde mich auch niemand suchen. Ich sage mir: Nur keine Panik, tief atmen, und dann so zurückklettern, wie ich heraufgekommen bin. Und es geht. Ich bin schon erleichtert und habe wieder etwas gelernt.

Noch während des Studiums hat mich der Walliser und Mitstudent *Josef Schmid* aus Bellwald auf die *Belalp* ob Naters eingeladen. Sein Bruder ist im Sommer dort der ‚Alpkaplan. Wir steigen täglich auf die Berge ringsherum. So wollen wir einmal den Grat begehen, der die Belalp umgibt. Wir steigen auf die erste Erhöhung, das *Sparrhorn* (3020 m) und wollen dem Grat entlang klettern. Doch bald sehen wir ein, dass uns die Zeit dazu, und vielleicht auch die Erfahrung fehlen. Wir beschließen, über den Belgrat abzusteigen, oder besser gesagt hinunter zu klettern. Luftig, steil, eine exponierte Sache. Wir müssen uns gegenseitig am Seil sichern. Da verklemmt es sich und läßt sich nicht lösen. Josef muß wieder zurückklettern. Ich bestehe darauf, dass er sich auch für die wenigen Meter mit dem Seil sichert, und prompt rutscht er aus und fällt ins Seil. Welches Glück!

Gelegentlich bin ich von St.Gallen ins Alpsteingebiet gegangen. Einmal mit *Herbert Mäder*, dem bekannten Alpinisten, Fotografen und Buchautor. Er hat mich in die Technik des Kletterns im Fels eingeführt. Ebenfalls mit *Prof. Wilhelm Krelle*, der Ökonometriker und Wirtschaftswissenschaftler. er war damals oft in den Kreuzbergen.

Auch mit Mitstudenten bin ich in das Klettereldorado der *Kreuzberge* gegangen. Da bin ich mal falsch eingestiegen und habe mich verstiegen. Finde keine Griffe mehr, bleibe an einem Griff hängen. Bald bekomme ich die ‚*Nähmaschine*‘: das ist der Muskelkrampf, sobald man lange in der gleichen Stellung verharrt und anfängt, das eine Bein, oder gar beide, auf und zu mit Zittern zu bewegen. Endlich finde ich den rettenden Griff an einem kleinen Felsvorsprung.

An Sonntagen feiere ich für die Äpler und die Alpinisten die Messe, im Freien der Bollenwees, an einer Felswand, die etwas überhängend ist bei. Eine liebliche Gegend hier beim Fälensee. Prof. Krelle, aus Ostpreußen hat mir dort folgende Geschichte erzählt: Krelle ist Panzermajor in Nordafrika. Bei einem Heimaturlaub weilt er auch einmal in Rom. Besucht die Piazza San Pietro usw. Wie er vor dem Eingangstor zum Vatikan steht, spricht ihn der diensthabende Schweizer Gardist an, ob er zum Heiligen Vater gehen möchte. Er nickt, „Gerne“, und wird durch die langen Korridore zur Privataudienz mit *Papst Pius XII.* geführt. Diese sei für ihn sehr eindrücklich gewesen. Selbstverständlich auf Deutsch. Nachdem er dann wieder hinaus begleitet worden sei, wurde der eigentliche und geladene Gast des Papstes an Krelle vorbei hinauf geführt: der *Generalfeldmarschall* der deutschen Armee in Italien. Die Uniformen sind für einen Schweizer Gardisten so beeindruckend, dass er die Unterschiede gar nicht mehr wahrnimmt. In gewisser Hinsicht ist da gar kein Unterschied, beides Krieger in einem mörderischen und zerstörerischen Krieg.

Mit dem Zirkel den Berg suchen

Einmal komme ich in den Genuß einer schönen Kletterei am *Zindlenspitz* (2097 m). Erwähnenswert ist, wie ich zu dem mir bisher unbekanntem Berge komme. Nach dem anstrengenden Wochenende in der Pfarrei Neuenhof im Limmattal besuche ich am Sonntagabend ein Konzert in der Tonhalle in Zürich. Fast den ganzen Tag hat es geregnet. Aber als ich nach dem Konzert ins Freie trete, funkeln die Sterne. Der Barometer ist stark gestiegen. „Da muß ich morgen in die Berge. Doch wohin?“ Für eine Skitour ist es zu spät, unterhalb 2000 Metern liegt kein Schnee mehr. also einen Berg nicht über 2000 m, doch welcher scheint jetzt angebracht? Und welcher liegt am Nächsten?

Ich nehme den Zirkel und suche auf der Landkarte den nächsten Zweitausender von Neuenhof aus: *Zindlenspitz* im *Wägital* trifft es: kenne ich nicht, macht nichts, morgen wird der besucht!

Der Aufstieg vom *Wägitalersee* aus beträgt 1100 Meter: drei Stunden rechne ich. Jetzt im Frühsommer ist es noch nicht sehr heiß. Wen treffe ich unter der Gipfelpartie, die mit einer kurzen Kletterei den Aufstieg krönt? *Willy Gasser*, Pfarrer in *Giswil*. Wir kennen einander von einer Besteigung des Wetterhorns (3704 m), und von der Schule. Er war bei mir im Unterricht. Er ist ein guter und sicherer Kletterer.

Wir klettern zum Gipfel hinauf. Diese Spitze habe ich später noch mehrmals besucht und lieb gewonnen, dank dem Zirkel!

Mit Vater ins Wallis

Der Krieg ist vorbei. 1945 bin ich in der 5. Latein in Sarnen. Vater nimmt mich für einige Tage mit nach *Grächen* im Mättertal, wo er schon einige Male gewesen ist. Wir fahren mit der Bahn durch die halbe Schweiz. *Wallis*: Neuland für mich, hohe Berge sehe ich zum ersten Male, Gletscher: ein Erlebnis für mich. Als Junger ist er, wie er mir erzählt, oft von Zürich aus mit Freunden in den Bündner, Urner und Tessiner Bergen gegangen, wo er, wie alte Fotos zeigen, viel gewandert, auch geklettert ist. Als er 1925 in Wil unsere Mutter heiratete, ist für ihn der Alpinismus vorbei.

Doch viele Jahre später zieht es ihn wieder in die Berge, diesmal nimmt er mich mit. Viertausender zu sehen, in ihre Nähe zu steigen, sogar auf dem Weg zur *Bordierhütte* (2886 Meter) über einen Gletscher, den Riedgletscher, auf Eis, zu gehen, das sind Eindrücke, die mich fürs Leben geprägt haben. Auf dem Gletscher begegnet uns ein Maultier, das Proviant in die Hütte gebracht hatte, auch den Dôle, den wir später in der Hütte oben trinken werden. Der Muli macht den langen und beschwerlichen Weg von *Kalpetran* an der *Vispa* im Tal unten hinauf zur Hütte: höchstens einmal pro Tag.

Ich gehe kurz zu meinem Rucksack hinauf, wo sich der Schlafrum befindet, da ruft mir Vater nach: „Bring noch den Dôle mit!“ Der Hüttenwart versteht dies als einen Auftrag an ihn und auch seinerseits einen Dôle: gleichen Jahrgang, gleiche Kellerei, gleichen Preis wie der aus meinem Rucksack, nur nicht stundenlang geschüttelt und nicht so warm. Ich glaube, wir haben uns während unseres Aufenthaltes in der Hütte beide Flaschen genehmigt.

Wir machen Bekanntschaft mit einem erfahrenen Alpinisten. Er macht einen guten Eindruck und fragt mich, ob ich mit ihm und seiner kleinen Tochter auf das *Ulrichshorn* (3950 m) gehen möchte. Doch Vater läßt mich nicht mitgehen, er wäre sonst allein. Als die beiden anderntags zurückkehren, erfahren wir, dass seine Tochter ihm ins Seil stürzte und sich verletzte. Glück auch mich!

Am dritten Tag steigen wir wieder ins Tal hinunter. Dabei hat Vater zum zweiten Mal so etwas wie eine Herzschwäche. Fehlende Kondition und die Höhe! Ich habe mächtig Angst um Vater, wie er ganz bleich, fast leblos, am Weg liegt. Nach einiger Zeit können wir weitergehen. 20 Jahre später stirbt er an einem Herzinfarkt.

Mit diesen ersten Erlebnissen in den Bergen bin ich definitiv und für immer geprägt.

Allerdings wird Vater nie mehr in die Berge mitkommen: sein Herz schafft das nicht mehr, obwohl erst 45. Seit Jahren sind solche Höhen ein Risiko für ihn.

„Ewiges“ Eis

Die Rede vom ‚ewigen‘ Eis hat sich vermutlich gebildet, als man noch den Eindruck hatte, dieses Eis vergeht wohl nie. Die Viertausender sind seit Menschengedenken in Eis gehüllt, schauen in Weiß auf uns herunter. In den letzten fünfzig Jahren haben wir gelernt, seit die Sommer immer wärmer und die Winter immer ärmer an Schnee sind: nichts daran ist ewig!

In der Gründerzeit des SAC (1870/80), als auch im Hochgebirge Berghütten gebaut wurden, da stellte man sie meist an den vorbeifließenden Gletscher, fast auf gleicher Höhe hin.

Heute erreicht man die Hütten nur noch über eine lange Eisenleiter, nicht selten gegen hundert Meter hoch. So stark haben die Gletscher an Masse verloren, ist ihre Oberfläche gesunken. Wenn man heute nach einem langen Marsch ermüdet zur Hütte gelangen will, muß man am Ende wie ein Kaminfeger noch über diese kalten Sprossen der Eisenleiter klettern.

Ein eindrückliches Beispiel ist die *Konkordiahütte* am Großen Aletschgletscher. Sie lag einst auf Gletscherniveau, heute steht sie auf einer 250 Meter hohen Felswand über dem Gletscher. Nicht auszudenken, was einige Jahrhunderte diesem ‚ewigen‘ Eis noch alles antun werden!

Wir wissen heute, dass es vor 2000 Jahren nur in den höchsten Bereichen der Alpen das ganze Jahr Schnee und Eis gab. Die Alpenquerung war für *Hannibal* (218 v.Chr.) mit seinem Heer und seinen Kriegselefanten diesbezüglich leichter als viele Jahrhunderte später für den russischen General *Suworow*.

Schnee und Eis sind eine vergängliche Sache, gar nicht ewig. Der Gletscherschwund gefährdet auch die Stabilität der Seitenmoränen: das Eis stützt die steilen Hänge nicht mehr ab. In den letzten Jahren nimmt auch die Zahl von Murgängen und Felsstürze.

Die Wandergruppe von St. Konrad lädt mich ein zu einer Bergtour von der Flumserbergbahn zur Spitzmeilen Hütte (2086 m) über den Grenzgrat *Hinderhoren* (St. Gallen-Glarus), ins Krauchtal hinunter und dann das *Sernftal* nach Elm hinauf. Vor dem Abstieg haben wir auf dem Grat, der Grenze St. Gallen – Glarus noch Eucharistie auf luftiger Höhe gefeiert. Die Gruppe baut einen einfachen Altar aus Steinen und Holz auf: „Zu weit westlich am Grat!“ betone ich, etwas weiter östlich, mahne ich. Sie bauen um, wissen aber nicht warum. Ich erkläre: „Hier gegen Westen liegt die Diözese Chur, hier gegen Osten jene von St. Gallen, Auf dieser Seite des Grates muß ich den Namen des unbeliebten Churer Bischofs *Wolfgang Haas* im Hochgebet nicht erwähnen sondern den St.Galler Bischof.“ Allgemeines Schmunzeln! Im Jahre 1985!

Später wird er Erzbischof von Vaduz.

Militärischer Vorunterricht körperliche und vaterländische Ertüchtigung

Es ist ja Krieg. Niemand weiß, ob auch noch die Schweiz ‚drankommt‘. Die Nazis gebärden sich bald als die Herren Europas. Darum ab einem gewissen Alter: Wurfkörper schleudern, an Stangen und Seilen hochklettern, und eben sehr viel marschieren, weit, in Formation und Vaterländisches singend, selbstverständlich nur die Buben. Allen Internen ab einer gewissen Klasse wird ein Fußmarsch verschrieben: diesmal von Sarnen nach Alpnachstad, Niederstad bis hinauf zum *Renggpäß* auf 886 Metern und wieder zurück. Wir sind an die Hundert Schüler.

Je weiter und steiler es hinaufgeht, umso lauter wird geflücht. Keine Verpflegung. Dann wie auf Kommando Sitzstreik, keinen Meter mehr weiter! Nach längerem Ausruhen gehen wir wieder zurück hinunter nach Sarnen: etwas ist klar: das bleibt geheim. Dummerweise weiß das

trotzdem einer: P. *Pius Hubmann* ist von der anderen Seite, von Hergiswil zum Renggpass hinaufgestiegen und hat dort vergeblich auf uns gewartet. Natürlich Meldung an die richtige Adresse. Es gibt Sanktionen. Der Ausmarsch muß am nächsten freien Nachmittag wiederholt werden, und zwar auf die andere Seite des Kantons: nach *Bürglen/Kaiserstuhl* am *Lungerersee* auf 703 m. Diesmal ist Tricksen unmöglich: es kommen ‚Geheimagenten‘ mit.

Da entdeckt einer das kleine Dorflädeli in Bürglen, wo man ohne Rationierungsmärkli kaufen könne. Eine alte Frau muß einen gewaltigen Ansturm über sich ergehen lassen: alles, was eßbar ist, auch die Konserven, kauft die hungrige Schar Buben, die Erdäpfel lassen sie dort, wo sie sind, die gibt's ohnehin jeden Tag im Kollegi unten. Einige Tessiner schleppen lange Weggen unter dem Arm bis nach Sarnen, graben das Weiche bereits heraus. Nichts Eßbares bleibt zurück. Wie wir uns wieder zurückziehen, kann die Alte auf den Tag ihres Lebens zurückblicken. Größter Umsatz seit Menschen Gedenken! Nur noch Hosenträger, mit Edelweiß geschmückte Älplerhemden usw. bleiben in den Regalen zurück.

Das Vaterland ist erstarkt, gerettet.

Blitz und Donner über Glaning

Im Sommer 1955 hat man mich auf die Expositur *Glaning* zur Erholung geschickt. Dieser Seelsorgeposten gehört zum Kloster Gries, und liegt wie auf einer Terrasse über dem Bozner Kessel, der in sommerlichen Hitze brütet. P. *Wilhelm Balmer*, genannt ‚Kastanienpropst‘, der dort oben zuständig ist, hat einen Monat Heimurlaub. Glaning (767 m), mitten im Kastanienwald, ist kirchlich ein Außenposten der Kloster-Pfarrei *Jenesien* (1087 m); dort nimmt das Gebiet des *Tscheggelbergs* seinen Anfang. Nicht viel Arbeit, tiefe Ruhe!

Da erhalte ich Besuch von meinem ‚Geistlichen Vater‘ und Pfarrer von Wil, *Josef Hasler*, der ein Jahr später zum Bischof von St. Gallen gewählt wird. Wir gehen miteinander den steilen Weg vom Kloster Gries (260 m) hinauf nach Glaning. Dort waltet die Häuserin (Pfarrköchin) *Filomena Lang* seit vielen Jahren ihres Amtes.

P. Wilhelm hat mir eingeschärft, wenn ein Gewitter heraufzieht, „Gehen Sie ins Kirchlein hinunter und erteilen Sie mit dem Allerheiligsten den Wettersegn!“; ‚Urbi et orbi‘. Am folgenden Abend ist es tatsächlich so weit: Schon von weitem hört man das Grollen eines Gewitters wie Kanonenschüsse. Pfarrer Hasler rät mir dringend ab, jetzt noch in die Kirche hinunter zu gehen. So bleiben wir in der Stube und harren der Dinge, die da kommen sollen. Ein heftiges Gewitter. Es dauert nicht lange: plötzlich ein gewaltiger Krach, und das Licht geht aus. Eben ohne Wettersegn!

Die Häuserin ist voll der Meinung, wir seien erschlagen worden, da wir „plötzlich so still geworden“. Sie erscheint mit einer Kerze in der Hand, ganz erschrocken, bei uns zweien unten. Filomena, wie ein Geist, in ihrem langen weißen Nachthemd! Glücklicherweise ist sie wieder, dass nichts passiert sei. Der Blitz hat ‚nur‘ im das Transformatorenhäuschen eingeschlagen, wie so oft im Sommer, und wir haben einige Tage keinen Strom.

Am ersten Sonntag, da ich oben bin, übergibt mir die Häuserin einen Zettel, alles in alter deutscher Schrift, eine Liste von Dingen aufgeschrieben, die ihr in der Küche ausgegangen sind: Mehl, Butter, Brot, Käse, Speck, Eier: alles Lebensmittel, welche die Bauern von ganz gestimmten Höfen nach Plan dem Widum (Pfarrhaus) liefern müssen, und noch säumig sind. Die Liste wird nach den übrigen Mitteilungen nach der Predigt verkündet.

Das kann ich nicht. Ich schäme mich. Denn ich habe den Eindruck, diese armen Bauern müssen vom Notwendigen absparen, und mein ‚reiches‘ Kloster könnte das gut leisten. Ich gehe ins Kloster hinunter und hole mir die Dinge in der Küche, hol mir all das, was die Häuserin braucht. Und schleppe es den Berg hinauf.

Nachträglich habe ich die Dinge doch etwas anders gesehen: Seelsorge, Unterricht, Gottesdienste, das sind, ökonomisch betrachtet, eben Dienste, eine Dienstleistung wie jede andere, die kostet wie jede andere. Wo es keine Kirchensteuer gibt und kein Kirchenbeitrag eingezogen wird, da kann doch jeder Haushalt oder Hof etwas beisteuern, was er hat und kann oder gar selbst produziert. Die Bauern sind nicht arm, müssen nicht hungern. Der Verteilplan ist allen bekannt, jeder weiß, was er zu leisten hat, nur das tun viele nicht, sind säumig.

Das ist ein praktisches Mittel, dem Kurat zu deuten, was ihnen an seinem Tun nicht passt. Nicht sehr evangelisch, wie schon Paulus im Brief an Timotheus schreibt: „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert“. Selbst wenn P. Wilhelm nicht allen und in allem passt, ihn aushungern lassen, ist gar nicht nobel!

Vor vielen Jahren soll es einmal vorgekommen sein, dass die Bauern der 22 Höfe von Glaning mit dem Seelsorger so zerstritten waren, dass die bischöfliche Kurie von Trient einschreiten mußte. Die unschöne ‚Sache‘ wird noch Jahre später von den Leuten immer wieder erzählt. Nach erfolglosen Mahnungen wurde das ‚Kanonische Interdikt‘ über diese kirchliche Stelle verhängt. Da sei der Vertreter des Bischofs gekommen, habe „den Heiland aufgegessen, die Kirche abgeschlossen“ und sei gegangen“.

Traurige Geschichten

Ich erhalte einen Anruf: von Eltern eines Jungen, der nur noch wenige Tage zu leben habe. Sie haben mich bei einer Trauung kennengelernt, die ich vor Monaten . Ob ich ihren Sohn in den nächsten Tagen besuchen würde, bitten sie mich. Ich besuche ihn bald: er liegt im Bett, gestresst von einer Chemotherapie. Doch die Überlebenschance ist gering. Der Krebs wuchert in einen jungen Körper sehr rasch. Er weiß ganz klar um seinen Zustand. Der Anblick erschüttert mich gewaltig. Ich bin sprachlos und auch hilflos, wenn diesen jungen Menschen anblicke: mit seinem sympathischen Lächeln, seiner Offenheit und dem, was seiner so bald bevorsteht. Gar kein Hadern mit seinem Schicksal.

Er erzählt mir, wie er vor ein paar Tagen mit seiner Schwester durch die Gassen von Schaffhausen gewandert sei, und in einem Schaufenster ein Hemd erblickte, das ihm sehr gefallen habe. Die Schwester sagt ihm, ich kaufe es dir. Er meint, ich lebe ja nur noch wenige Tage. Sie will ihm doch noch eine Freude machen. Sie gehen hinein und kaufen das Hemd. Wenige Tage oder wenige Jahre: was ist das schon, wenn ich dir dieses Geschenk machen möchte?

Wir sprechen noch kurze Zeit miteinander. Er wirkt sehr müde. Er fragt mich nach meiner Meinung zu einem Anliegen, das ihn schon lange bedrückt. Dann ist er ganz ruhig, und dankt mir für meinen Besuch. Sobald ich hinausgegangen bin, merke ich, dass ich kaum geatmet habe, dass ich richtig nach Luft ringen muß.

Ich bin einem Menschen begegnet, wie er so jung und doch so abgeklärt, ja fröhlich dem Ende seines Lebens entgegenging, und ich ihm helfen durfte, die letzten Lebensschritte zu gehen. Ja, ich war schon etwas traurig. Man sagt oft so formelhaft: ‚Früh vollendet‘, und doch so wahr.

Nach einigen Tagen möchte ich ihn nochmals besuchen. Doch da rufen mich die Eltern an: er ist am Morgen bereits gestorben. Ich bin traurig. Jung, sehr sensibel, bei dem kurzen Besuch habe ich ihn so intensiv erfahren, als hätte ich ihn schon lange gekannt, so schnell kann einem ein Mensch nahekommen!

Von seinen Eltern erhielt ich, auf meinen Wunsch hin, zum Andenken ein Foto: er hält in den Händen, ganz liebevoll, ein Zweiglein Cannabis. Haben die Eltern dieses Bild verstanden? Bei mir kommen Fragen auf. Er war Gärtnerlehrling, kannte dieses Kraut wohl sehr gut: hat er es auch genossen? Auch andere Mittel? Weil ich ihm ja auch keine Fragen mehr stellen kann, will

ich sie nun auch nicht mehr weiter spinnen. Wußten die Eltern, warum ihr Sohn so früh gehen mußte? 1984 kannte man diese Krankheit noch nicht allgemein: sie hatte zudem noch so eine komische Bezeichnung AIDS, war es das? Nun, ich fragte nicht nach, die Krankheit war noch total tabuisiert.

Kathrin, die abgemagerte

Fast im gleichen Jahr muß ich erleben, wie auch bei einer „modernen“ Krankheit ein junger Mensch dahinstirbt. Als Religionslehrer an der Kanti in Schaffhausen treffe ich bei jeder Pause, bei der die Schüler ihre Schulzimmer wechseln, und ich an unzähligen jungen Menschen vorbeigehe und mir eine Schülerin immer wieder auffällt: sie ist groß und sehr, sehr schlank: Kathrin ist in der Maturaklasse, sehr intelligent. Conradin besucht die gleiche Klasse, erzählt mir von ihr. Magersucht (Anorexin), sie wiegt nicht mehr viel mehr als 30 Kilo.

Die Klasse macht ihre Maturareise, aber Kathrin ist zu schwach. Conradin verzichtet darauf und leistet ihr Gesellschaft, im Ferienhaus ihrer Familie und begleitet sie auf die Lenzerheide. Auf dem Weg von Bozen, wo mein Kloster liegt (Muri-Gries), nach Schaffhausen besuche ich die beiden, und bleibe zwei, drei Tage.

Ich koche auch. Zu meinem Erstaunen ißt Kathrin recht gut, es schmeckt ihr sichtlich, vermutlich bedeutend mehr als gewohnt. Was bedeutet das? Es ist ihr wohl in unserer Gesellschaft. Als ich dann wieder Abschied nehme, fragt sie mich etwas, worauf ich nie gekommen wäre: „Darf ich bei dir sein, bei dir in Schaffhausen wohnen? Geht das bei meinen Verpflichtungen? Sie braucht ja einen Psychiater, der ihr in ihrer Not hilft, sie in ihrer Krankheit heilt. Ich erkläre ihr, dass ich ihr gerne helfen würde. Aber in meiner Situation sei dies unmöglich. Ich frage mich schon, ist das ein weiterer Schritt von ihr, aus ihrer inneren seelischen Not auszubrechen? Hat sie doch so viele mitmenschliche Angebote nicht annehmen können oder wollen. Für mich ein trauriger Aspekt.

Kathrin kommt anschließend in ein Spital (Kinderspital) in Basel, und wie ich vernehme, ist ihr in ihrer Sucht nicht mehr zu helfen, sie stirbt, ausgehungert seelisch und körperlich. Der Fall hat mich schon beschäftigt. Der zweite Todesfall von einem jungen Menschen, aus dem gleichen Dorf!

Frau Keßler

Während meines Studienjahres in Mannheim (1975/76) habe ich Pfarrer *Arthur Spengler* von *Feudenheim* oft vertreten. Einmal hat er mich zu Frau Keßler geschickt: sie liegt im Sterben. Die Ärztin, Frau Goldschmidt, die bereits an ihrem Bett weilt, deutet mir: „Sie reagiert kaum mehr. Es ist schon fast vorbei.“

Da trete ich ans Bett und bete ganz langsam das *Vater unser* und ein anderes Gebet, das der Sterbenden bekannt ist. Da öffnet sie die Augen, ein dankbarer Blick, und bewegt ganz schwach ihre Lippen. Da bekennt die Ärztin: „Wenn wir mit unserer Weisheit und Wissenschaft kaum mehr etwas tun können, bewegt sich in einem Menschen, selbst an seinem Ende, mehr als wir Ärzte vorgeben.“

Ein Trost für uns Seelsorger?

Wenn ich am Bett eines sterbenden Menschen stehe, habe ich ein starkes Gefühl der Hilflosigkeit, was soll ich tun, was kann ich tun? Wie schwach ist mein Glaube! Meistens, wie ich mich erinnere, habe ich einfach geschwiegen, habe kein Wort gefunden, das in dieser Situation das richtige gewesen ist. Sehr oft kam mir vor, auch ich könnte hier liegen, auch du mußst diesen Weg einmal gehen. Wichtig ist gewesen, dass ich beim Sterbenden war, dass ich da war.

Madame Charlotte

Sie telefoniert mir, Frau Schmid, ihre Raumpflegerin, habe ihr erzählt, allen 15 Mietern im Block an der Stokarbergstraße, unter andern auch mir, sei vom Vermieter, einem Immobilienhai, gekündigt worden. Sie habe eine Wohnung frei, sagt sie, Frau Charlotte. Sie sei gar nicht weit von meiner jetzigen Wohnung entfernt. Ich könne sie, wenn ich ein Interesse habe, besichtigen.

„Wie hoch ist der Mietzins?“, frage ich sie. Fr. 1800.-. „Das ist mir zu hoch, kann ich mir nicht leisten“ entgegne ich. „Wissen Sie, das Geld spielt bei mir keine Rolle“, meint sie

Ich gehe hin: Eine großzügige Wohnung: eine umgebaute Scheune, viel Platz, ein Haus in einem Park. Sie offeriert Fr. 1500.-. Da frage ich mich schon: ist das ein Danaer Geschenk? Sie verlangt, dass ich ihr die monatliche Wohnungsmiete bar und persönlich zahle. Ich entgegne ihr, das sei heutzutage nicht mehr üblich. Und habe es später auch nie getan. Was ist für eine Dame? frage ich mich.

Was will sie eigentlich, und ich erkundige mich bei Bekannten in der Stadt herum: „Stadt bekannte Dame, die ihre Familie ruiniert hat“: den Mann, ein bekannter Chirurg, in den Selbstmord getrieben, alle drei Kinder aus dem Haus geekelt. Keine schmeichelhafte Empfehlung.

Ich frage *Walter Späth*, Präsident der katholischen Landeskirche, bezüglich des Beitrages der Landeskirche, da meine Wohnung auch Arbeitsstätte ist: „Sicher, wenn dir diese Wohnung so gefällt“. Ich sage zu. Was ich nun erlebe, hätte ich nie erträumt. Zu meiner Sicherheit und zur Klarheit sage ich ihr: „Ich bin nur Mieter, und nichts anderes, dass Sie das wissen!“

Zu meiner Beruhigung antworte ich meinen Bekannten, die mich warnen: „Ich komme mit allen Leuten aus“. Das war schnell und leicht gesagt. Ein spannendes Abenteuer: davon handeln diese Geschichten:

Was sie anfangs zwar großzügig versprochen hat, gilt seit meinem Wohnungsbezug bereits nicht mehr. Die Schikanen beginnen schon, als ich mit einigen hilfsbereiten Jungen meine Habe mit den vielen Büchern in die neue Wohnung zügele. Jedes Mal, wenn wir wieder herfahren, stellt sie ihren Landrover mitten in den Zufahrtsweg, sodass ich ihr klingeln muß, ob sie nicht so freundlich wäre, und ihren Wagen wegstellen würde. Und das dreimal, da fragt mich Otti: „Du Bonifaz, wo bist du da gelandet?“

Vielleicht waren die Warnungen mehr als nur eine Befürchtung. Die Dame hat vermutlich doch einen größeren Dachschaden.

Schon nach wenigen Tagen, ich bin kaum eingerichtet, höre ich seltsame Stimmen und Geräusche. Kästen und Schubladen gehen auf und zu. Ich höre zwei Männer in ihrer Wohnung, der Hund reagiert nicht: er kennt die seltsamen Gäste. Das sind Einbrecher. Ich kann der Polizei nicht telefonieren, das Haus ist sehr leicht ‚hörig‘, man hört alles. Natel gibt es noch nicht. Ich schleiche aus dem Haus und eile an einem verdächtigen Auto vorbei in die Stadt zur Polizei. Ich merke mir die Autonummer. Mit der Polizei bin ich bald wieder zurück zum ‚*Sunnegüetli*‘, so heißt die Liegenschaft, noch vor Madame Charlotte. Die Einbrecher sind verschwunden, haben das Haus offen gelassen, hatten wohl einen Schlüssel.

Und so geht es die nächsten Jahre weiter: ein Narrenhaus, aber wunderbar zu wohnen!! Von wnzem bekamen die ungebetenen Gäste den Hausschlüssel? Bezahlte ‚Freunde‘ der Dame?

Wie sich später herausstellt, haben die beiden Einbrecher ganz bestimmte Objekte gesucht. Ein Jahr später hat der Gärtner den Hausschlüssel im Gebüsch gefunden. Den haben die beiden nach dem Einbruch weggeworfen. Und die Polizei konnte die beiden verhaften.

Eines Tages bittet mich die Dame zu sich: „Wenn Herr Dr. Soundso mir kommt, darf ich Sie dabei einladen? Ich bin nicht so sicher, ob er es ernst meint mit mir. Ich sehe, Sie haben gute Menschenkenntnisse“. Ich habe keine große Lust, in eine Affäre hineingeraten und antworte: „Wissen Sie, das merkt man doch sofort, wie ehrlich er es meint.“ Und sie ist damit zufrieden.

Diese Dame lebt davon, dass sie ihre Nächsten (Angehörige und eben auch Mieter) schikanieren kann: ihr Ehemann, ein bedeutender Chirurg, hat sich das Leben genommen, wie bereits erwähnt, und ist so aus seiner belastenden Situation geflohen, alle drei Kinder hat sie aus dem Haus getrieben. Das war ja auch der Grund, weshalb sie wieder ein Opfer brauchte, wie mir die Psychologin, Frau Gorbach, die die Situation gut kannte, mir sehr freimütig bekannte: Krankhafter Zwang, Opfer zu fangen und dann zu plagen: eine stadtbekannte ‚Hexe‘. Für mich war die Lage bis dahin zwar nicht sehr angenehm, doch wie in einem grotesken Schwank schon irgendwie unterhaltend, wie Dummheit sich in immer neue Szenen setzt. Hier könnte ich noch weitere Geschichten anfügen.

Sie hat mir dreimal gekündigt. Einmal die Kündigung bald darauf wieder zurückgezogen, ein weiteres Mal mir sogar den Grund angegeben: weil ich sie, als sie hinter dem Fenster nach meinen Gästen schaute, nicht begrüßt habe. Ein anderes Mal ruft sie mich an, der Töff meines Gastes müsse sofort von meiner Haustüre entfernt werden (das Haus hat zwei Eingänge). Wir sind bereits am Essen. Sie wartet nicht lange, dann schaltet sie mir den Strom ab. Ich drohe ihr sofort mit der Polizei, dann habe ich wieder Licht.

Es gäbe noch Stoff für einen langen Abend.

Ich habe irgendwie den Eindruck und die Vermutung, dass sie bei meiner Abwesenheit herumschnüffelt, sogar mit Kindern in meiner Wohnung kommt, zurückgelassene Spielzeuge lassen darauf schließen. Ich spanne feine dunkle Fäden an ‚kritischen‘ Durchgängen. Und siehe da, die sind alle immer wieder zerrissen. Ein Schreinerlehrling, Markus, setzt mir an der Wohnungstüre einen neuen Zylinder ein. So haben ihre heimlichen und unerlaubten Visiten ein Ende. Tags darauf reklamiert sie bereits, dass ich ein anderes Schloss einsetzt hätte, das dürfe ein Mieter nicht, sie könne ja nicht in meine Wohnung, das sei ihr Haus. Ich gebe ihr den neuen Schlüssel zur Wohnung nicht: gewaltige Beleidigung der ‚allmächtigen‘ Dame.

Ich mache eine Bergtour: von Weggis auf den Rigi. Wie durch eine Eingebung drängt es mich sofort zurück nach Schaffhausen. *Die* versucht sicher, den schweren Kasten, den ich vor die Doppeltüren geschoben habe, wegzustoßen. So könnte sie in meine Wohnung gelangen. Doch das gelingt nicht. Beleidigt, sie ruft die Polizei. Wie ich von meiner Bergtour zurückkomme und in meine Wohnung hineingehe, sehe und höre ich ich, wie der Kasten wackelt: zwei Personen versuchen ihn vergeblich wegzuschieben, doch ich habe ihn gut gesichert.

Da ruft jemand, es ist der Polizist: „Aufmachen!“ Dem naiven Herrn Schutzmann antworte ich durch die Türe: „Das ist gar nicht der Wohnungseingang, dieser liegt auf der anderen Seite des Hauses!“ Der ist der Dame schön auf den Leim gegangen! Er kommt mit Charlotte tatsächlich in die Wohnung herein. Und belehrt mich, das sei sträflich von mir, dass ich die Eigentümerin nicht herein lasse und sogar das Schloss der Wohnungstüre auswechsle. Von ihrem regelmäßigen und heimlichen Eindringen sagt sie nichts: Mieter haben scheinbar keine Rechte. Ich veranlasse ihn, die Dame aus meiner Wohnung zu schicken, denn sie schreit ununterbrochen ganz hysterisch. Ich will allein und in Ruhe mit dem Herrn Polizisten die Sache besprechen. Anschließend gebe ich ihm eine kurze Lektion über Mietrecht. Weiterbildung ist auch für die Polizei von Nutzen.

Die Kündigung ist gültig, dafür muß *ich* ihr bald darauf die Wohnung kündigen: ich habe nämlich eine Berufung zum Prior an das Collegio Pontificale von Sant’Anselmo in Rom erhalten.

Lukas

Neben zwei Töchtern hat die Dame noch den Sohn *Lukas*. Ich weiß nicht viel über ihn. Eine sympathische Erscheinung, er ist groß und kräftig, arbeitet gelegentlich beim Bau. Nach einigen Jahren wohnt er wieder bei der Mutter, im Parterre, direkt unter meiner Wohnung. Vermutlich arbeitet auch nicht regelmäßig und ist knapp an Mitteln; er kann direkt in Mutters Wohnung gelangen. Er weiß auch, wo sie ihre liquiden Mittel hat, und erleichtert sie vermutlich zu häufig. Als ihr dies zu bunt wird, schließt sie ihn richtig aus, verriegelt von innen alle Türen.

Ich komme nach einer Bergtour zurück. Sie hat mich vermutlich immer wieder angerufen. Ich nehme der Hörer ab: mit weinerlichen Stimme bekennt sie mir: „Lukas hat mich zusammengeslagen. Sie waren nicht da. Lukas hat in seiner Wut, dass ich ihn ausgesperrt habe, beide Türen, die Haustüre und die Wohnungstüre, eingeschlagen und brutal auf mich eingedroschen.“

Ich frage mich: Was hätte ich da helfen können?! Madame hat sich längere Zeit nicht mehr sehen lassen und ließ sich alles Nötige ins Haus bringen.

Einige Jahre später, ich bin schon längst in Rom, vernehme ich, dass Lukas schwer verunfallt ist: Schädel/Hirntrauma und stirbt bald darauf: Einen Besuch von Mutter soll er nie erhalten haben.

Für mich waren die Jahre im „Sunnegüetli“ trotz der Dame schön, und auch für meine vielen Besucher aus der Kanti und der Jugendgruppen wie ein zuhause. Und für mich eine neue Lebenserfahrung!!

Bruno Bettelheim (1903 – 1990)

Bereits am ersten Tag nach meiner Ankunft in *Palo Alto*, im Campus der *Stanford* Universität (Cal) gehe ich nach all dem bürokratischen Umtrieb ins Schwimmbad. Es ist riesig, die Juni Sonne brennt, große Gefahr eines Sonnenbrandes, es weht ein frischer Wind. Nicht weit weg von mir vernehme ich deutsche Worte. Ein älteres Ehepaar plaudert fröhlich, es tönt wienerisch. Am andern Tag sehe ich die beiden wieder am selben Platz. Ich stelle mich vor und erfahre, dass sie seit 1939 hier in USA weilen: Juden lebten auch in Wien lebensgefährlich. Er ist Professor für Psychologie und Pädagogik:

Bruno Bettelheim

Wie ich ihm erzähle, dass ich katholischer Priester bin, weiß er nur die eine Kritik an der jüngsten Entwicklung in der Kirche: der Abschied vom Latein und den schönen barocken Formen, die ja gar nicht so antik sind wie viele Kritiker am Konzil vorgeben.

Ich besuchte im Sommer 1975 seine *Gastvorlesung*: nur wenige Jahre vorher habe ich sein Buch *„Kinder der Zukunft“* gelesen. Es ist die Frucht seiner Forschungen in den Kibbuzim Israels.

Die Hörer sind meist Lehrer, die dem Ruf Bettelheims gefolgt sind. Die Frage: „Können sich Kinder nur in der Gemeinschaft mit ihren Eltern wirklich gesund entwickeln?“ Welche Folgerungen zieht er aus seinen Studien über die Erziehung in israelischen Kibbuzim? Diese Kinder wachsen außerhalb der Familie in Gruppen mit Gleichaltrigen auf, unter der Obhut der Betreuerinnen, die ständig ausgetauscht werden. Zwar stillen die Mütter ihre Kleinen bis zum sechsten Monat. Aber die Eltern nehmen sich ihrer Kinder täglich nur zwei bis drei Stunden an. An der

Erziehung haben sie geringen Anteil. Auf die seelische Entwicklung der Kinder haben somit die Gruppe Gleichaltriger einen bedeutend stärkeren Einfluß als die Familie.

Trotzdem scheinen psychische Störungen unter Kindern und Jugendlichen auffallend selten zu sein. Offenbar fühlt sich das Kind in der Gruppe geborgen und empfängt von dieser das Urvertrauen als Grundlage einer gesunden Entwicklung. Natürlich sind auch Schattenseiten dieser Erziehung festzustellen: Uniformität im Denken und Lebensstil. Starke Charakter, die auch hier heranwachsen, tun sich schwer und treten, sobald sie volljährig sind, aus dem Kibbuz aus. Und wie diese dann das Leben meistern? Was natürlich nicht ohne Schwierigkeiten geht. Doch darüber hat Bettelheim kaum geforscht.

Ein Vergleich zwischen Gleichaltrigen in- und außerhalb des Kibbuz ist sehr schwierig. Je größer ein Kibbuz, desto gewichtiger sind die Nachteile. Individualisten und Hochbegabte haben keinen Platz darin.

Ich habe einmal seine öffentliche Vorlesung besucht. Er zeigt ziemlich alte Filme, mit einem Kommentar, der Reaktionen provoziert. Unter den Hörern gibt es scheinbar nicht bloß ‚Anbeter‘. Und die Fragen kommen: eine Lehrerin stellt eine kritische Frage. Das scheint ihn völlig überrascht zu haben. Damit hat er nicht gerechnet. Er reagiert ziemlich aggressiv: „Wenn Sie nichts lernen wollen, warum sie Sie denn her gekommen?“ ‚Ich muß nichts mehr lernen‘. Diesen Eindruck hat man von ihm. Tragisch!

Damals war er bereits 72, die Zeit, die neuere Pädagogik, ist an ihm vorbei geflossen, der ‚pädagogische Papst‘ braucht doch nichts mehr lernen! Er ist ja fast ein *Denkmal*, obwohl bereits zu seinen Lebzeiten massive Kritik an der Wissenschaftlichkeit seiner Arbeiten geübt worden ist: Daten frisiert, Folgerungen gezogen, die willkürlich sind. Andere Daten versenkt.

Natürlich ist die Erziehungswissenschaft gefährdet, ideologisch gesteuert zu werden, sie liegt im Umfeld von Philosophie und Religion, durch Dogmen gestützt und gesichert. Was nicht sein darf, das gibt es auch nicht.

Bruno Bettelheim ist 1980 freiwillig aus dem Leben geschieden. Aus Angst vor den Folgen des Alters, heißt es, vielleicht auch aus Bitterkeit über die Kritik an ihm und seinem Werk, ist er daran zerbrochen? Er weiß es allein. In jedem Falle tragisch.

Besuch aus Irland

P. Patrick Fintan Lyons, Mönch im Kloster *Glenstal*, im Gebiet von *Limerick*, in Irland, berichtet mir, er komme mich in *Hermetschwil* besuchen. Ich freue mich auf seinen Besuch. Er war mein Subprior (Stellvertreter) in St. Anselmo (1994-1997), zuständig für die Junioren, dh. die Einfachen Professoren.

Es ist das Jahr 2003. Er reist mit seinem Wagen, weil er in Rom noch die Habe seiner studierenden Mitbrüder von St. Anselmo abholen soll. Zweimal mit der Fähre: einmal nach England und dann noch nach Frankreich. Da er die Metropole London diagonal durchquert, raubt ihm das viele Stunden. Zwischenhinein telefoniert er mir immer wieder, wieviel er in Verzug ist. wie: „Ich komme vermutlich erst abends an“, oder „Es wird schon nachts“, usw. oder morgen sehr früh.

Ich habe ihm einen Plan gezeichnet, der ihn bis zum Pfarrhaus in *Hermetschwil* führt. Ich lasse zum Zeichen, dass ich im Hause bin, das Licht brennen. Und er findet mich nachts sogar. Klingelt, wirft Steinchen hinauf, nützt nichts, Ich bin in Tiefschlaf gefallen. Wie er so um das Haus herum schleicht, ist das für die Nachbarin, Luzia Willi, die von der Arbeit nach Hause kommt, höchst verdächtig: sie ruft die Polizei in *Bremgarten* an: „Da schleicht ein Fremder ständig ums Pfarrhaus herum“. Die erscheint bald, stellt P. Patrick, doch die verstehen kein Englisch. Patrick

sagt nur ein einziges Wort: ‚Bonifaz‘, alles klärt sich, die rufen mich telefonisch an; ich erwache und erscheine bald an der Pfarrhaustüre.

Ein herzliches Wiedersehen. Er ist müde von der langen Reise, doch eine kurze Weile wollen wir doch noch miteinander plaudern.

Fliegen wäre schon etwas einfacher und bequemer gewesen, doch nach zwei Tagen reist Patrick weiter nach Rom, um die Habseligkeiten seiner Mitbrüder heim zu schaffen. Es häuft sich einiges an, weilt man einige Jahre in der Fremde. Für Studierende fallen gerade die Bücher ins Gewicht.

P. Patrick, der sich noch einen zweiten Klosternamen zugelegt hat, nämlich *Fintan*, ist längst nicht mehr in Rom, hat in Irland einige interessante Aufgaben erhalten. *Glenstal* ist das einzige Benediktinerkloster in Irland. Bei einem späteren Besuch haben wir *Rheinau* besucht, wo sich das Grab des Heiligen *Fintan* befindet, der wie viele andere Iren nach Europa als Missionar ging.

Flucht aus dem Vaterhaus

Ich reise nach den Weihnachtsferien wieder ins Studium nach Mannheim. Das Jahr 1976 hat in der Nacht begonnen. Nach Basel muß ich Benzin tanken. Es ist bereits Nacht. Da kommt ein Junger auf mich zu und fragt mich, ob ich ihn mitnehme. Er reist nach Aachen. Dort wohnt er. Ich nehme ihn wenigstens bis nach Mannheim mit. Er steigt ein, und schnell finden wir uns. Der Junge, nennen wir ihn *Thomas*, ist heute am Neujahrstag auf der Heimreise zurück aus dem Burgund. *Taizé* bedeutet ihm viel.

Auf der Fahrt erzählt er mir ganz offen, welche Spannungen zuhause bestehen, mit dem Vater. Der ist Arzt und Chef eines großen staatlichen Krankenhauses in Aachen. Ziemlich autoritär; mit ihm kommt er gar nicht gut aus. Darum ist er auch kurz vor Weihnachten abgehauen. Das ‚heuchlerische Getue und diese Frömmerei‘ mag er nicht ausstehen, speziell an Weihnachten nicht. *Taizé* ist für ihn das pure Gegenteil.

Doch er muß einen Weg finden, wie das Leben weiter gehen könnte. Ich selbst kann ihm da wenig helfen. Er hat, wie mir scheint, einen starken Lebenswillen. Er ist intelligent, er wird es schaffen. Vielleicht merkt auch sein Vater, dass *Thomas* kein Kind mehr ist, der hat ja die Pubertät schon hinter sich. Väter tun sich oft schwer, die väterliche Autorität etwas gelassener auszuüben, vergessen leicht, dass auch sie mal jung waren, und dass sich die Zeiten geändert haben.

Wir kommen spät in Mannheim an. „Du kannst im Pfarrhaus übernachten. Jetzt kommst du mit Autostopp kaum mehr weiter. Wir sind beide müde. Den jungen Gast konnte ich natürlich nicht mehr voranmelden. Pfarrer und Köchin schlafen schon. Hatten in der Neujahrsnacht wenig geschlafen.

Ich gebe *Thomas* ein Gastzimmer. Hefte eine Notiz an die Türe: „Bitte nicht wecken, ein Gast von mir! Bonifaz“.

Der Köchin *Marianne* fährt der Schrecken in die Glieder: „Einen Fremden einfach so mitnehmen und einquartieren...? Der hätte uns alle ausrauben können!“, sagt sie fassungslos, als ich am späten Morgen in der Küche erscheine und später auch *Thomas* herunterkommt. Ich stelle ihn auch dem Pfarrer *Arthur* vor, *Marianne* hat sich langsam beruhigt.

Ich bringe ihn später zur nächsten Raststätte der Autobahn, die nach Norden führt. Da kann er weiter ‚trampen‘. Gebe ihm gute Wünsche zum Neuanfang zuhause mit; „Bring etwas Frieden von *Taizé* mit nach Aachen!“ Geld nimmt er keines an. Hoffentlich schafft er es, er hat ja noch das Leben vor sich.

Da denke ich an meine Internatsschüler in Sarnen, von denen wachsen viele mit gleichen Schwierigkeiten auf. Eltern verzweifeln fast, wenn ihr Sohn so ‚bockig‘ wird, obwohl auch sie,

wie schon erwähnt, mal jung waren. Einmal haben Eltern, die wegen ihres Sohnes nahe zum Verzweifeln waren, ihn mir ins Internat gebracht. Es war für sie die reinste Hölle. Ohne viel zu reden oder zu tun, hat sich der in der Klasse und im Haus erstaunlich gut integriert. Er wurde bald die Stütze seiner Klasse, war ohnehin ein guter Schüler.

Manchmal hilft bereits ein Tapetenwechsel. In der Gruppe, wenn die andern Jungen mitgehen oder gar einen gemeinsamen Gegner haben, gibt es ganz andere Probleme. Einzelkinder haben es oft viel schwerer, werden fast erdrückt von der elterlichen Fürsorge, in der gut getarnt nicht wenig Egoismus und Trennungsangst stecken kann.

Einsame am Weihnachtstisch

Pfarrer erst seit wenigen Wochen, fragen wir uns, wie wir in Neuenhof das Fest miteinander feiern: P. Eugen, Roland und ich. Das ist ganz neu für uns: etwa nur wir drei oder sollen wir andere aus der Pfarrei einladen, solche, die sonst niemand einlädt? Wir denken an Einsame, die man auf den Straßen des Dorfes bald mal erkennt. Singles gibt es viele, aber ob sie alle einsam sind? Das wohl nicht. Wer allein ist und sich einsam fühlt, soll eingeladen werden. Wir gehen voll auf Risiko, denn wir haben keine Ahnung, wer kommen wird, wenn wir sie alle einladen.

Es wird viel zu tun geben: neben der Pfarreiarbeit, den vielen Gottesdiensten in der Festzeit auch noch das bieten, was man am Heiligen Abend an Speis und Trank alles aufstellen möchte. Wir sind voller Zuversicht und Begeisterung, und auch gespannt, ob es uns gelingt, etwas Neues an diesem Abend zu tun. Wir haben unser Vorhaben hinreichend bekannt gemacht, und unsere potenziellen Weihnachtsgäste machen es in ihren Kreisen ebenfalls bekannt.

Doch zuerst ist noch viel zu tun: wir schaffen Tische und Stühle in die doch geräumige Pfarrhausstube. Falls das nicht reichen würde, haben wir ein ‚Notprogramm‘ im Pfarreisaal geplant. Einer steht den ganzen Tag in der Küche. Ein anderer ist mit den Festgottesdiensten beschäftigt. Am frühen Abend trudeln die ersten Gäste ein: unsere Chance für ein erstes Gespräch. Sie haben diese Neuigkeit über die Mundpropaganda vernommen: „Du, im Pfarrhaus, sagt einer dem andern, gibt es am Heiligen Abend gratis zu essen“. Bald sind alle Plätze besetzt. Wir haben gut kalkuliert. Es reicht. Es ist ganz ruhig, keine Feststimmung. Wir tragen auf, sie schlagen vernügt zu, wie immer rasch verschlungen, doch weiterhin kaum ein Wort. Nach dem Süßen stehen sie auf. Einer nach dem anderen bedankt sich, sagt ‚Adieu‘. Wir wünschen uns schöne Weihnachten, und sie gehen wortlos heim.

Auch wir drei sind wortlos, hatten falsche Vorstellungen von unserer sozialen Tat. Jetzt hingegen haben wir kaum Appetit, räumen auf, sind müde. Unsere Empfindungen können wir später austauschen, jetzt müssen wir die Weihnachtstafel vorbereiten.

Einsame werden nicht gesellig, gesprächig, nur für einen Abend. Doch sie sind gewesen waren zufrieden, es gab genug zu essen. Es hat geschmeckt.

Eines hätte uns auffallen müssen: es kamen nur Männer, keine einzige einsame Frau. Frauen, werden sie nicht einsam? Sie sind doch demografisch in der Mehrzahl. Oder wagten sie nicht, ins Pfarrhaus zu kommen? Sie meistern vermutlich das Alter anders und besser als die Männer. *Pfarrer Sieber* könnte mir gewiss solche Fragen beantworten. Welche Erfahrungen macht er?

Meerwasser - eine Medizin?

Es heißt, Meerwasser und die Meeresluft, sie tun unseren Gelenken und Lungen gut. Das hat schon mein Vater nicht bloß fest geglaubt, er ist auch jedes Jahr an die Levante gereist: wegen seinen Gelenken, die oft entzündet waren. Besonders die Gelenke an den Händen haben ihm geschmerzt, später konnte man ihm nur noch ganz ‚zart‘ die Hand reichen.

Er setzte sich dann stundenlang ans Wasser, schwamm viel, und kam dann nach zwei, drei Wochen wieder heim: so braun, dass wir Kinder ihn am Bahnhof kaum mehr erkannten.

Wegen Arthrosis an meinen Knien und meiner rechten Schulter, sie sind recht schmerzhaft, bin ich in den Herbstferien oft nach Griechenland gereist, bald nach Zypern, bald nach Kreta oder der Peloponnes gereist, mit fester Erwartung, dass es besser wird. Im Herbst ist es nicht mehr so heiß, und zur Abwechslung sind auch kurze Wanderungen möglich.

In Hagios Nikolaos, in Ostkreta, bin ich 1984, einquartiert. Auf einer Bootsfahrt zur Halbinsel *Spinalonga* sitze ich neben einem jungen Deutschen aus Bochum. Bei einem Badestop springt er, er heißt *Christian*, direkt aus dem Boot ins Wasser. So mutig und sportlich bin ich nicht mehr, aber ins Wasser will ich, muß ich ja auch, und klettere über Bord.

Wir kommen ins Gespräch, und reden von unserer gemeinsamen Schwäche. Er erzählt mir, dass er wegen seines Armes hier weilt. Der Muskel des rechten Armes leidet unter Muskelschwund (Muskelatrophie), Unheilbar? Das Meerwasser sollte da schon etwas helfen, meint er. Er hat Hoffnung. Wir treffen uns öfters, ja fast jeden Tag.

Ich bin neugierig, wenn ich ihn so betrachte, wie er so ist und redet, und möchte ihn verstehen. Denn er hat so eine seltsame Art, sich zu öffnen und dann gleich wieder zu verschließen. Hat er Angst, so zu sein, wie er wirklich ist, er wirkt unsicher, und ist doch viel reifer als Gleichaltrige. Er merkt wohl kaum, wie ich ihn beobachte, er öffnet sich mir gegenüber immer mehr.

Mir kommt bald eine Frage auf, die ich ihm bald stellen muß, irgendwann, sicher bevor wir uns trennen: „Glaubst du nicht an dich? Hast du kein Vertrauen zu dir selbst?“ Die seltsame Art, sich zu öffnen und sich doch wieder zu verschließen, bringt mich drauf, seine Körpersprache ist es. „Du mußt auch deinen Körper mögen, ihn gern haben, zu ihm stehen, er braucht das, ihm Zuneigung und Wohlwollen schenken. Versuch, auch deinen Arm zu mögen, er braucht dich, deine Liebe. Dann wird er wieder aufleben.“

Das alles habe ich ihm erst am letzten Tag gesagt: Er hatte vermutlich keine Ahnung, dass ich das so gesehen habe, nicht durchschaut, wohl aber wie umfangen habe, ihn ganz gut gemocht: „Deine Seele heilt deinen Leib, deinen armen Arm“. Das ist vermutlich das Wichtigste, das ich ihm vermittelt habe. Selbstachtung, wie ich ihm wünschte. Er sagt nicht viel, staunt wohl, wie ich zu ihm rede.

Unsere Zeit für den Abflug kommt näher. Ich nehme ihn in meinem Taxi nach *Irakleo* mit. Wir tauschen unsere Adressen aus, und sehen uns nicht mehr.

Er schreibt mir bald nachher, wie es ihm besser geht. Besonders von seinem Arm, der sich gebessert hat. Das freut mich gewaltig. Später, schreibt er mir, dass er das Medizinstudium aufnimmt und am Schluß mit Erfolg abschließt. Medizin: ich kann seinen Weg verstehen!

Ich hoffe, er kann seine Erfahrung mit dem Arm als guter Arzt seinen Patienten weiter geben: „*Die Seele heilt den Leib*“.

Christian hat sich später nicht mehr bemerkbar gemacht: eigentlich ein gutes Zeichen.

Mir selbst hat das Meerwasser an Knie und Schulter leider wenig geholfen: seit einigen Jahren habe ich nun an beiden Knien eine Totalprothese: die Schmerzen waren kaum mehr auszuhalten. Meerwasser ade!

Franco Biffi's Wanderung

Der Tessiner Monsignore *Franco Biffi* aus *Sagno* bei Chiasso, Freund meiner Schwester Hildegard und meines Schwagers Xaver Leutenegger in Anguillara (Sabazia) am Braccianersee, ist dort wieder zu Besuch. Ein gerne gesehener Gast. Er war Rektor der Päpstlichen Hochschule *San Giovanni in Laterano*. Er war wegen eines Iktus im Spital, dann mehr oder weniger ‚geheilt‘, aber doch gezeichnet. Er möchte den ärztlichen Rat befolgen, täglich einen längeren Spaziergang zu machen. Er fragt mich, ob ich ihn zum *Lago di Martignano* begleite, der oberhalb des Braccianersees ganz verträumt in einer Mulde liegt, vermutlich ein Krater eines ehemaligen Vulkans.

Wie wir oben beim kleinen See ankommen, sehe ich, es war doch zu anstrengend für Don Franco. Viele junge Paare haben sich hier eingefunden. Die ganze Strecke zurückzugehen, ist dem alten Herrn nicht zuzumuten. Er ist zu stark von seiner früheren Krankheit gezeichnet. Ich frage ein junges Paar, das sich eben aufmacht, wegzufahren, ob sie uns nach Anguillara mitnehmen. „Mein Begleiter ist außer Kraft“, bemerke ich. Höflich, ja herzlich, nehmen sie uns beide auf und bringen uns direkt zum Hause meiner Schwester.

Monsignore Biffi starb in den Jahren 1995/96.

Fliege stört den heiligen Augenblick

In St. Anselmo habe ich an Festtagen oft den Gottesdienst mit Predigt zu halten. Die Studenten und Professoren sind in den Chorställen, aber nicht wenige Gläubige aus der Stadt kommen zu uns. Es wird wieder ein heißer Junisonntag. Beim Hochgebet, wie ich mit den Einsetzungsworten beginne, schwirrt und summt eine fette Fliege um meinen Kelch. Der Wein zieht sie an, und mich stört sie gewaltig. Kein Respekt! Das dulde ich nicht! Die Konzelebranten, die links und rechts von mir und fromm um den Altar stehen, sind auch keine Hilfe.

Da halte ich zur Sicherheit den Fuß meines Kelches und erwische das ‚freche‘ Insekt, wie es zum Kelch fliegt, mit der Hand, im Flug und schmeiße es auf den Boden: Schuh drauf, und fahre mit den Einsetzungsworten Jesu weiter. Meine Konzelebranten können nicht mehr mitbeten, so sehr müssen sie wegen des Lachanfalls um Fassung ringen. Ich verrichte die Gebete für die Kirche, die Lebenden und Toten alleine.

Nach dem Gottesdienst sagt mir ein Mitbruder: „Im heiligsten Augenblick tötetest du ein armes Tier. Es wollte ja nur am Weine etwas nippen“.

Inkognito in den Ferien?

Wer in gewissen Berufen tätig ist, möchte wenigstens in den Ferien von möglichst wenigen Leuten erkannt werden. Ich meine nicht die Stars in Film, Musik und Politik. Ich denke z.B. an Ärzte, Polizisten, Priester, Schriftsteller und so fort. Sonst hat man unweigerlich nur wieder Patienten, Klienten, Gläubiger und Gläubige um sich. Man hat das Recht, für kurze Zeit wenigstens wie ein Namenloser frei von täglichem Streß zu sein. Einfach privat sein. Doch das

gelingt nicht immer. Als ich einmal mit einem Freund eine Bergtour im Engadin machte, begegnete ich einigen Alpinisten, die mich kannten, so dass mein Begleiter meinte: „Du Bonifaz, mit dir kann man nirgends hingehen: irgendjemand kennt dich immer“.

Das war auch so, als ich 1980 in Algier eine Wüstenwanderung auf Kamelrücken und zu Fuß gebucht hatte.

In Algier werde ich in einem Zimmer mit Peter aus Basel zugeteilt. Dann können wir endlich nach Süden fliegen, mitten in die Sahara.

Wir sind mit einem Schweizer Bergführer 18 Touristen, 18 Reitkamele und 18 Lasttiere. Es ist Oktober, Klima angenehm, bis jetzt kennt mich niemand, meine ich. Wir besteigen jeden Tag einen Gipfel im *Hoggargebirge*, das sich über viele Kilometer um *Tamanrasset* nach Osten und Norden hinzieht. Nachts schlafen wir unter freiem Himmel, unter einem wunderbaren Sternenzelt: total finster, keine Lichtverschmutzung wie in Europa. Und wie das rasch finster wird! Unser Führer, der Bergführer Kurt Sterchi, aus Brienz-Wiler, mußte uns jeden Abend darauf aufmerksam machen: „So in 15 Minuten ist es total finster, macht eure Schlafsäcke parat!“ Einmal bin aber noch zu einem Schwatz bei einer Gruppe geblieben, und schon habe ich meinen Platz nicht mehr gefunden. Die Taschenlampe, das wichtigste Requisite in der Wüste, hat schon längst ihren Geist aufgegeben. Damals waren die LED-Leuchten noch nicht zu haben.

Durch irgendeine Indiskretion sickert etwas über meine Identität durch: das zeigt sich erstmals beim Aufstieg zum *Assekrem* (2550 m). Auf diesem Berg wird von den *Kleinen Brüdern* im Auftrage des Staates Algerien eine Meteostation betreut (weil dies sonst niemand täte und versteht). Ich weiß nicht, wie weit das Auge von hier oben reicht: über diese enorme Wüstenlandschaft, kein Nebel und Dunst verhindern die Sicht. Wie wir hier oben so umher gehen, treten wir in eine Kapelle ein, die dieser religiösen Gemeinschaft gehört (auch dies wird wegen der Meteo toleriert!).

Einige meiner Gruppe sprechen mich an: „Du Bonifaz, du bist doch Priester, du könntest doch mit uns Messe feiern“. Also nicht inkognito, denke ich!! Wir entdecken ein Meßbuch in deutscher Sprache, sogar eine neuere Ausgabe: (auf dieser Höhe!), in diesem Muslimland! Ich sage zu. Auch die Reformierten unter uns feiern mit. Ich stelle mich bei den Kleinen Brüdern vor.

Während wir feiern, kommt eine ganz schwer zu beschreibende und seltene Stimmung auf, eine Atmosphäre, die uns alle buchstäblich trägt, so intim, ich bin selber hineingezogen, getragen. Es hat uns allen viel gegeben.

Der *Assekrem* ist der letzte und höchste Berg, den wir von diesen vulkanischen Gebirge *Hoggar*, bestiegen haben: nicht sehr schwierig, höchstens dritter Grad, und dazu kommt noch, dass die Vreni R. aus Münsingen, mir oft vorklettert und ganz mütterlich um mich besorgt ist, mir die besten Griffe im Fels zeigt. „Lueg Bonifaz, da hätts än guätä Giff!“, höre ich immer wieder.

Jetzt bin ich in der Gruppe voll drinnen nicht mehr inkognito: und da rastet einer, es ist Peter G., als wir alle zusammen sitzen, auf einmal völlig aus. Es sei ja für ihn eine Zumutung gewesen, dass er mit einem Priester im gleichen Zimmer schlafen mußte, ohne es gewußt zu haben. „Versuche es ja nicht, mich zu bekehren, komm mir nicht zu nahe“. All seine Erlebnisse in der Jugend mit Kirche und Priestern (im Surselva, Bündner Oberland), sind immer noch nicht verarbeitet, nach Jahrzehnten, kommt jetzt heraus, erbricht sich jetzt endlich alles, was unverdaut ist.

Die ganze Gruppe hat diesen Auftritt miterlebt, ist sprachlos, weiß auch nicht, was sie sagen sollte, auch ich sitze still da, wie ein Angeklagter.

Doch was passiert nach einigen Stunden, nach unserm Flug von Tamanrasset nach der kilometerlangen grünen Oase *Ghardaia*? Er schämt sich ob seines Auftrittes, hört nicht auf, mir alles zu zählen, was man überhaupt noch zählen kann. Die letzte Nacht im gemeinsamen immer zeigt sich Peter geradezu freundlich.

Hochzeit ohne Fotos

In den Sechziger Jahren, der Bau der neuen *Kollegikirche Sankt Martin* ist kaum vollendet und eingeweiht, da fragt mich ein junges Paar an, ob sie in der neuen Kirche heiraten könnten und ich sie traue. Ich sage zu. Am Hochzeitstag scheint die Sonne, beim Einzug des Paares wird wie üblich unaufhörlich geknipst,

Diese Fotografen nehmen ja die unmöglichsten Stellungen ein an unmöglichsten Orten. Jüngst stieg einer bei einer anderen Trauung, der Pfarrkirche von Bremgarten, sage und schreibe, auf die Kanzel hinauf. Da hat man die Übersicht, dachte er. Nun die Trauung konnte ich zur Zufriedenheit des Paares und der Hochzeitgesellschaft vollziehen. Doch da war noch ein Problem, dessen man erst nach einigen Tagen gewahr wurde. Der Fotograf hatte sehr fleißig geknipst, doch in der Kamera war kein Film. Das Paar kam später konsterniert zu mir, mit dem Gefühl, als ob sie gar nicht getraut wären. Ihre Frage: kann man das nicht wiederholen? Wir müssen doch Bilder haben, sie zeigen können!

Lieber Leser, kannst du dich hineinfühlen in die Situation dieses Paares? Und auch in meine? Ich war damals erst etwa zehn Jahre Priester, Lehrer und Präfekt am Kollegium Sarnen, kein alter Hase, der auch kirchenrechtliche Probleme links herum meistert.

Mir taten die jungen Leute leid. Ich frage mich heute, war ich damals zu wenig mutig, zu sagen: ‚Vorbei ist vorbei‘, oder ‚Zieht euch wieder hochzeitlich an und macht Fotos. Nein sie drängten mich, die ganze Zeremonie zu wiederholen, wie im Theater vor der ersten Aufführung wenigstens eine Hauptprobe zu inszenieren: in Paramenten, Kerzenleuchten, mit Ministranten, keine Predigt, keine Gebete und Opfergaben, das haben sie schon gehabt.

Dabei müssen sie, wenn sie die Bilder in ihren Freunden und Bekannten zeigen, doch immer wieder erklären, ‚das alles ist nur Schau, nicht echt, in der Kamera war kein Film‘. Beruhigt das euch? Könnt ihr damit leben, zufrieden sein?

So weit bin ich im Gespräch mit dem Paar gar nicht gekommen. Sie wollten einfach Bilder. Und ich habe es ihnen gegeben, mit schlechten Gewissen, mit eigenartigen Gefühlen. „*Mundus vult decipi*“ ‚Die Welt will betrogen werden‘.

Das erleben wir mit der Werbung tagtäglich! Was ist heute noch echt?! Was kann man noch glauben. Denken wir an den VW-Konzern, der 2015 wegen einer Schummelei bei den Abgaswerten Millionen Dieselautos zurückrufen muß!

Eine Reise: USA 1975

In die USA statt ins Heilige Land

Eigentlich wollte ich ins Heilige Land. Meine Bäsi Josephine, aufgewachsen in Neulanden (Wil), früher Köchin bei verschiedenen Pfarrern, möchte mir eine Reise ins Heilige Land finanzieren. Sie ermuntert mich dazu. Sie sagt mir, „Jeder Priester sollte mal Palästina besuchen. Das ist wichtig für ihn für Predigt und Unterricht. Man liest die Bibel ganz anders und auch für dein Leben ist es eine wunderbare Erfahrung. Ich habe viele Priester dazu animiert.“

Sie hat mir das schon oft gesagt. Ich frage Abt Dominik um Erlaubnis. „Nein, Sie ‚geben‘ ja nur Buchhaltung und Betriebslehre in der Schule. Sie können nicht gehen. Sie brauchen das

nicht.“ Die Bäsi drängt: „Ich bin schon alt, ich weiß nicht, wie lange ich noch lebe. Nach einem Jahr: „Ich werde älter und schwächer, nimm das Geld an!“ P. Prior will kein Geld bei sich haben. „Es geht nicht“. Ich mache den Vorschlag: Bei der Bank ein *Pilgerkonto* eröffnen. „Es liegt dann bei Ihnen“, schlage ich vor. Hat immer noch schlechtes Gewissen, doch es geht. Nur noch so nebenbei bemerkt: heute haben wir sehr vernünftige Obere, die Zeit hat sich wirklich geändert. Kaum mehr Willkür, wohl aber Seilschaften, in denen auch Obere angeseilt sind, gesichert und gezogen werden, insbesondere bei höherem Schwierigkeitsgrad!

Nach Jahren kann ich ein ‚*Sabbatical year*‘ (1975/76) einschalten. Nach Amerika: das darf ich. Die Amerikaner kennen auch Wirtschaft und Buchhaltung. Da braucht’s kein Bibelstudium. Und das Geld wird entblockt. Und niemand kann dagegen sein. Alle können mich im Frieden über den großen Teich entlassen. 1958 konnte ich wegen des Nat.oec. Studiums problemlos für fünf Monate nach England zum Sprachstudium in die Belmont-Abbey reisen. Niemand hat mir das Studium in St. Gallen vergönnt. Im Kloster muß man kombinieren und der Sache einen glaubwürdigen Titel verleihen, der den Anflug von Weisheit und Gerechtigkeit nur so verströmt. Das verstehen alle, das tun auch alle. Man muß den Obern den Entscheid dadurch auch erleichtern.

Ich bin zwar nur vier Jahre lang Oberer von Mönchen (Prior in St. Anselmo) gewesen: doch das hat gereicht, um zu verstehen, wie schwer die Führung einer Gemeinschaft ist.

Kalifornien: Stanford-Uni

Die Uni wird mir empfohlen. Ich fliege in den letzten Tagen des Monats Juni 1975 über London und New York nach San Francisco. Ich fliege nicht gern. Wenigstens für die Rückreise habe vorgesorgt: ich fahre dann im großen Dampfer *Queen Elisabeth II.* über den Ozean zurück. Stanford, diese Uni wurde mir sehr empfohlen. Ich habe die Wahl nicht bereut. Der Campus ist riesig. Wie alles in diesem Lande. Jeder Student braucht ein Velo, sonst kommt er nirgends hin: weder zu den Vorlesungen noch in die Piscina noch in die Mensa. Diese speist Tausende ab. Die Unterkünfte für die Studenten, Professoren, Wissenschaftlern, das alles ist weit auseinander. Es gibt ein Kernforschungszentrum wie in Genf (CERN), einen Spital mit Medizinischen Forschungsstätten, ein enorm großes Einkaufszentrum, wo ich einmal mein Velo einfach nicht mehr fand. Eine Stadt für sich.

Mir wurde darum bereits in den ersten Stunden, seit ich auf dem riesigen Campus angekommen bin, nahe gelegt, ein Velo anzuschaffen. Man käme sonst nirgends rechtzeitig an. Ich erstand mir bei einem Südamerikaner, eines für 120 \$. Das Rad hat vermutlich schon mehrere Fahrer kennengelernt.

Nach den bürokratischen Notwendigkeiten mußte ich mir noch dies und das einkaufen und fuhr in das unvorstellbar große Einkaufszentrum der Uni. Es ist ein Mehrfaches größer als sagen wir jenes von Spreitenbach. Allein der Parkplatz, rund um das Zentrum, in alle vier Himmelsrichtungen, hat für uns Europäer Maße, wie wir es uns kaum vorstellen können. Am Morgen, als ich hinüberfahre, ist der Platz noch fast leer, doch am Nachmittag, wie ich wieder zurückfahren möchte, ist er fast ganz belegt. Wo ist mein Velo? Ich weiß nur noch: Ich habe es an einem Baum befestigt. Aber in welcher Himmelsrichtung? Nach langem Suchen finde ich es.

Ich will für mir auch etwas Bier besorgen, es ist heiß hier, finde aber in diesem Mammutladen nichts, was nach Alkohol riecht. Hier, wo sonst alles zu haben ist. Auf meine Nachfrage erfahre ich: der Stifter der Uni, der Bahnmagnat *Stanford*, verordnete allein diese Beschränkung: auf dem ganzen Riesenareal *kein Alkohol*. Und doch saufen diese Studenten abends jede Menge.

Vor hundert Jahren, als die Uni gegründet wurde, hatte niemand ein Auto. Ich müßte viele Kilometer radeln, um meinen Durst zu stillen.

Im Seminar: ‚Wirtschaft und Politik‘ versuche ich mit einem Thema, das weltpolitisch sehr aktuell ist, und der Professor hat mir folgendes Thema nahegelegt: „Verbreitung von Atomwaffen und die Verteidigung gegen ‚ankommende‘ Atomraketen (ABM-System: Anti-Ballistik-Missile-System). Diese Frage hat mich bis anhin noch kaum beschäftigt. In der USA damals sehr heiß umstritten und die Realisierung sehr kostspielig.

Benediktinerklöster in USA

Meine Reise in den USA ist für mich eine wichtige Erfahrung, die ich mir schon lange vorgenommen habe:

Die Benediktiner Klöster in den Staaten wurden fast alle durch die Bayerischen und Schweizer Klöster Einsiedeln und Engelberg gegründet: im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurden sie durch kirchliche Kreise in die Staaten zur Seelsorge gerufen. Zwei Klöster verraten noch heute ihren Ursprung: Saint Meinrad und Mount Angel: für die deutschsprachigen Katholiken. Ich war ziemlich gespannt, wie sie in der Neuen Welt die Regel leben.

Woodside Priory in Portola Valley

Während meines Studiums in Stanford bin ich über das Wochenende mit dem Rad zum Kloster in *Portola Valley* gefahren. Es liegt ganz verträumt in einer parkähnlichen Landschaft, gegründet von ungarischen Mönchen des Klosters *Pannonhalma*, während des Ungarnaufstandes 1956. Dem kleinen Klostergarten statten die Rehe des nahen Waldes einen Besuch ab und tun sich an den prächtigen Blumen gütlich.

Längs dieser mediterranen Landschaft verläuft die geologisch berühmte Sankt Andreasfalte, wo sich die pazifische und die kontinentale Platten stoßen reiben, und es immer wieder starke Erdbeben erfolgen. Und das Kloster ist kaum hundert Meter davon entfernt: doch man schläft hier nicht besser und nicht schlechter als anderswo.

Zu der Zeit weilte hier in Portola-Valley der Abt von Saint Anselm (Manchester), um wegen einer Übernahme zu verhandeln, damit das kleine Kloster überhaupt überleben und eine neue Perspektive haben kann.

In den letzten Julitagen breche ich nach meinen Studien an der Uni auf, um etwas von diesem riesigen und interessanten Land zu sehen und Amerikaner kennen zu lernen. Mit dem Bus *Greyhound* fahre ich durch endlose Kiefernwälder in den Norden von Kalifornien, und dann nach *Oregon* ins Kloster Mount Angel, der Gründung von Engelberg. Ich habe allen Klöstern den Zeitpunkt meiner Ankunft zum Voraus mitgeteilt, und da erwartet mich bereits ein hochbetagter Schweizermönch: Pater *Manser*, der Senior der Klosters. Er ist im vorherigen Jahrhundert nach der USA ausgewandert: ich kann seine Freude im Gesicht ablesen und bin gespannt, was er noch an Appenzeller Mundart über die Jahrzehnte hindurch gerettet hat.

Die Mönche sind sehr gastfreundlich. Sie bringen mich ins nächst gelegene Kloster: *Olimpia*, immerhin über einige Hundert Kilometer, und da bin ich bereits im Staate Washington, unweit nahe von *Seattle*.

Olimpia war damals so ein Versuchskloster, es existiert heute (2016) nicht mehr. Ihm ging der Ruf voraus: ein neue Spiritualität, kleine lebendige Gemeinschaft. Ich habe mich dort wohlgefühlt. Auch Experimente können hilfreich sein.

Unweit dieser beiden Klöster erheben sich zwei hohe, Schnee bedeckte Vulkane: Mount *Rainier* (4393) und Mount St. *Helens*: der letzte ist am 18. Mai 1980 ausgebrochen und verlor einige hundert Meter von seiner Höhe, und verwandelte bei seiner Explosion seine weitere Umgebung in eine Mondlandschaft. Zum Mount Rainier habe ich einen kurzen Ausflug gemacht und bin an seiner Flanke etwas aufgestiegen, fast bis zu einem der Gletscher, die vom Gipfel herunter fließen.

Ich verpflege mich in den Klöstern immer wieder, kann die Wäsche reinigen, muß nicht immer im Bus schlafen. So kann ich mein Reisebudget einhalten, und erhalte gelegentlich sogar Post gleich bei meiner Ankunft. Ich muß noch erwähnen, dass meine ganze Habe im Rucksack Platz hat, den ich auch auf meinen Bergtouren brauche. Im Untergeschoß der Klöster befindet sich eine Waschmaschine und ein Schrank steht dort mit Kutten aller Größen. Wie leicht findet man Kontakt mit den Mitbrüdern, wir beten und speisen miteinander. Beim Psalmengesang fühle ich mich zuhause.

Etwas fällt mir auf: kaum weiß man im Kloster, wer ich bin, kommen die Jungen, Novizen und Kleriker zu mir: fragen mich alles Mögliche, wie es mir hier gefalle, wie wir in Europa leben, erzählen, ja klagen mir, woran sie sich im Kloster stoßen, was sie bedrückt. Auffallend ist, es ist in keinem Kloster das Gleiche woran man sich ärgert. Gewisse Traditionen, Frömmigkeitsübungen, ‚Strengheiten‘. Das Gemeinschaftsleben ist nie ein Spaziergang, nie bequem. Wer ins Kloster geht, soll es schön haben, das steht nicht in der Regel. Aber es ist nicht immer alles gottgewollt. Man soll sich immer an etwas reiben müssen, woran die Älteren noch sehr hängen, und auch für wichtig finden. Das höre ich von den Jungen fast in allen Klöstern.

Die Amerikaner sind sehr gastfreundlich, hilfsbereit und man ist bald einmal ein *friend*. Das habe einmal erlebt, als ich nach einem Konzert in *San José* keinen Bus mehr nach San Francisco hatte. Auf der Rückseite des Programmes schrieb ich: „To San Francisco?“ und zeigte das Blatt den heraus kommenden Konzerteilnehmern: und schon spricht mich einer an und sagt mir: „Ich nehme dich mit, aber vorerst sind wir noch beim Apéro eingeladen. Da werde ich gleichsam ‚herumgereicht‘, wie etwas Sehenswertes. Der Herr bringt mich bis zu meiner Unterkunft im Campus Stanford, nachdem er mir auf dem Wege dahin noch seine Hundezucht gezeigt hat. Es ist morgens 3 Uhr.

Im Yellowstone Park

Auf einer langen Busfahrt gelange ich in die Staaten *Idaho* und *Wyoming*. Im Park selber kann ich die Ruhe genießen und verweile zwei Tage. Der Vulkanismus ist in Natura zu studieren. Schon interessant, wie die Erde dir zeigt, dass sie noch ‚lebt‘. Die größte *Caldera* auf unserem Planeten. Es gießt und zischt und brodeln überall, und stinkt nach Schwefel. Es könnte ganz anders sein, als er letztmals ausbrach und den ganzen Kontinent mit Asche und Lava überdeckte, vor Millionen Jahren. Ich hab trotzdem gut geschlafen.

Im Staate *Utah*, in *Salt Lake City*

, besuche ich den Riesentempel der Mormonen, den Vatikan dieser Sekte, wo der Alkohol strikt verboten ist, komme ich bei einem kleinen Laden eines Italieners vorbei. Da habe ich Lust nach einem Wein aus Italien. Er füllt mir den Wein in eine Coca Cola Flasche ab und gibt mir gute Ratschläge, wie ich der Sittenpolizei sicher entgehen kann. „Solange Sie in diesem Staate reisen, seien Sie vorsichtig! Die Strafen sind hier recht empfindlich“.

Ich reise weiter zum *Grand Cañon*, im Staate *Arizona*, dem Rieseneinschnitt in der Erdkruste. Man wird gewarnt, nur so tief hinunterzusteigen, als man dann auch sicher wieder hinauf mag.

Bei Bergtouren in den Alpen ist die Sache gerade umgekehrt: wir haben hier am Grand Cañon ‚negatives Bergsteigen‘, wie ich es nennen würde. Wir sind auf über 2000 m. Am Grunde der Schlucht fließt und rauscht der *Colorado*, als ein grünliches Band. Die Geologie hier: keine Gebirgsfaltung wie in den Alpen, die Gesteinsschichten verschiedener Farben liegen schön flach aufeinander, und durch Cañons durchfurcht..

Holy Cross-Abbey in Cañon City

Über tausende Kilometer weit und breit ist das Kloster *Holy Cross* das einzige OSB-Kloster. Es liegt am Ursprungsgebiet des Colorado im Staate *Colorado*. Der nächste größere Ort ist *Denver*, dessen Hauptstadt. Das Kloster liegt in den Bergen, hoch über dem Fluß. Wir liegen hier über 2000 Meter. Ganz in der Nähe führt eine Brücke über die Schlucht, sicher einige Hundert Meter hoch. Da ist die ‚*Hohe Brücke*‘ über die *Melchaa* mit ihren 100 Metern nichts dagegen.“ Sehr schöne Gegend, besonders im Winter ein Schneeparadies. Ich bitte den Prior um den *Haus Schlüssel*, da ich am Abend die Gegend über der Schlucht noch auskundschaften möchte. Der schaut mich ganz verwundert an und sagt schmunzelnd: „Wir schließen das Kloster nie ab. Wie sind ja nicht in der Schweiz, in Sarnen. Dort wird man ab 22.00 h entweder ein- oder ausgeschlossen“.

Nach einigen Tagen fliege ich von Denver nach *Lincoln* in *Nebraska*, wo ich bei einer Schweizerfamilie eingeladen bin, bei einem pensionierten Oek-Profeßor aus St. Gallen. Wir befinden uns in der riesigen Weite in der Mitte der USA: Weizen und Mais so weit das Auge reicht, viel Rinderaufzucht. Zwei sehenswerte Dinge zeigt mir der Sohn: große Biberdämme und ein Kraut auf der Weide, das die Kühe nicht mögen: hohe Hanfstauden, in der Schweiz verboten, hier in jeder Menge à discretion!

Bald darauf fliege ich nach Chicago, einem Völkergemisch, bin Gast bei einer Polenfamilie. Vier Generationen leben in der Wohnung: Urgroßvater, Großvater, Vater und ein Enkel in der Wiege. Sie holen mich am Flughafen ab, „denn Sie wären nicht lebend an das andere Ende der Großstadt zu uns gelangt“, meinen sie. Ich besuche das ‚*Museum of Modern Art*‘. Man staunt, was die reichen Industriellen Amerikas in Europa alles an moderner Kunst eingekauft haben: französische Impressionisten jede Menge. Mit den Greyhounds reise ich zum größten OSB-Kloster, *Collegeville, Saint Johns* in Minnesota.

Saint Johns in Minnesota

Am Busbahnhof von Saint Cloud holt mich ein Novize mit einem großen Wagen ab. Wir erkennen uns sehr bald. Auf der Rückfahrt zum Kloster weiß er nicht mehr genau, welche Straße er nehmen sollte, und fragt mich, ob ich den Weg nach Saint Johns kenne. Der kann noch nicht lange im Kloster sein, denke ich: „Nein, ich bin das erste Mal hier!“ So fragt er einen Verkehrspolizisten, der uns die Richtung zeigt.

Allein der Empfang im Kloster nach dieser kurzen Fahrt ist bemerkenswert. Das ist ja ein Staat im Staat, so riesig ist das Klosterareal: Konvent, Kirche, Schulen, Werkstätten, Druckerei, Radio und TV-Sender, Sportanlagen usw. Vieh – und Milchverwertungsanlagen.

Ich komme gerade zur rechten Zeit zur Vesper. „Seien Sie nicht schockiert, wenn Sie die ‚Varianten‘ der äußeren Erscheinung der Mitbrüder sehen werden! Wir sind noch in der Phase der Individualisierung, meint der Gastpater, schließlich hat das Konzil, das vor wenigen Jahren in Rom versammelt war, auch bei uns für solche ‚Nebengeräusche‘ gesorgt“: In den Chorstühlen stehen Mönche im Habit, mit römischem Outfit, dunkel, aber auch recht bunt, einige recht sportlich und wieder andere gar leicht und in jugendlicher und sommerlicher Bekleidung. Mir

gar nicht unsympathisch, wenn ich bedenke, welche Krämpfe und Kämpfe wir in der Kleiderfrage in unserem Kloster gefochten haben. Aber... der Gesang, ja der Gesang, und die meditative Atmosphäre ist bei diesen Männern sehr eindrücklich, das wirkt doch sehr innig.

Das Kloster liegt in einer lieblichen Seenlandschaft. Es habe, wie mir gesagt wird, dieses große Land erworben, zum Teil bekommen von Soldaten, die nach den vielen Kriegen in den Nord- und Südstaaten, Land nach siegreichem Kampfe zugeteilt bekamen und es bald wieder abgestoßen oder verschenkt hätten, weil sie mit Grund und Boden nicht viel anfangen konnten.

Von Saint Johns möchte ich nicht weiterziehen, ohne eines Mönches dieses Klosters zu gedenken, den ich 20 Jahre später in Sankt Anselmo als meinen Chef und Freund kennen gelernt habe: Abbas Primas *Jerome Theisen*, der am 11. September 1995 allzu früh gestorben ist: Abt Jerome, ein weiser Mann, gar nicht von sich eingenommen, väterlich und liebenswürdig.

Als ich ihn einmal um Rat bat wegen eines ‚Trinkenden‘ im Hause, sagte er nur: „Nichts machen, die Gelegenheit kommt sicher, wenn man warten kann. In meinem Kloster hatte ich immer etwa vier Trinker“. Eines Tages sagt er mir schmunzelnd: „Heute bin ich ihm mit einer Flasche in der Hand und mit einer Alkoholfahne begegnet, eine günstige Gelegenheit, um mit ihm über seine Schwäche offen reden zu können. Abstreiten konnte er nichts mehr. Es war für ihn die Chance, und es hat ihm geholfen.“ Abt Jerome mit gutem, ja fast herzlichen Schalk.

Ein anderer Mönch aus Saint Johns war Bruder *Walter Kieffer*, Handwerker und Installateur. Zu meiner Zeit in Rom. Als vor Weihnachten fast alle Professoren und Studenten in die Weihnachtsferien verreist waren, kam er in mein Büro und meldete mir, dass sich in seinem Stock, in der sogenannten *Bükistreet*, ein Verwesungsgestank breit mache. Ich folgte ihm hinauf und noch bevor ich das verdächtige Zimmer öffnete, war mir klar: da stinkt’s nach gekochtem Fisch, nicht nach einer verwesenden Leiche. Tatsächlich haben am Vorabend unsere koreanischen Studenten ihr heimatliches Menü mit allerlei Meeresgetier verzehrt, und das Zimmer nicht einmal gelüftet. Entwarnung für Bruder Walter! Es hat einfach furchtbar g’fischelet.

Als es Mitte des 19. Jahrhunderts in den USA noch kaum eine fest eingerichtete katholische Kirche und Seelsorge gab, wurde wie zum Beispiel in Newark, auf der andern Seite des Hudsonriver, für die deutschen Katholiken die *Newark Abbey* gegründet, Dort bin ich während der zwei Wochen ‚New York‘ zu Gast. Mir fiel auf, dass die Kirchenfenster alle durch deutsche Einwanderer gestiftet sind. Der Gastpater erzählt mir, dass rund um das Kloster eine rein deutsche katholische Gemeinde bestand, aber in den hundert Jahren fast alle Weißen ausgezogen sind und an ihrer Stelle Schwarze angesiedelt. Das Kloster eine weiße Insel inmitten Schwarzer. Diese sollte ich erfahren, als ich einmal abends sehr spät mit der Metro von New York zurückkam: ich steige in Newark aus und gehe hinauf zur Abtei. Da bin ich unversehens von einer Gruppe Schwarzer umringt, eine gefährliche Situation! Ich merke das und renne so schnell als ich kann davon. Im Kloster ist noch ein Pater im Lesesaal. Wie er mich sieht, fragt er mich erstaunt, woher ich komme, so spät. „Von New York“, darauf meint er erschrocken: „Da hast du aber noch Glück gehabt, dass du noch lebst, als ich ihm von den Schwarzen bei der Metrostation schildere.“

Französisch oder Englisch?

Ich reise zu den Niagarafällen, dann hinüber nach Kanada. Ich habe die Gewohnheit, Passanten um Informationen fragen. Doch hier in Kanada, im *Quebec* siehst du den Leuten nicht an, welche Sprache sie sprechen. Ein Französischkanadier hat mir auch schon keine Antwort gegeben, wenn ich ihn auf Englisch angesprochen habe. Das war in der Zeit, als es in Quebec wegen den Sprachen politische Spannungen gab, oder umgekehrt.

Bei der Rückreise in die USA habe ich das Pech, dass man mich dort trotz meines USA-Visums anfangs nicht mehr einreisen lassen will. Ein neues Visum sei notwendig: jetzt in der Nacht wohl leicht zu erhalten!? Der Busfahrer des Greyhound will ich mehr warten, hornt und droht abzufahren. Da läßt man mich endlich durch. Ich finde einen Platz neben einer Sizi-lianer Familie. Das weckt in mir beinahe heimatliche Gefühle.

Wir fahren durch endlose Buchenwälder und kommen nach Stunden in *Boston* an. Hier holt mich Theodul *Wallimann* (aus *Alpnach*) ab. Er studiert nach der ETH an der *Brandeis-Uni* Biologie. Mit ihm und mit seinem Freund René *Imfeld* habe ich 1967 von der Dossenhütte (2663 m) aus das *Wetterhorn* (3693 m) bestiegen. Heute, aus der zeitlichen Distanz und bei der geringen Hochgebirgserfahrung muß ich gestehen: wir hatten einfach das Glück auf unserer Seite: Keinen Steinschlag und keine Eislawinen oder weiteres Ungemach wie bei späteren Besteigungen des Wetterhorns. Und die älteren Landeskarten gaben seine Höhe noch 3701 an. Wie so mancher Gipfel hat er einfach einige Meter Eis am Gipfel verloren. Der ist so spitzig und schmal, dass höchstens zwei Personen darauf stehen können. Einmal war die Gipfelwächte so hoch, dass ich nicht einmal nach *Grindelwald* hinunter sehen konnte. Mit dem Eispickel habe ein Loch in die Wächte geschlagen: das Dorf liegt vertraut da unten im Grünen: 3000 Meter unter unseren unseren Füßen. Wie wir damals nach Rosenloui hinunterkommen, mit der ganzen Kletterausrüstung, Eispickel und Seil, fragt mich eine Hamburgerin: „Was machen Sie mit dieser Snur?, antworte ich, „Gemsen fangen“. „Ach so, interessant“.

Nun wir sind ja in Boston: ich reise weiter nach New York, wo ich zwei Wochen bleibe. Was man da nicht alles gesehen haben muß! Zuerst besuche ich einen Freund meines Freundes *Josef von Ah*, auf *Long Island*. Dessen Namen habe ich vergessen, dabei war er so gastfreundlich und führte mich in halb New York herum. Er hatte in Bern Medizin studiert und besten Kontakt mit meinem Matura- und Klassenkameraden und Agronomen von Ah in Bern, Chef der Landwirtschaftlichen Versuchsanstalten des Bundes. Einmal fragt der Arzt mich, als wir durch Bronx fahren, ob ich Augenzeuge eines Mordes werden möchte, fahren wir einer „schwarzen“ Straße entlang: „Hier wird täglich mehrmals gemordet“.

Plötzlich fragt mich der Arzt, ob ich nicht auch Hunger hätte. Er spürt gleichsam ein Loch in seinem Bauch, trotz seiner Leibesfülle. Wissen Sie, ich genieße diese Stadt. Hier kommt ein Feinschmecker voll auf seine Rechnung. Welches sind Ihrer Meinung die vier besten Küchen der Welt?“, fragt er mich unvermittelt. Ich finde nach einigem Überlegen die: italienische, die chinesische, die französische muß man anstattshalber auch nennen. „Bei der vierten habe ich Mühe“ sage ich, und *er* nennt die *türkische*. Diese habe ich nur in der verschlechterten Form kennen gelernt: in der griechischen.

In New York habe ich selbstverständlich das ‚Museum Modern Art‘ besucht. Im Museumsrestaurant finde noch einen Platz, an einem Tisch, wo zwei ziemlich junge Frauen von ihren Liebesabenteuern im Schweizer Dialekt plaudern. Meine Identität jetzt noch aufdecken, wäre für sie zu peinlich, ich verziehe mich lieber bald einmal: diese Schweizerinnen sind noch der Meinung: ihre (Geheim)-Sprache verstünde sonst niemand.

Auf dem Weg nach New York besuche ich vor meiner Rückreise das letzte Benediktiner Kloster: *Saint Anselm* im *New Hampshire*. Diesen Besuch habe ich mit dem Abt des Klosters, *Norbert Kinen*, vereinbart, als ich noch in Kalifornien im Studium war. Und da fragt er mich: „So, wie ist Ihr Eindruck nach zwei Monaten in den Staaten? Vom Land und besonders von den Klöstern?“ „Von allen kann ich sagen und bei allen mich bedanken für ihre Offenheit und herzliche Gastfreundschaft. Die ‚*Cassineser*‘ kommen mir etwas vitaler vor, weniger traditionell, wie die ‚*helvetischen*‘. Von den Schweizer Klöstern, meine ich, kann man das auch heute noch so sagen. Man spürt die alemannische Strenge und Traditionsverbundenheit schon noch.“

Während meines Aufenthalts in New York fliege für einige Tage nach Washington. Diese Strecke fliegen so viele Maschinen, so oft, wie bei uns die Trams, oder vergleichbar die SBB

Linie Zürich – Bern. Keine Voranmeldung! Man reiht sich ein, ist eine Maschine voll, fliegt sie ab und man steigt in die nächste. Man kann ein Abonnement lösen.

Bei der Ankunft in der Hauptstadt sollte einem pilgernden Schweizer das Hochgefühl aufsteigen, wie wenn er vor dem *Rütli* aus dem Schiff aussteigt und zum unserem ‚Heiligtum hinauf kraxelt!!

In Washington haben mich vor allem die reichen Museen und das Grab von *John F. Kennedy* angezogen. Das *Pentagon* schon gar nicht! Oder das Finanzdepartement, das den Schweizer Banken seit vielen Jahren so schmerzlich auf den Zahn fühlt.

Alles ist größer hier, protziger als die Umgebung des *Rütli*, „das stille Gelände am See“. Als ich mit den Mannheimer Ministranten einmal dort war, fragte einer: „Was, diese Matte (Wiese) sollte einmal eine historische Rolle bei der Gründung der Schweiz gespielt haben? Da hätten wir Deutsche doch etwas Monumentales hingestellt.“ Übrigens, damals war Frühling und der Bauer hatte die kleine Matte gerade mit ‚duftender‘ Gülle bereichert.

Bei der Überfahrt über den Atlantik mit der Queen Elisabeth II. sitze ich die fünf Tage zu Tisch mit zwei Amis: einem Broker, der für seinen Lebensabend vermutlich bereits einiges angehäuft hat, gerne gut speist, mit körperlichen Rundungen gut bedacht, Diabetiker ist, und mit einem Herrn, dem er vermutlich diese Europareise finanziert. Ich hege großen Verdacht, dieser ist aufgrund seines Wissens und wie er sich gibt, Theologe wie ich, und dazu noch mehr: Jesuit. Ich sitze gerne an diesem Tisch, nicht bloß wegen der bekannt gepflegten Küche, sondern bei diesen beiden Herren, denen ich selbstverständlich meinen Status verraten habe. Wie wir uns dann in *Cherbourg* trennen müssen, übergibt mir der Banker einen Check von \$ 1000 mit der Hoffnung, dass sie mich dann, wenn ihre Reise in die Schweiz führt, in Luzern nochmals treffen können.

Bei der Überfahrt von fünf Tagen waren zwei ziemlich stürmisch, da mußte sich der Priester, es war eben Sonntag, bei der Messe am Altar festhalten, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, so bewegt war der Wellengang. Zwei Tage waren sehr sonnig und einer ruhig. Das Schiff ist so lang, dass ich auf dem Zwischendeck sehr gut joggen konnte.

Zum Schluß: Von den Amerikanern bekomme ich ein positiveres Bild, als es in Europa verbreitet ist. Mag sein, dass heute 40 Jahre später, sich in den USA die Mentalität, und das öffentliche Fühlen und Denken doch verändert hat.

Student und Pfarrer

Und für mich beginnt in *Mannheim* das Studium an der Universität mit einer reichen Tätigkeit in der Pfarrei *St. Peter und Paul in Feudenheim*. Pfarrer *Arthur Spengler* holt mich am Bahnhof ab und die große eindrucksvolle Reise bleibt in meiner Erinnerung. Das war notwendig: die unzähligen Filme, die in einem Fotogeschäft zur Entwicklung bringe, scheinen nämlich verloren gegangen zu sein. Für mich ein Schrecken! Nach vielen Monaten findet sich noch keine Spur der fünfundzwanzig Filme. Die Firma offeriert mir als Ersatz und Entschädigung für meinen Schaden ebenso viele Filme. Die Enttäuschung ist groß: etwa 900 Dias haben sich in Nichts aufgelöst!

Dann erhalte ich nach vielen Monaten Dias, die aber von mir gemacht wurden und ich damit nichts anfangen kann. Die, wie ich erfahre, von einem Berliner Arzt stammen. Jetzt findet sich die Spur: sie führt nach Berlin, zu jenem Arzt, der meine 25 Diaskassetten von seiner Reise in den Tropen vor sechs Monaten erhalten hatte, aber nie angeschaut.

Jetzt habe ich die Dias: sie bereiten mir doppelte Freude. Die Berliner Dias bringe ich gerne zurück.

Jenen Film, der in dem in Stanford gestohlenen Fotoapparat lag, werde nie zurückerhalten. Hin-gegen bin ich durch diesen Einbruch in mein Zimmer und den Diebstahl unfreiwillig bereichert worden. Ich hatte ihn bei der Unipolizei gemeldet. „Welchen Wert hatte der Apparat?“ fragt mich der Polizist. „Ungefähr \$ 150, habe ich vor 20 Jahren für die ‚Regula King‘ bezahlt“, sage ich. Der Polizist: „Sagen wir etwas mehr, sonst ist es kein ‚Crime‘: \$ 500 und mache meinen Rapport“.

Nach einem Jahr und einigen Monaten, als ich in Sarnen wieder unterrichtete, ruft mich die Reiseversicherung an: „Wir vergüten Ihnen den Schaden durch den Diebstahl in den USA und überweisen Ihnen Fr.700.-. Ich erwidere, so viel war die alte Kamera gar nicht wert. Die Stimme am Telefon: „Bitte nehmen Sie den Betrag! Sonst gibt es für uns nur wieder weitere ‚Schreibereien‘.“

Das Geld nimmt unser Ökonom auf das Klosterkonto entgegen. Per Zufall erfahre ich, dass es gekommen ist!

Jetzt bin ich endlich wieder in Europa: ehrlich gesagt, ich verspürte schon etwa Heimweh in Amerika, zwar etwas gedämpft, ich konnte ja so oft bei den gastlichen Mönchen auch seelisch auftanken. Kaum habe mich in Mannheim eingerichtet, geht Pfarrer *Spengler* in die Ferien, nimmt etwas Auszeit und überläßt mir seine Stadtpfarrei. Ich fühle mich wie ins kalte Wasser geworfen. Doch ich staune, wie schnell ich die richtige Spur in dieser neuen Welt für mich als Handelslehrer finden kann.

Auch an der Universität von Mannheim, im großen Schloß der *Kurfürsten von der Pfalz*, finde ich mich bald zurecht. Ich belege ‚Wirtschaftsgeschichte‘ und ‚Pädagogik‘. Da hat sich inzwischen die *Pädagogik* zu einer Wissenschaft durchgemausert und auch ihr eigenes Fachchinesisch aufgebaut, das nur Eingeweihte verstehen können. Das widert mich richtig an.

Mich interessiert, im Verein mit meinem Prof. *Kirchgäßner*, - die Frage, wie wird der Graben, resp. der Abstand zwischen der technischen Entwicklung und den Erfindungen in der Technik und ihr Weg zur wirtschaftlichen Anwendung läuft. Ebenso spannend ist das Thema, wie Ausländer, politische, literarische und technische Immigranten in der Schweiz des 19. Jahrhunderts einen Entwicklungsschub auslösen: *vom Agrarland zum hochentwickelten modernen Landes*.

Treue Bergkameraden

Ins Hochgebirge geht man vernünftigerweise nicht allein. Diese Vernunft hatte ich gelegentlich nicht: schlug das Wetter um, stiegen dann auch schwarze Wolken in meiner Psyche auf. Wer hörte wohl meinen Hilferuf? Das *Natel* war ja noch nicht ‚geboren‘. Aber noch viel wichtiger als drohende Gefahren bei einem Alleingang ist die *Kameradschaft* mit erfahrenen Alpinisten. Die wächst in der Anstrengung, bei Schweiß und Durst, bei Entbehrung und Gefahr: seien deine Begleiter deine Lehrer und Vorbilder beim Klettern, oder deine Schüler und Debütanten: das *Seil* ist das Symbol der Freundschaft und Schicksalsgemeinschaft.

Anfänglich habe ich nur gelernt, hauptsächlich bei Touren im Wallis, mit Pfarrern von der *Faldumalp*, dem Ferienhaus der Verbindung ‚*Waldstätia*‘, Pfarrer *Hans Stalder*, Dreifaltigkeit Bern, Walter *Küng*, Emmen, die meist bei schwierigeren Touren einen Bergführer engagierten,

den ich ja nicht vermochte, und mich mitnahmen. Mit der Zeit und einiger Erfahrung habe ich mir selbst ‚Opfer‘ aus meinem Bekanntenkreis rekrutiert: Maturanten in Sarnen, Studenten von Sant’Anselmo, Oberministranten und Jungwachtleiter in meinen Pfarreien, hingegen sehr selten Mitbrüder, nur gerade P. Andreas, P. Ludwig, Br. Konrad. Bei einigen, des Sängers Höflichkeit verschweigt ihre Namen, konnte ich erst am tückischen Objekt, der Felswand, merken, dass es auch Menschen gibt, die nicht schwindelfrei sind. Doch davon später.

Andreas (Otti) Briner

Wie komme ich zu einem so treuen Bergkameraden? Er durfte ja auf einem steilen Berggrat keine Schwindelängste bekommen.

Ende 1984 ziehe ich von Muri (Spitalseelsorge) nach Schaffhausen ins neue Pfarrhaus St. Konrad, um Pfarrer *Otto Purtschert*, der nach Ebikon als Pfarrer gewählt wird, zu ersetzen. Otto empfängt mich sehr freundlich und bittet mich gleich tags darauf: „Du könntest morgen bei den Jungwacht Leitern in *Klingenzell* ob Eschenz, Eucharistie zu feiern“. Der Pavillon gehört der Kirchgemeinde Schaffhausen.. Doch das ist eine Gelegenheit, denke ich, hier am Rhein erste Wurzeln zu schlagen. Und welche Folgen das hatte, davon habe ich nicht einmal geträumt.

Die Jungen machen gut mit, und am Ende des Gottesdienstes sage ich noch so beiläufig: „Ich habe noch ein Anliegen. Ich komme aus der Innerschweiz, wo ich sehr oft und gerne Berge bestiegen habe. Meine Bergkameraden habe ich zurücklassen müssen. So frage ich euch, hätte jemand unter euch Freude, mit mir Bergtouren zu machen?“ Da rufen einige: „*Dä Otti!*“ Sie schieben ihn von hinten direkt vor mich hin. Er schaut mich fragend an, halb ängstlich, halb neugierig, fragt sich vielleicht im Geheimen: „Passe ich dir“?

Da frage ich ihn kurzerhand : „Kommst du mit? Bist du gerne in den Bergen?“ Er nickt ganz spontan. Und der Pakt ist geschlossen! Ja, wir gehen miteinander. Unzählige Male! Es sind Touren, im Frühling mit Ski und Steigfellen, im Sommer im Fels. Auch mit Überraschungen. Und mit Reisen nach Rom, Marokko und Frankreich.

Das Folgende zum Teil: Wiederholung:

Einmal zum Beispiel: Wir planen eine Tour auf den *Piz d’Agnel* (3205 m), über die *Jürg-Jenatsch* -Hütte. Doch auf der Hinfahrt gelangen wir nach dem neuen Walenseetunnel auf einer frisch geteerten und nassen Ausfahrt bei mäßigen Tempo ins Schleudern, schlagen hinten und vorne an den Leitplanken auf. An eine Weiterfahrt ist kaum noch zu denken. Ich kann nur noch die nach uns folgenden Wagen warnen. Alle schleudern mehr oder weniger, nur die BMW und Mercedes kaum!

Die Polizei, wir sind bereits im Kanton St. Gallen, ruft den Abschleppdienst an, der bringt uns in eine Karosseriewerkstätte in *Flums*, die den Wagen mehr oder weniger fahrtüchtig macht. „Nach Schaffhausen können Sie noch fahren, aber die Skitour können Sie vergessen“, raten sie uns. „Da denke ich: „Wenn schon nach Hause, dann geht es auch bis zu Julierpaß“, und so fahren wir noch bis *Bivio*. Dort übernachten wir und starten anderntags sehr früh. Der Gastwirt hat uns das Frühstück bereits am Abend vorbereitet. Bei der Fahrt zum Paß erleben wir ein seltenes Schauspiel: an jeder der vielen Kurven beleuchtet einer der eingedrückten Scheinwerfer die Felswände geheimnisvoll und zeigt uns einmal nachts die Bergwelt in einem besonderen Licht. Kurz vor der Julierpaßhöhe stellen wir den Wagen ab und ziehen die Felle auf die Bretter, und beginnen den Aufstieg.

Es ist noch dunkel, wir kommen zu einem Bach überqueren, der ziemlich viel Wasser führt. Wir ziehen die Schuhe aus, werfen Rucksäcke, Skis usw. hinüber und waten durch das kalte

Schneewasser. Weiter zum Gipfel. Als wir dann am Mittag vom Berg hinunter fahren, müssen wir zu unserer Überraschung feststellen: nur wenige Meter weiter oben entdecken wir ein Brücklein, das wir in der Dunkelheit nicht sehen konnten.

Otti fragt mich einmal, da ist er schon an der Uni Bern: „Ich sollte bei meinem Studium der Geologie auch noch die verschiedenen abendländischen Baustile kennen. Kannst du mir diese erklären?“ „Ja das lernen wir am besten, wenn wir zum Beispiel in die Städte gehen und ihre Kathedralen besichtigen.“ Wir fahren nach Frankreich und gelangen über *Taizé* bis an die Loire. Romanik und Gotik: die ganze Stilentwicklung im Mittelalter läßt sich da aufzeigen, nur der Barock findet sich seltener in französischen Kirchen, wohl aber in profanen Bauten: in den vielen Schlössern der Könige und des französischen Adels.

1986 nehme ich Otti mit nach Anguillara und Rom zum 60. Geburtstag meiner Schwester Hildegard mit. Auf der Fahrt in den Süden, es ist Herbst, zelten wir bei *Quercianella*, am Rande eines Eichenwaldes, wie es das Wort *Quercia* andeutet hoch über dem Meer an der tyrrhenischen Küste. Am Morgen hören wir Knallen und gleich darnach rieselt es wie mit schweren Regentropfen auf unser Kleinzelt. Ich krieche hinaus und was muß ich sehen? Ein Jäger schießt auf Vögel, keine 100 Meter von uns entfernt. Der ‚Niederschlag‘ sind Bleikügelchen! Ich rufe diesem schießwütigen Italiener zu, er solle bitte etwas besser aufpassen. Vögel hat er vermutlich keine geschossen. Schon das Knallen verleiht ihm ein bestimmtes Wohlgefühl.

Hotel ‚Passat‘

Ich weiß nicht, wie oft ich in meinem weißen Passat geschlafen habe, allein oder mit Otti, oder anderen wie: mit Lukas Zehnder, Klemens Reich, Conradin Mach. Auf diese Idee hat mich Otti gebracht, als wir die *Toscana* bereisten. Ich suchte damals in einer Stadt, es war im Tal des Arno, ein Hotel. Otti wollte nicht ins Hotel, sondern meinte, der Passat sei vorzuziehen. Bei einem Besuch des Schaffhauser Jungwachtlagers in Mon, hoch über Tiefencastel, fragen mich die Buben, wo ich die kommende Nacht schlafen würde. Dachten sie wohl, sie hätten schon noch Platz in einem Zelte ihres Lagers? Ich antwortete ganz spontan: „Im Hotel Passat“. Sie kamen nicht drauf, dass ich meinen Wagen meinte.

Hohen Luxus bot mein Hotel allerdings nicht. Als wir einmal eine Tour auf das Schwarzhorn am *Flüelapass* planten und am Pass im Wagen übernachteten, dabei für frische Luft ein Fenster der vorderen Türe öffneten, waren am Morgen unsere Füße mit Schnee bedeckt. An einen Aufstieg war nicht zu denken, so fuhren wir über Davos zurück nach Hause.

Wie ich einmal über den *Lukmanier* ins Tessin reise, überhole ich eine Gruppe Jungwächter aus Schaffhausen, die ins Bleinotal fährt. Ich erkenne sie nicht. Dann aber schreit einer dieser Velofahrer, welche die ganze Straßenbreite schlängelnd in Beschlag nehmen: ‚*Pater Bonifaz*‘. Er kennt meinen Wagen, denn *Markus Strobl* wohnt ganz in der Nähe von St. Konrad, meiner Schaffhauser Pfarrei. Diese Gruppe ist den ganzen Weg des Rhein-Wassers und dem Bodensees entlang gefahren. Viel Gepäck schleppen sie auf ihrem Velo mit. Eine beachtliche Leistung dieser Minderjährigen: von Schaffhausen bis ins *Bleniotal*.

Ich warte, bis sie bei mir ankommen und rufe ihnen zu: „Ihr könnt euren Ballast hier in meinem Wagen abladen!“. Sie wagen es nicht, die Ehre erlaubt es ihnen nicht. Fragend schauen zu ihrem Gruppenführer *Baumann*. Der senkt nach einer kurzen Weile ganz kurz seinen Blick und auch den Kopf, und schon fliegen die Rucksäcke in meinen Kofferraum: jetzt ist es keine Schande mehr.

Marokko

Unsere Reise nach Marokko und quer durch Marokko: Otti und ich: warum nach Marokko? Als ich 1958 nach England in die Benediktiner Abtei Belmont reiste, habe ich auch die Weltausstellung in Brüssel besucht. Sie hat mir damals tiefsten Eindruck hinterlassen: das *marokkanische Pavillon*: dorthin möchte ich einmal reisen, war mein innigster Wunsch. Doch es dauerte noch viele Jahre.

1989 klappte es. Drei Wochen waren wir, Otti und ich, in diesem wunderschönen Land. Wir fuhren mit unserem Passat kreuz und quer durchs Land, bis an den Rand der Sahara Wüste.

Für die Kommunikation ein gewaltiger Vorteil: fast die gesamte Bevölkerung spricht auch Französisch. Gelangen wir bei unserer Fahrt durch Marokko in ein Dorf, frage ich meist einen Buben: „Ecoute, ou peut-on boire du vin?“ Sie wissen es alle bestimmt. Immer die richtige Antwort.

Wir kehren in einem marokkanischen Dorf regelmäßig in einer kleinen Schenke ein, sie heißt „*Tout va bien*“, im oberen Stock bei einem lieben Alten. Immer das gleiche Menü: Tajine de Agneau, oder du boeuf, mit viel Sauce, mehrmals aufgewärmt. Das verspeist man hier ohne Besteck, indem man viel Fladenbrot eintunkt, bis man die letzten Brocken trocken von Hand nehmen kann.

Am Rande der riesigen Sahara Wüste: Wir sitzen hinten an der Kante des Passat, und verpflegen uns, während die Sonne untergeht. „Diese Nacht schlafe ich nicht im Wagen“, meint Otti, „sondern im Sand.“ Es wird bald dunkel, und aus dem Sand kriecht allerlei Getier. Es lebt hier ganz eindrücklich einiges, das man zuerst gar nicht vermutet. Otti wird immer wortkarger, er hat scheinbar immer weniger Lust, sich für diese Nacht in den Sand zu legen. So legen wir uns auch diese Nacht in den Wagen.

Vollmond

Ich weiß nicht, warum ich bei Vollmond schlecht schlafe. Er lugt ja gar voyeuristisch in den Wagen. Nach der ersten unruhigen Nacht suchen wir schon vor Sonnenuntergang einen Schattenspendenden Baum. Sehr schwierig in der Sahara. In einem Wadi sehen wir schon weitem einem verkrüppelten, halbverdorrten Wachholderstrauch, ganz solitär in den Felsen. Wir stellen unsren Wagen unter sein Geäst. Tatsächlich, da fängt es an zu regnen. Auch der Vollmond versteckt sich. Ich schlafe bald ein und träume, während es auf das Wagendach trommelt. An die ‚Bilder‘ erinnere ich mich noch lange: die Räder sinken immer tiefen in den Morast der aufgeweichten Erde, dann schwimmt der Wagen im Fluß, der immer mehr anschwellt. Wir schwimmen fort...Und ich erwache. Jetzt doch lieber den Mond begrüßen! Ich beneide Otti, der von meinem Schrecken nichts erfährt.

Bedretto: Corno Hütte

Sonntagnachmittag, nach den Gottesdiensten in Neuenhof zieht es mich wieder in die Berge auf eine kurze Skitour. Wieder ganz allein - wie so oft wider jede Vernunft, Risiken sehe ich keine – ich spanne die Bretter auf das Wagendach. Da fallen die ersten Tropfen. Pater Roland: „Jetzt gehst du doch nicht?“ Doch, meine ich: „jetzt fahre ich so weit, bis ich die Sonne sehe, im Süden ist es sicher schön“. Nach dem Gotthard Tunnel sehe ich in Airolo, wie Richtung Bedretto Tal die Sonne durch ein Wolkenloch scheint.

Ich fahre bis *All'Acqua*, der hintersten Siedlung, steige zur Corno/Gries Hütte auf. Niemand hier. Drin ist es bitter kalt. Heizen nützt wenig, ich mache mir Suppe und Tee. Beim Aufräumen fällt mir ein Teller vor lauter Zittern aus der Hand und zersplittert auf dem Boden. Ich kann mich kaum erwärmen, denn Wäsche und Kleider sind nach dem langen Aufstieg verschwitzt und immer noch feucht. Ich wickle mich bald in die kalten Wolldecken ein.

Am Morgen zieht Nebel auf und es schneit leicht. „Und jetzt ins Tal hinunterfahren“? Heikel! Gut, dass es in dieser Hütte ein Satelliten Telefon gibt. Natel gibt es 1982 noch nicht. Ich rufe das Neuenhofer Pfarramt an: „Monika, ich bin in der Cornohütte im Tessin (Bedrettotal) und fahre jetzt ins Tal hinunter. Wegen des Nebels ist da einiges Risiko drin. In ungefähr zwei Stunden möchte ich dich anrufen, sonst könnte etwas passiert sein. Danke! Gruß Bonifaz“. Die Abfahrt ist weniger heikel als ich befürchte, es gibt keine Felsen, die dir eine Falle stellen.

Auf einmal gelange ich unter die Nebeldecke. Gerettet! Man sieht die Nufenen Paßstraße und Arbeiter, welche die Straße von Schnee und Geröll säubern. Ein öffentliches Telefon finde ich erst im Bahnhof Airolo.

In der Zwischenzeit ist die halbe Welt über das Mobil-Netz verbunden. Für solche Situationen ist es eine gewaltige technische Neuerung!

Viele Jahre später fahre ich mit Otti von eine Tour aus Italien am Rand der Nufenen Straße hinunter. Die Straße selbst ist bereits schneefrei. Da stürze ich Kopf voran in eine Rille und strecke Beine und Bretter in die Höhe. Für Otti ist der Anblick so lustig, dass er vergißt, mich von den Ski zu befreien. Er kann nicht genug laut lachen. Ich schreie: „Lös mir endlich die Bindung!“

Reisen und Sprache

Ich reise nicht gerne in Gebiete, deren Sprache ich gar nicht reden kann und nicht verstehe. Der Mensch ist mir neben der Natur eben sehr wichtig, ja *der* Schatz, den es zu entdecken gibt. Und dabei fehlt mir dann die Sprache, wenn ich mit fremden Menschen sprechen möchte.

Meist genügen Gesten, wenige Worte, um Kontakte zu knüpfen. Und dann ist man bald am Ende!

Ihr ganzes Leben erzählt

Beim Abstieg vom Kraterrand der Ägäisinsel *Santorin* (Thyra) hinunter an den Strand, begegne ich einer alten Frau, sie geht gebückt, von Arbeit und Alter gezeichnet, ich grüße sie mit ‚kali-mera‘ = guten Tag. Sie hört wohl nicht mehr gut. Das merke ich, als ich dem Gruß noch einige Worte beifüge, die ich aus meinem bescheidenen Wortschatz hervorkrame. Mein Eindruck: sie ist ganz überrascht und erstaunt, dass ein Fremder sie anspricht und lächelt fast verlegen.

Dann wendet sie sich mir zu und spricht mich an. Ich merke, sie würde ganz gerne plaudern. Sie meint vermutlich, ich verstünde Griechisch. Mein Gruß hat sie gleichsam geöffnet. Und so fängt sie zu erzählen an. Ich verstehe kein Wort, wie sie mich auch nicht. Ich nicke ihr ‚verständnisvoll‘ zu. Das tut ihr gut, und es sprudelt aus ihr heraus wie aus einer Quelle. Bald habe ich den Eindruck, sie möchte mir ihr ganzes Leben erzählen. Hat ihr jemals wohl jemand so zugehört, obwohl er gar nichts verstanden hat? Eine andere Art der menschlichen Kommunikation! Wie eine Therapie?

So nebenbei bemerkt: Sprachen erlernen habe ich nie als luxuriösen Zeitvertreib empfunden.

In Czestochowa, Polens nationaler Wallfahrtsort

Ich weile Ende 1980 für einige Tage im Benediktinerkloster *Tyniec* in Südpolen. Es liegt an der jungen Weichsel. Diese ist hier noch ein bescheidener Bach. Pater *Adalbert* begleitet mich auf der Bahnfahrt nach *Czestochowa*, wo ich in diesem zur Festungsanlage gebauten Kloster der *Pauliner* für drei Tage weile. Im Dreißigjährigen Krieg haben die Schweden viele Klöster erobert und zerstört, eine gewaltsame Rolle gespielt haben. Doch diese Festung der Muttergottes konnten sie trotz langer Belagerung nicht einnehmen, so hat sich der Glaube der Polen und die Verehrung Marias, der *Regina Poloniae* ‚gefestigt‘. Schon von weitem erblickt man die massiven Befestigungsmauern um das Kloster, ein Sinnbild des Glaubens der Polen gegen den sowjetischen Atheismus Rußlands, des alten Feind eines freien Polens.

Ich darf am Hochaltar der Wallfahrtskirche mit einem Bischof konzelebrieren. Der Altar ist hochgeschmückt mit den Emblemen der Gewerkschaft ‚*Solidarnos*‘. Für meine Rückfahrt möchte ich meine Fahrkarte umschreiben lassen. Am Bahnhof Czestochowa fehlen mir aber dazu die Worte und die Zeichensprache und Ähnliches reichen nicht.

Ich mustere die vielen Ein- und Austretenden in der Bahnhofshalle nach ihren vermutlichen Sprachkenntnissen, spreche sie auf Englisch, Deutsch und Französisch an. Lange erfolglos. Alle sprechen nur Polnisch. Da kommt ein Priester, der römische Kragen verrät ihn. Er versteht Italienisch. Mein Problem ist bald gelöst. Ich kann wieder nach *Tyniec* zurückfahren.

Am Bahnhof viele Durchsagen. Ich frage Wartende, was da mitgeteilt werde. Meist versteht man mich nicht. Die Züge sind alle sehr unpünktlich. Die russischen Züge hätten alle ‚Vortritt‘ vor den polnischen, heißt es. Auf den Fahrplan ist kein Verlass. Reisen wird hier zum Warten auf den Zufall.

Dodekanes, die Zwölf

Die zwölf Inseln in der südlichen Ägäis haben einen Vorteil vor den übrigen, falls man Neugriechisch nicht versteht: der ist nicht zu unterschätzen. Die (ältere) Bevölkerung versteht Italienisch. Die Inselgruppe gehörte einmal zum italienischen Imperium des ‚*Mare nostrum*‘, bevor sie zum griechischen Staat geschlagen wurde. Ich habe mir die Mühe genommen, sie hier aufzuzählen: Rhodos, Patmos, Leros, Kalimnos, Kos, Nissiros, Tilos, Karpatos, Simi, Kossos, Halki, Lipsi, Astipalea.

Venedigs Macht reichte bis in diesen Teil des Mittelmeeres. Auch Kreta lag in seinem Einflußbereich: die Burg im Hafen von *Herakleon* ist mit dem venezianischen Löwen geschmückt. Kreta war die letzte Insel, die den Türken abgerungen wurde. Die Türken, die sich nicht ergeben wollten, wurden über die östlichen Felsen Kretas ins Meer geworfen.

Patmos, fein ziseliertes Inselgebilde, wo kein Punkt der Insel weiter als zwei Kilometer vom Meer entfernt ist. Da kann man am selben Tag an mehreren Buchten ein Bad nehmen.

Patmos ist die Insel, wo der Seher *Johannes* seine *Apokalypse* (Geheime Offenbarung) geschrieben hat oder haben soll (vgl. Apk 1,9).

Drachmen für einen Fremden

Im Nordosten Kretas wandere ich von Dorf zu Dorf. Auf einer kleinen Anhöhe, über Sitia, begegne ich drei alten Kretern, sie sitzen auf einer Bank und genießen den Ausblick und die Ruhe. Ich grüße sie. Freundlich grüßen sie mich. Ich setze mich zu ihnen. Bald merke ich, dass

sie Italienisch verstehen. Für mich ist das wie eine Erlösung. Wir freuen uns alle. Kurzes Plaudern. Ich frage, ob es hier eine Taberne gebe und ob es dort gut und nicht zu teuer sei. Dann geschieht etwas ganz Seltsames: Wie auf Kommando klaben sie ihren Geldbeutel hervor, strecken mir Drachmennoten entgegen, wollen mir zu einem Abendessen ‚helfen‘. Ganz bewegt lehne ich, auch etwas belustigt dankend ab. Freundlich verabschiede ich mich von diesen lieben Kretern. Beim Gang zum Dorf hinunter frage ich mich: „Mache ich wirklich einen erbärmlichen Eindruck, oder ist hier die Achtung und Freundlichkeit dem Fremden gegenüber noch so tief in der Seele dieser Kreter verankert, ganz anders als sie *Paulus* in seinem Brief an *Titus* etwas verachtend beschreibt: „Alle Kreter sind Lügner und faule Bäume, gefährliche Tiere...“, indem *Paulus Epimenides* von Knossos zitiert (Tit 1,12)?

Trauben von der Kreterin

Mit Peter Müller wandere ich über *Kritza* und *Krustas* zur Lassiti-Hochebene (1000 m) hinauf nach *Mochos* an der Nordküste. In *Krustas* ist es bereits 14.00 h, wir haben Hunger und fragen einen Mann im Dorf, der uns begegnet, ob es „hier eine Taverne gibt? Er versteht uns und führt uns in ein Haus, wo uns eine Frau freundlich empfängt. Es gibt zum Empfang Racki (Weinschnaps) und dann jede Menge Spiegeleier. Anfänglich zeigt sie uns ein Ei und ruft: pente =5. Zur Sicherheit nicken wir. Es gibt nochmals Schnaps und Brot. Unsere Mägen sind an die Grenze ihrer Verträglichkeit gelangt, was sich beim Aufstieg nach diesem Essen sehr unangenehm bemerkbar macht. Nach einer Stunde schlagen wir unser Zeltchen auf und haben eine schöne Fernsicht auf die Küste von *Hagios Nikolaos*.

Anderntags steigen wir weiter auf, auf Pfaden von Kleintierherden und Hirten. Es geht nun bergwärts zur Hochebene *Lassiti*, die auf 1000 Metern liegt. Auch hier oben, viel südlicher als das Wallis, ist das Klima rau, die Rebstöcke wachsen dem Boden entlang. Fels und Steine und wenig Humus. Es ist Oktober: Weinlese.

Da erblickt sie uns schon von weitem, und wie wir beide näher kommen, eine Weinleserin, sie steigt den Weinberg zu uns herunter und streckt uns wortlos frisch gepflückte Trauben entgegen. Ich bin überwältigt von dieser Geste: was die Leute von dem Wenigen haben, das teilen sie mit anderen, auch mit Fremden. Wir danken, herzlich kreuzen sich unsere Blicke. Ein Gespräch der Augen und der Herzen! Wir essen die Beeren und bedanken uns mit ‚*Eucharisto*‘ (efcharisto), und ziehen weiter. Sie schaut uns lange nach, bis wir hinter Felsen verschwinden.

In Mochos

Nach vielen Stunden gelangen wir nach *Mochos*, wo wir in einer Beiz etwas zu essen und trinken hoffen. Die ‚Bedienung‘ bemüht sich gar nicht rasch. Ich bin schon etwas ungeduldig. Peter erinnert mich: „Wir sind nicht mehr in Europa, und eben in den Ferien!“

Wir haben noch etwas Proviant in unseren Säcken und begeben uns an die Friedhofmauer, wo es etwas windgeschützt ist. Das bemerken Frauen, die zum Gabe gehen, und geben uns Zeichen, wir sollten nicht hier weilen. Tabu eine Mauer um den Friedhof? Es sind Klageweiber, die zu einem Grabe ziehen, und wie auf Kommando anfangen zu weinen, zu klagen, ja zu schreien. Das geht auch uns unter die Haut, so ziehen wir weg von hier. An einem schönen Flecken schlagen wir nach dem Essen unser Zeltlein (2m x 1.2 m) auf und schlafen tief nach der langen Wanderung über die Lassiti-Ebene.

Am Morgen, als die Sonne schon längst erwacht ist, krieche ich aus dem Zelt. Da steht vor mir ein Herr, wirklich ein Herr, freundlich. Wohl der Herr dieses Terrains, und spricht mich an, auf

Englisch: „A nice place, is‘nt it, You found!“ Er hat scheinbar nicht dagegen, dass wir auf seinem Boden geschlafen haben. An diesem idyllischen Ort, wie er meint, den wir gefunden haben. Ja, er offeriert uns gar ein Stück Boden für ein ‚*One room house*‘ (wirklich ernst gemeint?) Ferienhaus in Mochos? Schön, aber für ein Wochenende doch zu weit entfernt von zuhause!

Falsch verstanden

Ja oder Nein?

Einige deutsche Mädels schlendern dem Strand entlang. Straßenhändler drängen sich ihnen mit ihrem Krimskram auf. Diese aber wollen nichts kaufen und sagen ständig Nä, nä nä, was auf Griechisch ‚Ja‘ bedeutet. Die Händler umschwärmen sie wie lästige Wespen noch vermehrt. Die abweisenden Gesten nehmen sie einfach nicht zur Kenntnis. Die Mädchen können sich der drängenden Art der Händler kaum erwehren, da sie dauernd ‚nä nä‘ sagen, und doch nichts kaufen. ‚Nein‘ hieße im Neugriechisch: ‚Oschi‘= OXI. Für den unbeteiligten Zuschauer eine belustigende Schau!

Vor vielen Jahren sollten sich einige böse Buben des *Gymnasium* in Sarnen für eine Untat ihrem Internen Präfekten stellen. Beim Griechisch Lehrer lernten sie: Ja heißt Griechisch: Nai, und bei einem anderen Lehrer (es war der Lehrer der Philo und Moral) lernten sie die ‚*Restrictio mentalis*‘ kennen. Wie der Fall ausging, weiß ich nicht mehr. Wer war wohl schlauer?

Für oder gegen unsere Armee?

In den 80er Jahren hatten wir über die Initiative ‚*Abschaffung der Schweizer Armee*‘ abzustimmen. In St. Konrad, Schaffhausen, war in der Sonntagsmesse der Jesaia Text ‚Aus Schwertern‘ Pflugscharen‘ vorzulesen. Ich meinte in der folgenden Predigt: wenn doch die Menschheit dieses Prophetenwort zu Herzen nähme, dann gäbe es keinen Krieg mehr.

Ein leitender Angestellter der Weinhandlung *Schachenmann* ruft mich am nächsten Tag an und bedankt sich für mein offenes Wort für unsere Armee. Bald darauf erhalte ich einen Sechser Karton Walliser Rotwein. Ich bedanke mich, ohne mich noch klarer auszudrücken, um das Missverständnis aufzuklären.

4. Juni 2016 Regenwetter seit Tagen

Bernina und Ottis Straufgabe

An einem Sonntagabend ruft mich Ottis Mutter, Brigitte *Briner*, an: „Andreas ist noch nicht von seiner Bergtour zurückgekommen, er ist mit seinem Freund *Arthur Rey*, einem erfahrenen Alpinisten gegangen. Geplant war die *Bernina* (4049 m). Ich bin etwas beängstigt. Er sollte heute ins Klassenlager der Kanti nach *Lumbrain* im Lugnez“. „Davon hat er mir auch erzählt. Und ich habe ihm auch gesagt, dass diese Tour drei volle Tage dauert“, war meine Antwort.

„Er wird sicher heil und guten Mutes heimkommen“, meine ich. Die Mutter war verständlicherweise beruhigt. Otti fehlte natürlich, als die Klasse mit Geschichtslehrer Markus *Wüthrich* ins Klassenlager im Bündnerland aufbrach.

Ich selbst habe erlebt, wie Mütter beunruhigt werden, wenn sich ihre Söhne bei mehrtägigen Bergtouren nie melden. 1974 habe ich mit drei Gymnasiasten aus Sarnen während einigen Tagen Hochtouren im Bündnerland gemacht. „Mit euern Familien müßt ihr selbst den Kontakt pflegen!“ Doch das hatten sie nicht getan, obwohl die Mütter in der Zwischenzeit vom Wetterumschlag und von Lawinenunfällen, von in Hütten eingeschlossenen Alpinisten tagtäglich aus den Medien erfahren mußten. Die Jungen denken in solchen Situationen zuletzt an die Ängste ihrer Angehörigen. Das nagt an den Nerven und die Mütter haben sich zudem noch gegenseitig in ihren Ängsten hoch geschaukelt. Sind sie von zuhause weg, vergessen die Jungen bald die neue Verantwortung. Keinem meiner drei Begleiter kam es trotz meiner Mahnung in den Sinn, zuhause anzurufen.

Bei einem Wintereinbruch in den Bergen, mitten im Monat Juli konnten Bedenken und Ängste schon aufsteigen. Zugegeben: ein Telefon hatte man damals nicht gleich, wie heute, in der Tasche: in den Bergen, im Ausland, gelangte man kaum zu einem Apparat. Heute ist das alles viel einfacher.

Otti muß zur Strafe für sein Ausbleiben während eines Schultages einen Bericht über seinen Ausflug auf die Bernina verfassen. Darauf beichtet er mir seine Schreibnot und erwähnt seine Strafe und fragt mich, ob ich ihm dabei helfen würde. Er weiß nämlich, dass ich vor 12 Jahren, 1974, diese Bergtour ebenfalls gemacht hatte. Für mich eine angenehme Aufgabe, denn es war meine schönste, aber auch strengste prestigereiche Bergtour. „Setz dich hin und schreibe!“ Es ist mir ein Vergnügen, im Geiste die Tour zu wiederholen. Er liefert die ‚Tour‘ ab. Sie wird anstandslos und ohne Verdacht von Lehrer *Wüthrich* entgegengenommen. Bergkameraden, die sich in den Felsen gegenseitig sichern, bilden auch im Flachland eine verschworene Seilschaft.

Geschichten aus der Rekrutenschule

Eine Woche nach der Matura muß ich in St. Gallen in die RS einrücken. Meine Begeisterung hält sich in Grenzen. Vergleicht man die Atmosphäre im Internat mit der in der Kaserne, so gibt es trotz großer Unterschiede doch einige Vergleichspunkte der schulischen und der militärischen Welten. Was wird in beiden Schulen und Häusern hoch geschätzt?

Gehorsam

Ich würde nie behaupten, es würde heute noch ein Kadavergehorsam verlangt. Diese Zeiten sind vorbei. In der Schweiz nicht, als der preußische Drill noch üblich war. Doch die Situation bald nach Kriegsende war ja auch anders: Selbst im Kloster darf der Mönch nach Benedikt seine Bedenken zu einem obrigkeitlichen Entscheid äußern. Was in militärischer Welt noch lange unerwünscht war. Die *Maxime* ‚Befehl ist Befehl‘ durfte auch in unsinnigen Situationen vorgebracht werden.

Man muß dabei natürlich wissen: die Regel und das Militär begründen den Gehorsam völlig unterschiedlich. Ich bekam im Kloster einmal einen für mich einen unverständlichen Befehl, den ich dann hinterfragte. Ich erhielt die Begründung: Es ist Gottes Wille‘, was in mir noch größere Bedenken auslöste und die Frage: „Wie können Sie das so genau wissen?“, erschien meinem Oberen ziemlich frech. Und einem in der Spiritualität der Regel Benedikts wenig beheimateten Mönch, heißt doch dort, der Mönch soll den Befehl nicht dem Oberen sondern gleichsam Christus leisten, nicht mit Murren, sondern freudig, denn ‚Gott liebt den fröhlichen Geber‘. Sehr schön gesagt, aber...

Eine solch hohe Motivation braucht das ‚Funktionieren‘ des Militärs auch nicht, hinter dem Korporal gleich den General zu sehen.

Ein Jahr nach der Rekrutenschule bin ich dann ins Kloster im Südtirol eingetreten. Da herrschte wie in der RS oder im Internat noch autoritäres Denken, mit, wie erwähnt, sehr großen Unterschieden.

Im Val Maighels

In der vierwöchigen Verlegung am Oberalppaß, wo auch scharf geschossen wird, herrscht eine ganz neue Atmosphäre, nicht mehr die Kaserne: nur noch Nature purimmer in der Naturwelt. Es ist bereits Herbst und auf 2000 Metern, Manchmal ist es am Morgen so kalt, dass das Wasser in den primitiven Röhren gefroren ist und wir uns den Schlaf trocken aus den Augen reiben müssen.

Ich werde mit Kamerad Lutz ‚Offiziersfassmann‘, muß zweimal täglich mit einem Handkarren das Essen vom Pass durch die lange Galerie zur Hotel ‚Nager‘ bringen, wo die Offiziere wohnen und essen, und sie bedienen. Oberst *Rigonalli* kennt ich nun und ernennt mich zum seinem Adjutanten während eines Gefechtes. Das Leben wird zum Abschluß der RS etwas angenehmer. Und jeder hat in jeder Hinsicht gewisse Schlupflöcher entdeckt, wo er sich ungestraft drücken kann.

Jakob Rohner

Bei einem Gefecht mit scharfer Munition habe ich das Räck zum LMG zu tragen. Jakob das LMG (Leichtes Maschinengewehr), er muß auch zielen und schießen. Ich liege neben ihm auf der Krete, habe einen Blick über das ganze Gefechtsgebiet, ja fast das ganze Val Maighels. Die Ziele sind uns vorgegeben: lauter hölzerne mannsgroße Figuren. Da kommt laut der Befehl zum Angriff. Die Infanteristen rücken vor. Wir sollten schießen.

Jakob schießt nicht. Er zittert, hat Angst. Schwitzt. „Schieß doch“, rufe ich ihm zu. „Was ist mit ihm los?“, denke ich. Ich kenne ihn zu wenig, er ist nicht von meiner Gruppe. „Ich kann nicht“, schreit er. „Hast du das Ziel im Visier?“ meine Frage. „Ich kann nicht“. „Soll ich abdrücken „Ja bitte“. Frage nochmals: „Ziel gut?“. Ja! Ich kontrolliere nicht. Leider. Ich drücke auf den Abzugshahn. Eine Salve, dann noch eine.

Nach wenigen Minuten: Ende Feuer der Trompete. Was ist los? Frage ich mich. Totale Stille im Tal.

Wir gehen ins Kantonement auf dem Oberalppass.

Am Abend, beim Hauptverlesen, spricht der Oberst *Rigonalli*: „Ein LMG hat bei Vorrücken in die Füsiliere hinein geschossen. Es war falsch eingestellt. Ich falle wie in ein Loch.

Weil glücklicherweise nichts passiert ist, gibt es keine Untersuchung.“ Sagt der Oberst.

Ich bin wie aus einem steinernen Loch befreit. Suche den Blickkontakt zu Jakob. Das Geheimnis behalten wir für uns. Das hätte böses Ende können. Ich habe es versäumt, selbst zu kontrollieren. Wir hatten großes Glück.

Von Trogen nach Teufen

Unser Zug marschiert gefechtsmäßig, nach einer Übung im Appenzellerland auf der Hauptstraße nach Teufen, die Städter mit ihren langen Beinen voraus, die ‚chozbänigen‘ Innerrhödler

am Schluß: die Manser, Ebnetter, Brühlisauer usw., immer fast hinterher rennend. Ich mit meinem Asthma komme auch nicht mehr nach und gehe ganz allein und gemütlich hinter her. Der Abstand zu meinem Zug wird immer größer. Keine Angst, denn in einer Woche ist die RS sowieso vorbei. Da hält ein Militär-Mercedes bei mir. Voll von Offizieren. Scheibe herunter: „Was gehen Sie da ganz alleine?“

Da kommt mir in den Sinn, wie es damals war, im alten Griechenland, in welchen Formationen sie vor- und nachrückten, wenn sie Krieg wieder einmal Krieg hatten, und antworte: „Ich mache die Nachhut“. Keine Reaktion! Das Auto fährt davon. „Hätten die mich mitgenommen, wenn ich gefragt hätte?“, denke ich und gehe weiter nach Teufen.

Im Bauch des Berges

Das Gebiet um den Gotthard ist voll durchzogen mit Gängen in den Felsen, mit Kavernen, Gefechtsunterständen, Schießscharten an unterirdischen Bunkern. Das EMD (Eidgen. Militärdepartement) hatte freie Hand und Kredit, um die Berge mit unterirdischen Anlagen zu durchziehen wie die Mäuse im Wiesland.

Nach einer Gefechtsübung unseres Zuges müssen wir nicht auf den Pass zurück in unsere Baracken marschieren, es wäre jetzt auch zu spät. Ich frage mich, was mit uns bald geschehen soll. Wir sind fast auf dem Sattel des Maighelpasses. Die Unteroffiziere haben den Auftrag, für uns die Unterkunft zu suchen. (Auch eine Übung?) Wie, wenn sie in der Dunkelheit nichts finden? Wir bewegen uns auf einer felsigen Alp, mit dutzenden Stolpergelegenheiten. Sie sollen das ‚Felshotel‘ suchen, das auch am Tag gut getarnt sein wird.

Da schreit nach langem herumirren ein Korporal: „Da ist ein Kamin!“ Hier muß irgendwo der Eingang zu unserem Nachtlager sein. Ich bin gespannt und frage mich, was uns bevorsteht. Man kriecht da in ein Loch hinunter. Da ist ein Eisentor. Mit dem Schlüssel leicht zu öffnen. Wir steigen in den Bauch des Berges. Holla: Licht, Tische, Stühle, Schlafpritschen. Ich weiß aber nicht mehr, wie wir damals zu Essen und Trinken gekommen sind. Es war einfach alles da. Man greift zu solange es reicht, und fragt nicht nach dem Wie und Was und Woher. und In solchen Situationen greifst du einfach zu. Dann nur noch dich hinlegen und schlafen. In der Gotthardfestung! Im Bauch von St. Gotthard...

Zurück nach St. Gallen in die Kaserne

Nach vier Wochen auf der Alp müssen wir mit Vollpackung (ca. 30 kg!) nach *Göschenen* hinunter marschieren. Es ist Ende Oktober. Nachtessen in Andermatt. Ich bin Unteroffiziersfassmann. Rote Spaghetti in die Gamelle. Habe kaum einen Bissen nehmen können, da heißt es schon wieder zusammenpacken. Vielleicht kann ich dann im Zug meine Portion aus der Gamelle fertig verspeisen Aufbruch zum Abmarsch die *Schöllenen* hinunter. wird wieder in Formation abmarschiert. Es ist schon Nacht.

Mit der SBB reist die ganze Kompanie nach Hause, in die Kaserne in St.Gallen.

Längerer Urlaub. Die Spaghetti in meiner Gamelle habe ich längst vergessen. Wäre auch keine Delikatesse mehr. Endlich mal Baden, nach Wil, in die Zivilisation.

Nach dem Urlaub unverzüglich Inspektion. Alles wird peinlich genau kontrolliert. Erst jetzt kommen mir die Spaghetti in der Gamelle in den Sinn: doch jetzt ist es zu spät. Ich bin in der

Mäusefalle. Wie der Leutnant bei mir anlangt und ich ihm meine Spaghetti zeigen muß, während er bei meinen Kameraden jedes Stäubchen und Flecklein laut an den Pranger gestellt hat, bekommt er beim Anblick fast eine Herzattacke und schreit laut, was ich für eine S... sei. Die Sache wird in der ganzen Kaserne bekannt. Der Fall ist mit herkömmlichen Maßnahmen auch nicht zu lösen.

Ich muß am Abend beim Hauptverlesen vortraben. Der Kadi hat scharfe Worte für mich, doch ich bin gar nicht zerknirscht, sondern finde dieses Theater mordslustig. Schuß verfehlt. Wer dem Personal im Frieden die Zeit zum Essen nicht einräumt, ist selber schuld.

Viele durften wegen mangelhaftem Zustand der Ausrüstung nicht in den Ausgang. Bei mir war alles wie normal. Keine Strafe, dafür war alles erheitert und ich erhielt zum Schluß der RS noch dazu einen gewissen Bekanntheitsgrad.

Eine ernste Frage: wäre im Krieg ob diesem Vorfall ein Gefecht verloren gegangen oder hätte dies noch weiter reichende negative Folgen gehabt? *Rote Spaghetti in der Gamelle...*

Roms „heiliger“ Ferrari

An Sonntagen, an denen ich in St. Anselmo abkömmlich bin, gehe ich oft in eine der zahlreichen Gottesdienste der römischen Pfarreien. Für mich ein Lehrplätz, wie man auch heute noch ansprechende und gut vorbereitete Pfarrgottesdienste gestalten und erleben kann: das alte Verurteil: dass in Italien in den Kirchen alles nur Tamtam und Klamauk sei, hat wirklich keine Berechtigung. Hier sind auch noch die ganzen Familien anwesend und aktiv. So wird Eucharistie erlebbar: für einen Ausländer wie mich und auch für Großstädter.

Sant Ivo möchte ich mal besuchen. Es ist die Universitätskirche Roms. Vom Schweizer (Tessiner) Barock-Architekten Francesco *Borromini* (1599-1667) gebaut. Er sei „ein Talent, das nur in Rom gedeihen konnte. Dem kraftvollen Temperament Berninis gegenüber zeichnet ihn eine Geistigkeit aus, in der sich formenschöpferische Fantasie mit Mathematik paart“ (W. Braunfels). Die 100 Frankenote hat ihn bis vor einigen Jahren ‚verewigt‘. Jetzt wartet Alberto *Giacometti* auf 100 Franken auch auf seine Ewigkeit.

Ich bin zu Fuß vom Aventin durch den städtischen Verkehr nach Sant’Ivo. Es fällt mir gar nicht auf, dass heute mehr von diesen roten Brummern durch die römischen Gassen donnern. Nach dem Gottesdienst kann man sie nicht mehr übersehen und schon ganz nicht mehr überhören. Auf dem Heimweg sind sie auf deinem Weg: überall, aus allen Gassen und Richtungen sind sie wie ein Ameisenschwarm, der sich in Prozessionsform auf den Weg machen, ausgerechnet meinen Weg, meinen Heimweg auf den Aventin.

Die Menschenmenge wird immer gewaltiger, immer undurchdringbar. Ich wage zu sagen, nicht einmal Wasser käme da noch durch. Von *Santa Maria in Cosmedin* nach *Santa Sabina*, mein Heimweg, kein Durchkommen. Alle abgesperrt. Da steigt im mir die Wut auf: wegen diesen teuren Karossen sollte ich nicht mehr nach St. Anselm kommen? Überall Polizei, eine undurchdringbare Menschenmenge. Hysterisches Geschrei wenn wieder so ein Brummer über den Laufsteg flitzt.

Ein Römer, einer der vielen fanatisierten Gaffer, einer, der mein nervöses Getue gar nicht versteht, meint: „Wenn die Ferrari sich zeigen, würde ich auch halb Rom absperren.“ Und ich möchte ja nur zum Mittagsessen nach St. Anselmo. Die Polizei ist gar nicht einsichtig, Befehl sei, ‚alles abzuriegeln für einen planmäßigen Ablauf dieser Schau‘. Doch ich gebe nicht auf und nach. „Sie können doch nicht ein ganzes Wohnquartier absperren und unzugänglich machen, ich wohne ja dort oben.“ Spreche mit mehreren Polizisten, bis sich einer dazu herabläßt: „Ich gebe Ihnen Begleiter mit, gleichsam Polizeischutz bis auf den Aventin“. Jetzt komme ich zu meiner Pasta!

Neben dem Papst gewährt auch Ferrari Audienz. Da kommen sie auch zu Hundertausenden. Ich hatte keine Ahnung, dass in diesem Italien so viele von diesen roten, lauten, teuren Möbeln herumflitzen. Prozession für den heutigen Heiligen. Sant'Ivo verblaßt vor San Ferrari völlig. Kunst und Glauben, das ist von gestern. Der neue Heilige Roms: er muß *rot, laut und teuer* sein.

Die Hochzeit, die keine war

Da kommt ein nicht mehr ganz junges Paar zu mir ins Pfarramt (Neuenhof). Die beiden wollen heiraten. Schon bald stelle ich fest: eine kirchliche Trauung ist da nicht möglich, es besteht bereits ein ‚Eheband‘, er ist geschieden. Etwas um die Vierzig, Handwerker, hat sich in die junge Südtirolerin verliebt und verspricht ihr, ihren sehnlichsten Wunsch zu erfüllen: ganz in Weiß an den Altar schreiten zu können. Sie spricht fast nichts, er dagegen, zum Ausgleich, doppelt so viel, ein normaler Durchschnitt!

Ich bin bemüht, ihnen klar zu machen, dass eine kirchliche Trauung nicht möglich ist. Eigentlich wissen sie das bereits. Aber, und da kommt etwas dazwischen, was mich gar nicht freut und auch in klerikalen Kreisen behandelt wird: der Pfarrer von Neuenhof könne das und täte das auch: trotz kirchlichem Hindernis könne ich auch solche wieder trauen. „Ich kann euch beiden meinen Segen auf euren Weg mitgeben.“ Nur ein gewöhnlicher Segen, das ist ihm zu wenig.

Er gibt nicht auf. Ja, wenn Sie uns beide nicht trauen wollen, dann nehme ich Stunden“, erklärt er mir fast drohend. „Stunden nehmen“, was bedeutet das? Dann werde er eben evangelisch, die Reformierten können das, immer wieder ganz in Weiß! So möchte sie in die Kirche einziehen, welche, das ist nicht so entscheidend, weiß ist wichtig, das hat er ihr versprochen.

Ich bespreche meinen Fall mit meinem Mitbruder, P. Roland *Topitsch*, der mit mir die Pfarrei leitet. „Machs doch in *Killwangen*, dort kennt niemand die beiden.“ Das Ei des Kolumbus, meinen wir, gefunden zu haben. Ohne Pomp und Trallala sollte das schon gehen.

Die beiden sind mit meinem Vorschlag einverstanden, allerdings sollte keine Hochzeit vorgetäuscht werden. Der Tag kommt bald. Ich empfangen die beiden am Eingang der Kirche. Ja, sie ist ganz in Weiß. Sonst nur ganz wenige Leute sind mit in die Kirche gekommen. Ich erkläre zu Beginn der Zeremonie, dass eine kirchliche Trauung nicht möglich sei, ich könne aber den beiden, und alle hier Anwesende beten, dass die beiden, die den festen Willen hätten, zusammen in Liebe und Treue zu leben, Gottes Segen und Wohlwollen, zu erleben.

Dann die große Überraschung: ich höre das Wiehern und die Hufe von Pferden. Wie wir aus der Killwangener Kirche ausziehen, müssen oder dürfen wir einige Kutschen erblicken, welche die geladenen Gäste aufnehmen. Nicht bloß ein Versprechen hat er ihr gehalten: weiß in der Kutsche, der Himmel auf Erden!“ Er durfte auch einiges kosten. Die Rösser traben nach Neuenhof, längs durch das Dorf und über einige Seitenstraßen. Man solls wissen...

Und ich habe mit diesem Falle wieder einiges hinzugelernt. Man kann nicht immer und überall so tun als ob... Doch, auch das ist wahr: mit dem Schein kann man bisweilen auch Freude bereiten, wenigstens für jene, die damit zufrieden sind.

Montini - Paul VI.

Mich reizt es sehr, meine Eindrücke über diesen Papst zu Papier zu bringen. Er ist der letzte Italiener, außer Johannes Paul I., der ja nur einige Wochen in diesem Amte verbracht hat. Es waren vorher ja unzählige in einer langen Reihe von Italienern in den vorhergehenden Jahrhunderten. Man darf nie vergessen: der Papst ist zuerst und vor allem Bischof von Rom.

Giovanni Montini, aus *Brescia* in Norditalien, aus einer Intellektuellen Familie, ist so ganz anders als seine Nachfolger aus Polen, Deutschland und Argentinien. Er hat die Last dieses Amtes schwer getragen. Für einen Papst ist die kuriale Welt, in der er sich bewegen muß, wohl wie eine Fußangel, wie ein Hemmschuh, den er zur Bewältigung seiner Aufgabe trotzdem braucht.

Ganz unerkannt hat er als Erzbischof von Mailand nicht selten in der St.Galler Kathedrale zelebriert. Als ich in St.Gallen studierte und jeden Morgen in der Stiftskirche oft fast gleichzeitig zelebrierte, hat mir Messmer Wirth einmal den Eintrag Montinis im Zelebrationsbuch gezeigt.

Ende Juni 1963 wird er zum Papst gewählt. Im Juli des gleichen Jahres fährt mein Vater P. Andreas und mich nach Rom. Bei einer Generalaudienz benützen wir die Gelegenheit, den neuen Papst zu sehen und zu hören. Und sind begeistert von der tiefen und formvollendeten Ansprache Paul VI. im Petersdom. Nichts von der Selbstdarstellung eines Pius XII., auch nicht von der menschlichen Wärme eines Johannes XXIII., einfach Gottes Wort uns gegeben.

Ende der 70er Jahre wird Paul VI. in die Pillenfrage hinein manövriert. Eine erhitzte Auseinandersetzung: was ist Natur und was menschlicher Eingriff? Heute, aus der zeitlichen Distanz, können wir kaum mehr recht begreifen, in welche Zwickmühle kirchliche Kreise sich begeben haben. Der Papst muß entscheiden: nur er. Ein moralisches Monument droht zu zerbrechen. So oder so!? Die kurialen Pressurgroups lassen Paul VI. (gegen seine eigene Überzeugung?) in der Enzyklika *Humanae vitae*, die er am 25. Juli 1968 erlassen hatte, gar keine Wahl. „Selten hatte ein päpstliches Lehrschreiben weltweit eine solche Aufmerksamkeit auf sich gezogen und zugleich innerkirchlich eine so kritische und zwiespältige Aufnahme gefunden wie ‚Humanau vitae‘. (LKTK: Gerfried W. Hunold Bd.5, Pg. 316f). Es hat wie ein gewaltiges Erdbeben, gerade unter den Besten, den aktiven und praktizierenden Eheleuten und Katholiken verheerend gewirkt und bis heute eine kontinuierliche Absetzbewegung eingeleitet: wenig ist noch vom Gewissenentscheid, der dem Konzil so entscheidend war, übrig geblieben. Ein vatikanischer Theologe, der es heute sogar ins Kardinalgremium geschafft hat, hatte damals behauptet, dass jede durch die ‚Pille‘ verhütete Empfängnis Mord sei.

Am, einem prächtigen Spätsommertag bin ich auf den *Spannort* (3198 m) ob Engelberg gestiegen. Wie ich wieder ins Dorf hinuntersteige, höre ich am Nachmittag die Glocken des Klosters läuten. Ich frage den erstbesten, der mir begegnet, was denn passiert sei: So mitten an einem gewöhnlichen Nachmittag: „Papst Paul VI. ist gestorben“. Es ist der 6. August 1978.

Ich bin bereits aus dem Lehrkörper des Kollegiums ausgeschieden und gehe nach Rom zu meiner Schwester. Am Tage des Beerdigungsgottesdienstes weile ich in der Stadt. Ich erhalte von der Oberin der Gemeinschaft der *Baldeggerschwestern* der *Gardistenkantine* ein Billet, lautend auf Schwester Soundso. Bei der Kontrolle durch einen Gardisten bemerkt dieser ganz erheitert und schmunzelnd: „Seltsam, dass die Schwesteroberin jetzt Schnauz und Bart trägt“. Dann weist er mich auf die ganz vorne auf die Kolonnadenrunde mit Überblick auf Petersplatz und Konzelebrationsalter vor der Basilika und die ca 72 Kardinäle, die in wenigen Tagen den Nachfolger des Verstorbenen wählen werden. Beim Einzug von an die 72 Purpurenen gehen zum Altarkuß und stellen sich dann vor dem Eingang der Basilika links und rechts des Altares und legen ihre Mitra auf ihre Sedilien. Beim Hochgebet legen sie die Mitra auf den Stuhl und reihen sich um den Altar bis nach der Kommunion. Ganz wenige der meist betagten Herren wissen noch, auf welchem Sedile sie anfänglich saßen. Darum beginnt jetzt ein längeres Anprobieren und Suchen ihres bischöflichen Kopfschmuckes. Trotz dem traurigen Anlaß wirkt es sehr erheitern, wie die Herren dieses aussichtslose Suchen aufgeben müssen. Denn wer merkt sich schon, auf welcher Stuhlnummer er anfänglich gesessen hat, bei 72 Stühlen? Eine seltene und

dankbare Schau ob einer Organisationspanne! Papst Paul VI. hat dies alles nicht mehr erleben müssen.

Alles was Rang und Namen hat im katholischen *urbi et orbi* ist nach Rom angereist: weltliche Würdenträger und Adlige, wie auch aus dem Hause Kennedy. Deshalb ist der Petersplatz hermetisch abgeriegelt. Terroristengefahr ist damals noch eher gering. Doch ich bekomme am Schluß des Gottesdienstes meine Probleme: ich sollte noch auf einen Bus von der Piazza *Lepanto* nach *Anguillara*. Nach einigen vergeblichen Versuchen finde ich einen Schlupfwinkel, um aus dem Petersplatz hinaus zu gelangen.

Paul VI., ein guter, stets verkannter Papst hat es nicht verdient, von Kurie und Medien so in die Ecke geschoben zu werden, sein medienbegabter Nachfolger hat da ein anderes Geschick erfahren dürfen, ist gar n den für Heilige reservierten Himmelspalast mit viel Pomp geleitet worden. Es muß ja nicht jeder Papst von einem Papst heiliggesprochen werden. Unwillkürlich habe ich sonst die Assoziation zu einem Phänomen zu den *Insidergeschäften* der Finanzwelt.

Sit venia verbo.

Paul VI. habe ich sehr verehrt! Das ist doch auch schon etwas!

Rauchen und Rauchverbote

Rauchen ist ein Genußmittel, verdächtig, bisweilen auch verboten, meist nur an gewissen Orten. Aber im Internat der 40er Jahre und auch noch später im Kloster gar verboten. Da gab es einige Studenten im Mittelm gymnasium, die gingen zu ‚sicheren‘ Zeiten ins WC, und anschließend mußte ich sie ‚abriechen‘ auf den Grad der Verdächtigkeit, indem sie mir ins Gesicht hauchen, denn meine Nase genoß in diesen Kreisen die Reputation eines sicheren Anzeigers von Zigarettenrauch. Selbst nachdem diese armen Suchtopfer spezielle Pillen eingenommen hatten. Über die Zuverlässigkeit meines Tuns weiß ich nichts.

Meine Nase hat mir auch noch weitere gute Dienste geleistet, jede Beiz hat ja ihren untrüglichen schlechten ‚Duft‘: der Hirschen wie die Metzger, die Linde wie die Krone, alles Wirtschaften in Sarnen. Und wenn meine lieben Buben während der Freizeit eines dieser verbotenen Örtlichkeiten besucht hatten und dann im Studiensaal sich einfanden, konnte meine Nase ziemlich sicher ihren Besuch in einem verbotenen Bereich Sarnens lokalisieren. Woher weiß der das? Unter den Buben bestand bald einmal der Verdacht eines falschen Schulkameraden unter ihnen. Um meine Quelle nicht preiszugeben, konnte ich ihnen nur die Eine sagen: ganz sicher: es hat sich keiner unter euch als falschen Freund betätigt. Wenn die Buben nach dem Diplom das Internat verließen, habe ich ihnen dann zum Abschied das Geheimnis von meiner Nase geoutet.

Da hat sich mancher gefragt, warum hat sich in *Italien* das *generelle Rauchverbot* in öffentlichen Räumen so ohne Umstände durchgesetzt? Es brauchte keine Polizei. Hatte einer versucht, einen Glimmstängel anzuzünden, haben sich bald einmal *Nichtraucher* mit Gesten oder gar mit Worten gemeldet.

Die Bahnfahrt im *Intercityzug von Bellinzona nach Arth-Goldau* ist für die Nerven von starken Rauchern eine gar starke Belastung: eine ganze Stunde und 30 Minuten ohne einen Zug im Zug! Ist das nicht gegen die Menschenrechte? Da steht ein Junger, noch nicht zwanzig, auf dem Trittbrett und zieht noch ganz süchtig an einer Zigarette, die Augen fallen ihm fast heraus. Der Kondukteur hat schon gepfiffen, auch ich steige noch ein und sage ihm so beiläufig: „Nimm noch einen Zug, man weiß ja nie, ob es einmal der letzte sein wird!“

Mit Hindernis dem Meer entlang

Nach den Ferien in Anguillara möchte ich einmal der tyrrhenischen Küste entlang in den Norden heimreisen. Sonst geht's immer über Florenz und Bologna. Ich steige in Civitavecchia, dem ehemaligen Hafen des Kirchenstaates, ein. Doch da ist mein Platz, den ich reserviert habe, schon besetzt: Napolitaner mit Kind, das Kinderspielfilme schauen will und sich so ruhig verhält, sitzt dort. Meine Vorhaltung und die Reservierung nützen nichts. Der elektrische Anschluß befindet sich eben beim Fenster. Die Kleine braucht vermutlich noch keine Fahrkarte, aber belegt meinen Fensterplatz. Meine Bedenken, die ich zwar vorbringe, haben keine Wirkung. Da rate ich mir zum Nachgeben. ‚Ich als Ausländer‘ denke ich, ‚habe da schlechtere Karten‘. Und einem Napolitaner (und Mafiosen?) widerspricht man instinktiv ohnehin nicht. Das Abteil ist verdunkelt, damit die Kleine bessere Sicht hat. Meine Routenwahl bringt mir dieses Mal gar nichts. Von Zeit zu Zeit wage ich es, den Vorhang etwas zu lüften. Die übrigen Passagiere wollen sowieso keine Meersicht, drei Frauen plaudern ‚nonstop‘. So reise ich in verdunkelten Abteil durch das sonnige Italien Richtung Genua.

Heute, nach vielen Jahren, frage ich mich: ‚Warum hast du dich nicht gewehrt?‘ Da schoß mir ‚Mafia‘ durch den Kopf. Der Zug hält in Pisa und La Spezia. Im langen Tunnel nach Santa Margherita ein lauter Knall, der Zug stoppt, dass die Räder pfeifen, und totale Stille. Lange, lange keine Information. Nach einer Viertelstunde endlich eine Durchsage: die Lokomotive habe einen Schaden und werde gleich repariert. Ich sage mir: die Loki hier im Tunnel flicken? Auch in Italien ist nicht alles möglich. Gelegentlich geht das Licht aus. Lange geschieht nichts. Nach einer Stunde dann die Durchsage: man hole eine andere Loki. Nach einer weiteren Stunde: der Zug würde aus dem Tunnel gezogen. In der Zwischenzeit kommen immer mehr Reisende in unseren Wagen. Wir befinden uns im vordersten. Alles Loki-Fachleute, sie wissen, wo's fehlt. Die Frauen plaudern und stricken. Unser Zug wird zurückgeschleppt nach Santa Margherita. Nach gut dreieinhalb Stunden kommen wir endlich in Genua an. Erstaunlich ruhig haben sich die Leute benommen. Von Italienern würde man heftige Reaktionen erwarten. Doch wir sind ja auch nicht in Süditalien.

Zu meinem Glück kann ich in der Zwischenzeit mit dem Handy meine Verspätung in die Schweiz melden: es ist Samstagabend, morgen hätte ich Gottesdienste in Fischbach-Göslikon und Niederwil, denn bald wird mir klar: nach so großem Zeitverlust komme ich nicht mehr über den Gotthard. In Genua gibt es keine Information. Ein riesiges Durcheinander. Niemand, auch die Beamten mit dem roten Käppi nicht, weiß, ob und wo und wann ein Zug nach Mailand fährt. Dann endlich kann ich einsteigen, der Zug ist fast leer. Kommt mir vor, ich sei allein mit dem Kondukteur. Der bestätigt mir die Vermutung: ‚In die Schweiz kommen Sie heute Abend nicht mehr‘. Schöne Aussicht! Mit vier Stunden Verspätung rechnet man doch nicht.

In Mailand rufe ich Sandro *Volonté* in Lugano an: ‚Kann ich bei dir übernachten? Er: ‚Muß eigentlich eine solches Ereignis passieren, bis du wieder einmal zu uns kommst?‘ In Mailand bekommt mein Billet einen Stempel, um von der Bahn Schadenersatz fordern zu können. Doch ich lasse es. Die bürokratischen Hürden sind mir zu hoch, einen Rechtsanwalt müßte ich wohl auch noch engagieren. So denken wohl die meisten, und sind froh, dass sie heil nach Hause kommen. (23. November 2016)

Das war am 8. September 2007: Von Roma Termini nach Civitavecchia, und von Civitavecchia nach Genua. In Milano sollte ich wegen der Verspätung beim Billetschalter eine Bestätigung und eventuell eine Entschädigung verlangen: es reicht zu einem Stempel auf das Billet. Ich denke: in Italien wäre dazu mindestens ein Advokat notwendig, und jetzt am Samstagabend ist dieses juristische Geschäft ohnehin fast unmöglich.

Nach diesem Eintrag merke ich: darüber hast du früher schon mal was geschrieben. (Siehe Seite 63 dieses „Opus“). Ich frage mich, darf man eine Geschichte zweimal erzählen? Im Unterricht haben mir die Kinder oft auch schon in Erinnerung gerufen: „Diese Geschichte haben Sie schon mal erzählt.“ Die passen doch gut auf, sage ich mir und bemerke: „Wißt, eine Geschichte, die gut ist, die ist es wert, dass man sie immer wieder erzählt“.

Nun, die zweite Variante vom ‚Tunnel‘, das wundert mich, hat vermutlich doch einige andere Nuancen, die mir auffallen. Es ist für mich nicht uninteressant festzustellen, wo die Unterschiede liegen: Wie ich heute oder vor Jahren denke, doch das Gleiche erlebe und darüber schreibe. Nun, die Fakten, wie ich die Texte vergleiche, stelle ich fest, die sind in mir ziemlich dieselben geblieben. Doch meine *Gefühlslage* wird nach einigen Jahren doch anders. Heute erlebe ich die drei Stunden im Santa-Margherita-Tunnel schon anders. Heute frage ich mich: ‚Warum hast du nicht bereits beim Einsteigen, wie du den Platz einnimmst, darauf beharrt, dass du den Platz besetzen kannst, der, allerdings auf Deutsch, auf der Fahrkarte bezeichnet ist. Hast dann, als der Kontrolleur deine Karte anschaute, dir nicht von ihm bestätigen lassen, welches dein Platz ist? Unbewußte Angst: der Napolitaner könnte ein Mafioso sein. Mit Fremden rechnet man nicht gerne. Risiko? Ich nehme sogar in Kauf, in verdunkeltem Abteil durch das sonnige Italien dem Meer entlang zu fahren, das ich als Kontinentaler so gerne sehen möchte.

Zweimal kommt in mir zwar der Frust auf: Wie wir dann nach vier Stunden endlich in Genua ankommen, ein gewaltiges Durcheinander. Warum bewältigen die Italiener Situationen wie diese so beschämend schlecht, andere hingegen ganz passabel? Es ist nicht jedem, der etwas zu sagen hat, gegeben, im entscheidenden Moment auch das Richtige zu sehen und zu tun, auch bei uns in der Schweiz nicht. Niemand, auch die mit dem roten ‚Käppi‘ nicht, weiß, wie es weitergeht. Ich kann den Zug nach Mailand endlich ausfindig machen und steige ein.

Spannorthütte: wo ist sie?

Jetzt blicke ich viele Jahre zurück. Zum Sommer 1959. Ich mache mein Praktikum in der *Viskose Emmenbrücke*, das zum Wirtschaftsstudium St. Gallen obligatorisch ist. Dann werde ich diplomierter Handelslehrer sein. Zu der Zeit (1957/61) hat noch keine Reform der Studienordnung, dh. der Lehrpläne und Unterrichtsmethoden stattgefunden. Alles wird im Fach ‚Kaumännisches Rechnen zum Beispiel noch gelehrt, als ob es noch keine Computer und Handrechner gäbe. Und die Unterrichtsmethoden (nach Prof. Emil Gsell) sind für einen, der bereits einige Jahre unterrichtet hat, haarsträubend. An anderer Stelle werde ich einige Geschichten zum Besten geben, wie zum Beispiel die beiden Prüfungslektionen bei Prof. Gsell.

Doch wir sind ja auf dem Weg zur Spannorthütte. Ich bin mit *Köbi Küng*, früher mein Schüler in der 1. und 2. Real (1955-57) bereits ab Engelberg bis zur Abzweigung ‚Stäfeli‘ (1393 m) angekommen und steigen nun den Hüttenweg hinauf. Es wird steiler. Wir sind etwas spät dran, es dunkelt schon, und nach einer Stunde ist die Wegspur nur noch schwer zu sehen. Die farbige Wegmarkierung (rot-weiß-rot), die uns nach rechts weisen soll, übersehen wir glatt und ‚landen‘ in einem steilen Steincouloir. Köbi ‚funzelt‘ zwar dauernd mit seinem Scheinwerfer. Das hilft uns wenig. „So werden wir die Hütte sicher nicht finden. Und welche Risiken wir damit eingehen, wissen wir auch nicht.

Da sagen wir: „Die Steine sind noch so warm, wir können ja hier die Nacht verbringen, müde sind wir bereits. „Wir bereiten uns ein ‚Lager‘, was meinst du Köbi?“ Einverstanden!

Da ruft jemand zu uns herunter. „Wohin wollt ihr? Es ist der Hüttenwart. „Zur Hütte!“ Der hat uns erwartet, denn er hat uns mit dem Fernglas beim Einstieg in den Hüttenweg bemerkt und weiß: „Die sollten jetzt ankommen“. Kommen aber nicht und klettert uns entgegen und gibt uns genaue Anweisungen: „Jetzt etwa 10 Meter nach rechts, dann etwas über leichte Felsen hinauf

klettern und dann zu mir herauf und dann seid ihr oben.“ Ich denke mir: das ist Service! Wir begrüßen uns und danken dem Hüttenwart für die ‚Rettung‘. Niemand ist aufgestiegen. Wir sind allein. Er macht uns Suppe und Tee.

Dann bemerkt er: „Müßt euch nicht schämen, dass ihr die Hütte nicht gefunden habt, in der Dunkelheit, sie liegt ja ganz versteckt hinter diesem Felsen da. Vor einigen Tagen ist eine ganze Gruppe bei Sonnenschein daran vorbeigegangen, und die haben dann erst oben auf der *Schloßbergglücke* (2627 m) gemerkt, dass sie weit über die Hütte (1956 m) gestiegen sind.

Ja, nachts ist es sehr schwer, sich zu orientieren. Die Hütte versteckt sich eben hinter dem großen Felsblock. Heute ist das ganz anders: in der Zwischenzeit ist die Hütte vergrößert und renoviert worden.

Keine Romantik mehr, dafür Komfort.

Viele Jahre später (es sind an die 50 Jahre) bin ich noch einige Male auf den Gipfel des Spannorts (3198 m) gestiegen, die Vergletscherung hat sich gewaltig zurückgebildet. Einmal stehen wir auf dem Gipfel. Wir sehen nur gegen Norden, der Gipfel ist wie eine Wand, an der sich die Föhnmauer aufbaut. Es ist Spätsommer. Da kommt ein Schwarm Schwalben dahergeflogen, der möchte nach Süden ziehen. Umkreist einige Male den Gipfel. Die Vögel ‚diskutieren‘ heftig: ‚Sollen wir es wagen? Durch diese gewaltige Wolkenmauer hindurchfliegen? Sie zwittern heftig, man spürt richtig, wie unsicher sie sind, ihr Instinkt sagt Nein. Dann, wie auf ein Kommando kehren sie um und fliegen wieder nach Norden.

Auch wir steigen ab und hören, als wir wieder in Engelberg unten sind, dass alle Glocken des Klosters läuten, an einem gewöhnlichen Werktag. Wir fragen die Leute, was da los sei. „Der Papst ist gestorben: Papst Paul VI. (Siehe S. 127). Es ist der 6. August 1978.

Meine Nase

Das Riechorgan des Hundes und selbstverständlich auch das seines ‚Stammvaters‘, des Wolfs, ist unzählige Male potenter als das von uns Menschen. So wie wir damit ausgestattet sind, die einen besser, die anderen weniger gut, können wir recht gut durchs Leben riechen.

Doch vor der Nase unserer Mutter haben wir Buben uns in Acht nehmen müssen, konnte sie doch, wenn sie z.B. meine Finger beschnupperte, genau herausfinden, wo ich mich in der Freizeit herumgetrieben hatte.

Von dieser Fähigkeit hat sie mir über die Gene viel vererbt. Im Mittelmnasium kamen die heimlichen Raucher oft zu mir: hauchten mir ins Gesicht: ein Test von der Nase von Präfekt, Pater *Pirmin* nicht entdeckt zu werden (siehe S. 128).

Als ich dann selbst Präfekt war, hat mir meine Nase gute Dienste geleistet und mich oft auf die Schliche der Buben geführt. Das Gemisch der ‚Düfte‘ der Sarner Wirtshäuser hatte doch auch jede eine gewisse individuelle Note, welche meine Buben von unerlaubten Besuchen mit ins Kollegi brachten. „Du bist in der Metzger gewesen, konnte ich bestimmt sagen, oder in der Krone, im Hirschen oder im Cafe so und so und es stimmte beinahe unfehlbar so.

Erst nachdem die Internen nicht mehr in meiner Abteilung waren oder Matura oder Diplom gemacht hatten, lüftete ich ihnen dann mein Geheimnis. Wie ich dazu gekommen war, wollten sie kaum glauben, und ich mußte beinahe schwören: „Es hat euch niemand, aber auch gar niemand verpiffen“.

Ferien im Sand am Meeresstrand - Italien

1947, die Grenzen gehen auch für Schweizer wieder auf. Meine Eltern haben oft erzählt, wie schön es vor dem Krieg in *Sestri Levante* war. Damals brachte Vater uns beiden Buben schicke *Balila Faschistenmützen* heim, die den Italienern Wils gar verdächtig vorkamen. Doch Vater war gar kein Faschist, aber eben... Wir trugen sie nicht gerne. Badeferien am Meeresstrand waren da wieder möglich. Bei der Gelegenheit kann ich gleich zwei Premieren feiern: erstmal im Leben im Ausland und gar am Meer! Doch das tägliche im Sand Liegen gefällt mir gar nicht, ich möchte Italien erleben, davon haben wir im Lateinunterricht viel gehört, und überdies ist mein Bruder Leo in *Siena*, zum Italienischlernen verknurrt worden. Er logiert bei den Karmelitern. Ich finde ihn in der Menschenmenge und verführe ihn zum Deutschreden, dafür durchstreifen wir die herrliche Stadt, in die man sich leicht verlieben kann. Dann reisen wir trotz Verbot von P. Sigisbert per Bus nach Rom, mühsame Fahrt während sieben Stunden durch das kriegsversehrte Mittelitalien, auf der *Via Cassia*.

In Rom werde ich ganz elektrisch. Ich möchte alles auf einmal gesehen haben. Leo interessiert sich weniger für Kunst und Historie, dafür spekuliert er mit unsrem, in Italien so heiß begehrten Reisegeld: dem Schweizerfranken. Er versteht es durch Kauf und Verkauf unsere Barschaft zu vermehren. Nach dem Besuch der vier *Patriarchalbasiliken* San Pietro, San Giovanni in Laterano, San Paolo fuori le Mura, und *Santa Croce* in Gerasalemme hat er definitiv genug von Kirchen und Kunst. Der Zufall will es, wie wir auf der *Via Nazionale* gehen, ausgerechnet unserem P. Sigisbert begegnen: böser Blick und wenig Worte! Er ist damit beschäftigt, in römischen Archiven ‚Material‘ für seine These in Freiburg „Federer in Italien“ aufzustöbern.

Wie wir dann wieder in die Schweiz zurückreisen, erleben wir ein durch den Hitzesommer (1947) ausgedörrtes Land, das noch die Wunden des Krieges offen zeigt: längs der Bahnlinie unzählige Bombenrichter und Zerstörungen fast aller Brücken. Die Bahn (mit Dampf!) fährt im Schrittempo über die hölzernen Notbrücken. Kaum ein Bahnhof ist noch ganz. Wir brauchen bis Chiasso nicht wie heute sechs Stunden sondern ein Mehrfaches davon.

Wir sitzen zusammengepfertcht in einem Wagen ohne Gang, sondern jedes Abteil hat seine Außentüre. Wo kein Fenster, da sind Bretter: besonders in den römischen Trams.

Wie wir durch Rom fahren, entdecke ich durch die Ritzen der Holzbretter des Tramfensters die gewaltige Kuppel von Sankt Peter. Ich werde ganz ungeduldig. Leo und ich, wir steigen aus. Gehen die Basilika hinauf. Wir sind, wie es scheint, die einzigen Pilger und Touristen. Da steht am riesigen Portal ein Schweizer Gardist. Er begrüßt uns, gibt uns gute Hinweise und Ratschläge. Unvorstellbar dies beim heutigen Touristenrummel!

Die unzähligen neuen Eindrücke verwirren dich, ja erdrücken dich. Es ist alles schöner, gleich und doch anders, als ich es aus den Büchern in Vaters Büro erstmals gesehen habe.

Wir sind gut versorgt, wir haben wir uns zum Vorrat Salami, Brot und zum Schlafen eine Karaffe Chianti gekauft. Alles ist so billig: der Schweizerfranken hat eben keinen Krieg durchgemacht.

P. Campo Tencia (3074 m)

Der Gipfel des Pizzo Campo Tencia ist der höchst Tessiner, der nicht bloß ein Grenzberg ist wie zum Beispiel das Rheinwaldhorn (3402 m) oder der Basodino (3272 m) sondern ganz auf Tessinerboden steht. Den möchte ich nach einigen untauglichen Versuchen besteigen. Mit Peter Müller, heute Rechtsanwalt in Sarnen, machen wir zusammen in den 80er Jahren diese Tour. Zu seinen Füßen (des Gipfels!) lag damals noch ein kleines Firnchen, davon wird heute (8. Januar 2017) nichts mehr zu sehen sein. Wie wir auf dem Gipfel stehen (3071), bemerken wir, dass der Berg noch einen um einige Meter höheren Zwillings-Gipfel besitzt. Das holen wir noch nach: Jetzt stehen wir definitiv auf dem richtigen Gipfel, dem höchsten Tessinerberg.

Beim Abstieg drücken Peter die Bergschuhe: so findet er, „wenn ich hinunter renne, muß ich weniger Schritte tun als beim Gehen.“ Von der Campo Tenciahütte bis zum Auto eilt er ohne

Unterbruch. In der Zwischenzeit aber braut sich ein Gewitter zusammen. Es schlagen überall Blitze ein. Die Lage wird immer bedrohlicher, wirklich ungemütlich.. Ich sehe, wie Peter mitten im Regen zum Auto rennt. „Ich hätte ihm meinen Autoschlüssel geben sollen, mein Gedanke, dann wäre er bald vor Sturm und Gewitter in Sicherheit“. Doch auch ich bin bald bei ihm. Das Gewitter ist, wie es gekommen, bald auch verschwunden.

In den Bergen ist bei Gewittern eben nicht zu spaßen. Wir kriechen in den Wagen. Alles ist noch gut abgelaufen.

CAMPO TENCIA ADE !

Zweimal Steinschlag

Einmal am *Wetterhorn* (S. 20), dann an der *Pörtlilücke* (S. 56). Ja Steinschlag im Hochgebirge, wie Lawinen oder Gletscherspalten: eine heimtückische Gefahr. Man ist dort zur falschen Tageszeit oder Jahreszeit, bei ungünstiger Witterung.

Ich steige mit Martin von der *Glecksteinhütte* (2317 m) auf das Wetterhorn. Vor uns und über uns steigt ebenfalls eine Gruppe, eine deutsche Familie, wie mir scheint, auf. Doch diese klettern nicht über den exponierten Felsgrat auf, sondern über die verwitterte, mit Geröll bedeckte Flanke, und lassen jede Menge Steine auf uns rollen. Die sausen und pfeifen so gefährlich um unsere Ohren. Ich versuche mit lautem Schreien, diese auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Kein Erfolg. Dann sind wir endlich auf dem Grat, und etwas aus der Falllinie heraus. Aber noch nicht ganz aus der Gefahr.

Da bemerke ich, wie Martin keucht und wie seine Lippen zittern. Hat er Angst? „Was ist mit dir?“ frage ich. „Müssen wir da hinauf?“ seine Frage. „Nein, aber ist das der normale Weg? Ich habe dir nur deinen Wunsch erfüllen wollen: Auf eine Hochtour mitzukommen. Was die da oben machen, ist einfach mörderisch.“ Nun, das entspricht meinen Vorstellungen auch nicht“. Da wird er ganz bleich. „Du, wir steigen sofort ab“ meine Reaktion. Hat ihn der ununterbrochene Steinschlag beängstigt, oder ist es der ausgesetzte Felsgrat zum Gipfel, was ihm so Angst eingejagt? Er ist vermutlich nicht schwindelfrei, und das merkt einer erst, wenn er oben über dem Abgrund klettert, und nicht daheim in der Stube. In der Hütte unten geht's ihm dann wieder gut.

An der *Pörtlilücke* (2506 m), dem Übergang vom Fellital zur Etzlihütte (2052 m), am Südgrat des Ruchen (2812 m), einem Nebengipfel des gewaltigen *Bristen* (3072 m), den wir in drei Tagen umwandern, ist es passiert: Steinschlag. Wie wir, Klemens Reich, Student am Lehramt der Kanti Schaffhausen, mein Begleiter, und ich, ein Schneefeld unter dem Ruchen überqueren, rutscht ein großer Steinbrocken über den Schnee auf uns zu. Ich bemerke das Geräusch, er wird immer rascher. „Kann ich noch ausweichen?“, frage ich mich. Da stößt er auf einen Felsen und zersplittert in viele kleinere Steine. „Da ist ausweichen unmöglich“ denke ich. Ich schlage instinktiv meine Arme über dem Kopf zusammen und schon erwischt mich ein kleiner Brocken am rechten Arm. Ich verliere das Gleichgewicht und rutsche das Schneefeld hinunter. Innerhalb weniger Sekunden schwillt der Arm an und mir wird bewußt: Da hast du großes Glück gehabt. Klemens kommt heil davon. Ich frage ihn, wie wir weiter absteigen: „Was hättest du gemacht, wenn es uns beide oder mich ernsthaft getroffen hätte?“ Er war nämlich in der RS bei der Sanität. Wie wir weiter absteigen und in der Etzlihütte (2052 m) ankommen, erzähle ich dem Hüttenwart unser Erlebnis, der meint ganz knapp: „Von Steinschlag dort oben ist nichts bekannt“: es sei nicht ‚steinschlägig‘.

Habe ich bereits damals die *Klimaerwärmung* erfahren müssen? Obwohl dies vor 30 Jahren noch kaum ein Thema war.

Nach unserer Wanderung habe ich meinem Hausarzt Dr. *Zuberbühler* von meinem Vorfall erzählt und ihm den Arm gezeigt. „Der Stein hätte den Schädel mit Leichtigkeit eingeschlagen.“, meinte der Arzt.

Mir hat der spätere Pfarrer von Emmen und dann von Malters, *Walter Küng*, erzählt, dass er einmal bei Steinschlag nur noch seinen Rucksack über den Kopf ziehen konnte, und ein Stein den Sack traf und zu seinem Glück darin nur eine Konservenbüchse zertrümmerte.

Die Gefahren in den Bergen, so bestätigt die Statistik, sind zwar nicht größer als jene im Straßenverkehr.

Leben ist gefährlich.

Vaters Archiv

Ich bin oft zu Besuch in Wil bei meinen Eltern im neuen Heim auf dem Scheibenberg, wo man Jahrhunderte früher die Scheiben für die Schießübungen aufgestellt hatte und vom Schützenhaus über den Stadtweiher geschossen hatte. Mutter ist bereits seit 1962 tot und Vater liegt im Kantonsspital in St.Gallen mit Herzinfarkt.

Ich stochere etwas im Estrich herum, wo vieles zu finden ist, das man nach oben tut, weil man sich Ersatz verschafft hat oder es einfach nicht mehr braucht, Platz hat ein Estrich ja überall reichlich. Sachen aus unserer Jugend kommen zum Vorschein. „Man könnte es ja einst wieder einmal brauchen“ denkt man sich. Notizen und Protokolle von Vater aus Sitzungen über vielen Jahrzehnte: Stadtschulrat Wil, Stadt- und Kantonsparteien KK, Christlich-soziale Gewerkschaft, aus Sessionen in Bern, usw!!

Vater hat diese Notizen über den Verlauf der Sitzungen in schöner, feiner Schrift gemacht. Ich bewundere ihn darob noch heute. Da stoße ich bei meinem ‚Gwunder‘ auf Aufzeichnungen, das mich hell wach macht, und mich brennend interessiert: es ein Protokoll aus der Zeit nach dem 1. Weltkrieg, als Vater junger Journalist bei Nationalrat Dr. *Georg Baumberger in der NZN*: so etwas wie Sekretär war (siehe S. 52f).

Da finde ich das Verhandlungsprotokoll von einer schwergewichtigen Runde von europäischen Politikern, die Baumberger um 1921-23 nach Zürich eingeladen hatte: deutscher Politiker der Zentrumsparterie und späterer Reichskanzler: *Heinrich Brüning* (1885 – 1970). Von der Partie war auch Prälat und Prof. Dr. *Ignaz Seipel* (1876 – 1932), Österreichs Bundeskanzler 1922-1924, 1926-29. Ich erinnere mich nicht mehr genau, wer noch von der illustren Runde war. Der italienische Politiker und Priester, *Don Luigi Sturzo* (1871-1959) eventuell? Er trat ja als Priester „gegen das päpstliche Verbot der Teilnahme von Katholiken am parlamentarischen Leben (*Non expedit*) für die Gründung einer Partei auf christlich-demokratischer Grundlage ein“ (LTHK).

Bei Sturzo waren die Faschisten, gegen Brüning und Seipel die Nazis schließlich im Wege. An weitere Teilnehmer an der Runde in Zürich kann ich mich nicht mehr erinnern.

Sie konnten die Entwicklung von Deutschland, Oesterreich und Italien zu Diktaturen nicht verhindern. Diese Herren von der Runde in Zürich sahen die Probleme des damaligen Europa sehr genau. Auch der Völkerbund konnte den Zweiten Weltkrieg nicht verhindern. Das Diktat von US-Präsident *Thomas Wilson* brachte 1919 nach dem Ende des Kriegsgemetzels keinen echten Frieden.

Nach Vaters Tod (1967) hat man sein ganzes Archiv in den Müll geworfen. All das, was ich kurz vorher noch entdeckt hatte, gab es Jahre später nicht mehr. *Viktor Conzemius*, Professor für Kirchengeschichte in Luzern, habe ich all das erzählt, als er einmal in St. Anselmo zu Gast war. Er griff sich an den Kopf, „dass so etwas Wertvolles wegen Ignoranz vernichtet werden kann! Die Notizen Ihres Vaters aus den 20iger Jahren über die politischen Aktivitäten kirchlicher Kreise wären eine klärende Quelle aus erster Hand gewesen“. Schade!!

In der Wirtschaft gibt's den Spruch: ‚Mit Verlust muß man rechnen‘. Doch in diesem Falle ist das wirklich kein Trost.

Da drängt sich ein Vergleich und ein Hinweis auf die Aktivitäten von katholischen Politikern nach dem *Zweiten Weltkrieg* auf: *Konrad Adenauer*, *Robert Schumann* und *Alcide De Gasperi*. Sie, die gläubigen Katholiken, haben die Grundlagen geschaffen, dass definitiv in diesem Europa kein Krieg mehr ausbrechen kann, die Grundlage für ein *neues Europa*:

Heute 2017 muß ich nach dem *Brexit* (Austritt Großbritanniens aus der EU), und bei dem Aufkommen von antidemokratischen (quasi faschistischen Bewegungen) in fast ganz Europa und nach der Wahl von Trump zum Präsidenten der USA ich mich fragen, was in Europa noch geschehen wird.

Im Krankenwagen bis in die Peloponnes

So ein Krankenwagen der Marke *Chevrolet* aus den Jahren 1950 ist recht geräumig, aber sehr durstig und trinkt an die 25 Liter. Den Wagen, mit separater Fahrerkabine und großem Patientenliegeraum, habe ich vom Verwalter des Bezirksspitals Zofingen, dem Vater meines ehemaligen Schülers *Bruno Wüsch*, erhalten. Man hat ihn abgestoßen. Leider ist er aber kaum mehr fahrtüchtig; hat viele Altersgebrechen. In Sarnen kann ich ihn dank einigen mechanischen Notoperationen durch die gütige Hilfe von Freunden und dem wohlwollendem Auge der Obwaldner Fahrzeugkontrolle provisorisch retten. Das ‚Zweiklanghorn‘ und das Blaulicht haben sie dem Wagen wegmontiert. Sonst macht er noch einen soliden Spitalwagen-Eindruck!

Wir reisen 1973 zu viert per *Chevrolet*: Filippo, Willy, Sepp und ich, nach Griechenland: alle mit klassischer Bildung, Latein und Griechisch. Filippo steht vor dem dritten Semester, als künftiger Bauingenieur nimmt noch einige Kilo ETH-Bücher mit auf die Reise.

Über die Bündnerpässe geht's nach Gries, Triest, die dalmatinische Küste über Mazedonien nach Thessaloniki, wo wir von einem noblen Patienten eines mit bekannten Zürcher Spezialarztes verköstigt werden und in die reiche griechische Küche eingeführt werden.

Weil wir ja zur Mönchrepublik *Athos* gehen wollen, werde ich vom orthodoxen Erzbischof der Stadt, an die der Heilige Paulus zwei Briefe geschrieben hat, zu einer Audienz empfangen. Zuvor werde ich in einen Mönchshabit gesteckt, zum Gaudi meiner Begleiter. Mein Gastgeber stellt mir viele Fragen, ist sehr interessiert, wie die Jugend, die ich unterrichte, denkt und lebt. Ohne jeden antikatholischen Affekt, den man eigentlich erwarten könnte, begegnet er mir. Ich bin sehr beeindruckt von diesem hochgebildeten Kirchenmanne. Wir erhalten das ‚Visum‘ für die Mönchsrepublik.

Es führt zu weit, die ganze Reise zu erzählen. Höchstens einige Erlebnisse daraus verdienen es, dass sie nicht vergessen gehen, dass sie noch einmal aus dem Gedächtnis hervor geholt werden. Da ist mal die Neugriechische Sprache, die wir nur sehr wenig kennen und verstehen, wenn die Leute mit uns reden möchten: außer Willy, er kann passabel reden, denn er war als Gymnasiast in Sarnen, mit seinem Griechischlehrer, Pater *Fintan* mehr als einmal hier im Land.

Auf die großen weißen Flächen des Spital-Wagens zeichnen wir mit speziellen Stiften unsere Route in Griechenland ein und besondere Erlebnisse. So präsentiert sich unser Wagen sehr attraktiv für unsere Umwelt. Auch der *Ouzo*, der Anisschnaps, wird hochgepriesen. Da hält ein Lieferwagen neben uns und ist darob entzückt und schenkt uns eine große Flasche von diesem Schnaps.

Einmal lagern wir an der felsigen dalmatinischen Küste, hoch über der Adria. Filipp liegt neben mir. Es ist schon dunkel. Da flüstert er mir zu: „Bonifaz, schau mal, wer ist zwischen uns? Ich

drehe mich um und sehe die Umrisse eines ganz jungen Eselchens, der uns neugierig und still betrachtet.

In der Peloponnes legen wir uns einmal draußen zum Schlafen. Da kommen Hühner und auf dem Buckel von einem von uns steht der Hahn, mit bester Aussicht!

Finsteraarhorn: zu hoch?

Er ist mit seinen 4274 m ein hoher Berg, und ich meinte damals, weil er als technisch nicht besonders schwierig beschrieben wird, den könnten wir auch besteigen. Zwei ehemalige Schüler von Sarnen kann ich als Begleiter dafür interessieren: *Erwin Koch* (später Buchautor und Spiegelmitarbeiter, und *Franz Erni*.

Wir machen die Tour zu diesem Berg von der Grimselpasshöhe über den Oberaargletscher und die Hütte (3358 m) auf seinem Joch, wo wir uns an die Höhe von 3000 Metern anpassen. Dann kommt die lange Wanderung auf dem *Studergletscher* über die Gamslücke (3358 m) hinunter zur *Finsteraarhornhütte* (3048 m). Das nennt man Höhenakklimatisierung.

Dort angekommen, lasse ich die beiden Begleiter allein und begeben mich etwas weiter weg, um zu beten und zu lesen. Wie ich zurückkomme, sagen sie, sie kämen nicht hinauf auf das Horn. Ich frage mich: Was ist in der Zwischenzeit denn passiert?

Ein älterer SAC-Mann hat die beiden gefragt, was sie denn hier oben tun würden. „Morgen auf das Horn“, die Antwort. Ja, ob sie denn auch schon mal eine solche Besteigung gemacht hätten. „Nein, es ist das erste Mal“, „Dann ist der Berg aber nichts für euch“, lautet der Ratschlag.

Ich kann sie nicht mehr umstimmen. Sie haben nun mit großem Respekt, ja sogar etwas Angst bekommen.

Wir schlafen all das aus und dann rate ich: „In diesem Fall machen wir morgen keinen bloßen Gletschertippel mehr, sondern wollen doch etwas Spezielles. Wir klettern den Abbruch des Galmigletschers hinauf mit viel Eisarbeit, zurück zu unserer Oberaarhornhütte.

Die beiden haben großen Spaß, doch wie wir den langen Tramp über den Studergletscher ziehen, finden wir am Nachmittag tiefen, aufgeweichten Schnee vor. Teamarbeit: Jeder von uns macht als erster mal die Spur und versinkt fast bis zu den Knien, wird dann vom nächsten abgelöst und darf für seinige Hundert Meter bequemer in der Spur folgen, bis er wieder drankommt. So erreichen wir, ich darf schon sagen, bald am Ende unserer Kräfte, das Oberaarjoch, wo wir *nur* noch, wegen des Eisrückganges, die verhaßte Eisenleiter hinauf zur Hütte klettern müssen. Ich erinnere mich nur noch an den ersten Augenblick, wie wir die Türe der Hütte aufschieben. „Hat mir jemand einen Schluck Schnaps“, rufe ich in die Schar der Alpinisten, und es sind einige, die ein Herz für uns haben, zu viel wäre gar nicht gut gewesen. Der tiefe Schnee und die Eisarbeit im sogenannten ‚*Rotloch*‘: das war schon Kräfte raubend. Tags darauf wandern wir zum Grimselpass zurück, wo wir in unseren Wagen einsteigen und nach Sarnen fahren.

Chronik: Diebold Schilling

Die Bilderchronik zur Schweiz im 15./16. Jahrhundert hätte ich schon lange mal gerne gesehen. Selbstverständlich ‚nur‘ die bibliophile Faksimileausgabe von 1981, des Luzerner Schilling, (1460 – 1520), einem Neffen des *Berner Diebold Schilling* (+ 1485). Ich gehe zur Zentralbibliothek in Luzern. „Das Original haben wir unter Verschluss im Safe.“ Wenn das jeder sehen

wollte? Nicht einmal die Kopie ist zu sehen. „Dort drüben in der Nebenstraße gibt es ein Antiquariat, vielleicht haben Sie dort eine Chance, die haben vielleicht ein Exemplar“.

Ich verlasse die Bibliothek. Doch der Trödlerladen hat heute zu. Ich gehe etwas enttäuscht wieder zum Bahnhof. Da holt mich ein älterer Herr schnellen Schrittes ein und spricht mich an: „Sie sind doch kurz vorher bei der Bücherausgabe der Zentralbibliothek wegen der Chronik von Schilling gewesen?“ „Ja“. „Ich stand direkt hinter Ihnen und habe von Ihrem Anliegen gehört. Wenn ich mich nicht täusche, habe ich zuhause die Faksimileausgabe. Ich gehe jetzt heim und schaue, ob ich sie finde. Die können Sie haben.“

Kaum bin ich wieder in Muri, erhalte ich einen Telefonanruf: „Hier Mannuss, ich habe das gesuchte Werk. Das bringe ich Ihnen morgen Nachmittag.“ Am Bahnhof hole ich Herrn Mannuss ab, er mit dem gewichtigen (über zwei Kilo!) Werk. Wir gehen ins Kloster hinauf. Für mich ist es immer noch nicht ganz klar: „Ja, ist das wirklich für mich?“ Wie ich das Werk in Händen halte, überfällt mich ein wunderbares Gefühl, und ich danke dem großzügigen Herrn *Peter Mannuss-Kaiser, Luzern*, sehr von Herzen. Er wünscht mir gute Zeit mit dem Buche.

Wirklich großzügig!

Die Chronik ist dauernd aufgebretet, täglich verkoste ich wieder eine Seite und tauche ein in die Welt und Zeit der Vorreformation der Eidgenossenschaft.

Rene Käppeli

Mein lieber Felix Bonifaz v/o LORD

Du hast viele Namen und am Schluss klingelt es noch! Du schreibst ein Buch, eine heitere Fülle von Geschichten, Begebenheiten, von Einblicken in Dein reich gestaltetes Leben voller Reichtümer, Begegnungen mit Menschen dieser Welt, den fühlenden und redenden Zeugen der Schöpfung vereint mit der Natur in ihren strahlenden Schönheiten und vielerlei betörenden Wirklichkeiten.

Du schreibst in kritischem Denken und Fühlen und Werten in Chronologieferne spontan und offen aus Deinem bunten Leben voller Ideen, Tatendrang und Noblesse. Man muss Menschen mögen - und weil Du eben auch ein Mensch bist, wirst Du gemocht. Du suchst und findest zu den Menschen in ihrer Sprache und Kultur; das ist - oder wäre es doch - was die Menschen zusammenhält. Dein Buch ist Pflingsten. Auf Menschen zugehen, so wie sie sind und sie beglücken.

Du schreibst kein pfarrherrliches, theologieverbrämtes Buch, wie das vielleicht oder wahrscheinlich von vielen erwartet würde. Aber Du führst - ohne wiederholt davon zu sprechen - hin zur Bedeutung von Vertrauen in sich selbst, in die anderen, in das Andere, in das Ganze.

Du schreibst persönlich, wohlwollend, nie verletzend. Du schreibst lebendig, begeistert und einfach, in thematisch breitem Spektrum aus Deinem überaus grossen und präzisen Wissen, aus Deiner reichen Erfahrung. Dein Schreiben ist belebt durch Dein unverwüstet ruhendes Gedächtnis. Du lässt teilhaben an Deiner ebenso urchigen wie fein gegliederten, breit, demütig, aber energisch aufgestellten Persönlichkeit.

Du machst den Leser glücklich - und hoffentlich Dich selber auch. Das wünsche ich Dir von ganzem Herzen. Wer so viel gibt, darf und soll auch viel empfangen, begleitet und geschmückt von tiefgründigem Dank.

Ich habe Dich spontan besuchen wollen und Du hast mich in Deiner menschenfreundlichen Art eingelassen, zu Dir gelassen. Wir sind uns froh und fröhlich begegnet und haben uns in spannenden Gesprächen belebt. Du schenkest mir zum Abschied Dein Geschichtenbuch. Es wurde mir zu einem Lebensbuch. Nun sollst Du von mir auch ein Buch erhalten, nicht von mir geschrieben, aber Dir gewidmet zu „unvermeidlichem Glück“. Es sei Dir in vielen Formen und Arten immer beschieden.

Gerne wünsche ich Dir viele Hochtouren nun vielleicht vermehrt in Deinen geistigen und geistlichen Gefilden. Ich wünsche Dir den Erhalt Deiner Lebensfülle. Den vielen Deiner Freunde und Mitmenschen wünsche ich unverwüstlich bleibende Resonanz Deiner robusten, leuchtend prägenden, Vertrauen gebenden, feinen Persönlichkeit. Ich kann so schreiben, weil Dich meine Wertschätzung nicht übermütig macht. In Deinem Mut Dich bestärken will sie aber schon.

Dobler (Rene)
TRAX

Walter Klingler

29. Juni 1898 – 27. März 1967



Vor wenigen Tagen fragt mich einer (März 2017): „Gibt es eine Biographie von deinem Vater?“ „Sicher nicht, soweit ich weiß“ meine Antwort, und denke bald darüber nach, und da kommt mir die Antwort: „Das wäre dann ja an mir, eine solche zu schreiben.“ Und meine: „Dann sind Sie als möglicher, ja sicherer Leser bereits gewonnen.“ Ich würde mich dazu sogar kompetent finden. Schließlich bin ich sein Sohn, habe von klein auf viel bei ihm im Büro verbracht. Da ist doch allerhand in meinem Kopf, das noch der Formulierung und der dazu Fixierung harret. Am 27. März dieses Jahres sind es 50 Jahre seit seinem Tod. „Das wäre dazu ein sinnvoller Anlaß, eine Kurzbiografie zu schreiben.

Wie könnte ein solches Schriftchen aussehen? Bereits an Vaters 100. Geburtstag (29. Juni 1998) kam mir der Gedanke: „Vater hat es verdient, dass wir seiner gedenken.“ In der Zwischenzeit hat sich im Kopf sehr vieles zusammengetragen. Beste und letzte Gelegenheit, noch zu retten, bevor alles im gewaltigen Meer des Vergessens verschwindet. Und da hat sich ja auch schon einer, wie erwähnt, bemerkbar gemacht, ein potentieller Leser. Bei diesem großen (!) Bedürfnis und Leserkreis kann ich ruhig mit dem Schreiben beginnen: am 17. März 2017.

Woher stammen die Klingler? Aus Gossau im Fürstenland, St. Gallen. *Klingler*: die Bedeutung kommt nicht von ‚Klingen‘, darum war mein Name in der Primarschule ‚Klingklang‘ schön falsch, sondern vom Beruf des Klingenschmieds, der Waffe. Fürstenland: diese Bezeichnung des Gebietes zwischen Rorschach und Wil kommt von den Stammländern der Fürststäbte des Klosters St. Gallen.

Wilhelm Klingler, vermutlich Bezirksgerichtschreiber in Gossau, war Vater einer großen Familie. Aus dem Nachlass unserer Großmutter Karoline Klingler-Berz hing ein Bild (oval eingerahmt) in unserem Schlafzimmer. Für mich der letzte Blick vor dem Einschlafen, und der erste, wenn uns Mutter weckte, wenn wir zur Schule oder zum Ministrieren gehen mußten. Der jüngste der Kinder auf dem Bild, *Anton*, durfte sich zwischen Vater und Mutter stellen. Die Foto wurde ums Jahr 1888 gemacht, wie hinten am Rahmen geschrieben steht. Es fällt auf, wie mein Bruder *Leo* sich unserem Großvater stark ähnelt: dunkle Augen und Haare und lebhaften Blick.

Ich aber, mit blauen Augen und blonden Haaren, allein in unserer Familie. Da hatte ich meine kindlichen Ängste, wenn der Besuch so dumm fragte: „bist du auch ein Klingler?“ „Stamme ich nicht aus dem gleichen Nest?“ fragte ich mich. Diese Merkmale habe ich von meiner Mutter, von den *Frick*, wird mir dann zum Trost erklärt.

Großvater Anton

Leo Klingler hat seinen den jüngsten Bruder *Anton* von Gossau nach Zürich geholt, wo er eine kleine Bierbrauerei betrieben hatte. Zürich, ein Magnet für viele Tausende Ostschweizer suchten ihr Glück und Arbeit in der großen Stadt. Anfänglich scheint es nicht schlecht gegangen sein. Doch dann ging die Brauerei bald ein, wie mir Großmutter Karoline erzählte. Konkurrenz, und mit der Zeit auch Alkoholismus: es ging schlecht, Großvater fand anschließend bei der *Post* wieder Arbeit. Für das Arbeiterviertel, heute Kreis 4 und 5, wurde er *Fakteur*. Unterhaltlich und gesprächig wie er war, brachte er die neuesten Witze, nicht bloß Briefe und Geld bei seiner Tour in die Runde. Dafür gab es schon früh ‚scharfe Sachen‘ zum Tanken. Nach der Arbeit ging es ähnlich weiter. Das konnte nicht gehen.



Toni will also Karoline Berz heiraten. Sie hat ihre eigene Vorstellung, wie das gehen sollte. Für Großmutter ist ihre kirchliche Gläubigkeit von großer Bedeutung und ein fester Rahmen für die Sache mit dem Heiraten. Da hat sie ihre Prinzipien: „Es wird nur geheiratet, wenn du zuerst mal beim Pfarrer beichtest“. Für Anton, der vermutlich gar nicht mehr kirchlich war und dachte, wie so viele zugewanderte Katholiken, war das schon eine ‚harte Nuß‘, das hat Anton gar nicht gepaßt. So ging sie mit ihm in die Kirche (Peter und Paul), wie es sich gebührt und damals vorgeschrieben war, und stand so lange vor dem Beichtstuhl, bis er die Lossprechung erhalten hatte und wieder herauskam.

Diese Geschichte habe ich direkt von Großmutter. Das katholische Leben in den Stammländern, wie im st.gallischen Fürstenland oder in Zürich in der Diaspora

war sehr verschieden. Ist man katholisch, dann lebt man auch darnach: sonntags und werktags.

Das war neu für Toni.

Um das Jahr 1896 hatte er seine künftige Frau gefunden, *Karoline Berz*, aus dem Winzerdorf an den Lägern, *Wettingen*. Auch sie arbeitete in Zürich, vermutlich in einem Haushalt. Die Berz sind eine große Familie. Von Karoline habe ich die meisten Informationen. Ich habe als Bub ihr gerne zugehört, wenn ich bei meinen Verwandten in Zürich in den Schulferien weilte. Sie konnte recht kurzweilig und gesprächig über ihre Familie berichten.

Der Ehe von Anton und Karolina sind zwei Kinder entsprungen: *Walter*, mein Vater 1898 und *Hulda* 1905. Das Familienglück, wenn es überhaupt eines war, dauerte nicht lange. 1910 ist Anton gestorben, gerade mal 40 jährig. Leberkrank, der Alkohol hat ihn früh eingeholt. Auf seinen Postbotengängen, und besonders nachher dann, ist er in seiner Stammbeiz zu finden, beliebt durch seine Späße. Er wußte die schönsten Geschichten Witze zu erzählen. Für die Familie kaum Halt und Hilfe.

Frau Karoline weiß, wo sie ihn suchen kann, wenn, wie 1909 Walter schwer an *Diphtherie* erkrankt und ins Spital gebracht werden sollte. Doch das beeindruckt Anton kaum, wie mir mein Vater viel später bitter erzählte. Der chirurgische Eingriff gelingt mit einer Ersatzluft-röhre. Dank der chirurgischen Kunst von Prof. Dr. *Cleremont* wurde Vater damals gerettet. Als guter Freund der Familie und als Katholik hat er für seine Eingriffe nichts verlangt. Krankenkasse gibt es noch nicht. Doch die Katholiken in der Zwinglistadt helfen einander.

Mein Vater hatte noch 35 Jahre später vor Fischgräten großen Respekt. Darum durften wir am Freitag, wenn es am Familientisch Fisch gab, ausnahmsweise nicht schwatzen, wie ich mich noch heute gut erinnere, er wollte konzentriert den Fisch verspeisen. Großvater Anton starb mit erst 40 Jahren, verließ die Familie in bitterer Armut.

Er war, wie mir Vater Walter erzählte, ein guter Schwimmer, Springer und Taucher im Zürichsee, und ein *Wachträumer* (Somnambul), wie wir Klingler gerne gewesen sind. Er soll nachts einmal aus dem Fenster gesprungen sein, und dank einer dichten Baumkrone sanft über der Straße gelandet sein. Auch Großmutter mütterlicherseits soll als Wirtin im Restaurant ‚*Scheidweg*‘ in Wil, gemäß meiner Mutter, im Traum sämtliche Trinkgläser auf die Tische gestellt haben und nicht ein einziges zerschlagen haben. Auch bei mir war Traumwandeln noch aktuell: als Vater mal abends spät von einer Sitzung nach Hause kam, hat er mich im Garten angetroffen und mich wieder zurück ins Bett gebracht. Das Gleiche habe ich in Sarnen als Präfekt im Konvikt erlebt, wenn unsere Jüngsten auf „Wanderung“ gingen, und durch Gänge und Stiegen ‘täpeläten‘. Man erkennt ihren Traumwandel an der Art ihres Gehens. Ich hab sie dann ohne mit ihnen zu sprechen ins Bett begleitet.

Schule und Studium

Nach der Sekundarschule in Zürich konnte Walter dank der Großzügigkeit von Zürcher Katholiken an die Kantonsschule in Lausanne und an eine Lehramtsschule im französischen Jura besuchen. Über diese Zeit hat er nie viel gesprochen. Das war 1913. Als der Krieg ausbrach, ist er als Ausländer kurze Zeit interniert gewesen, und anschließend wieder in die Schweiz abgeschoben worden.

Weil er schon früher als Schüler für die „*Neue Zürcher Nachrichten*“ Berichte über das Pfarr-eileben und die katholischen Vereine abfaßte, hat man ihn in den Redaktionsstab gleichsam in die Lehre aufgenommen, um in diesem Handwerk mehr Erfahrung und Kenntnisse zu erwerben.

So nebenbei erwähnt: in jenen Jahren hatte die NZN sogar eine höhere Auflage als die NZZ. Walter hat so unter dem strengen, erfahrenen Meister des Faches, Nationalrat Dr. *Georg Baumberger* die ersten Fußstapfen des Journalismus gehen gelernt. Von dieser Zeit hat er mir viel

erzählt, ja Baumberger war für Vater der hochverehrte Meister, ja ein väterlicher Freund: für den jungen Walter Klingler, dem in seinem wichtigen Lebensabschnitt der eigene Vater fehlte. In seinem Büro hing ein großes Bild von Baumberger. Übrigens gibt es seit einiger Zeit in Zürich einen „Georg Baumberger Weg“.

Die Technik der Textverarbeitung und Aufbereitung für die Druckerei: dafür hat er alles rezykliert, die Innenseiten der Briefumschläge, alles, was noch eine unbeschriftete Rückseite hatte, benutzte er als Material für das Manuskript, brauchte viel Leim, und oft war ein Manus meterlang. Angaben für Schrifttyp- und Größe, Titel und Situation in der Zeitung. Schere, Tintenstift und Schere seine täglichen Werkzeuge: eben die damalige Bürotechnik in der Redaktionsstube.

Militärdienst und Weltkrieg

Vater ist 1916 in Zürich in die RS eingerückt. Der Krieg dauert schon zwei Jahre. Entsprechend preußisch waren Drill und Ton, General *Wille* läßt grüßen. Anschließend an die Rekrutenschule wird Füsilier Klingler in die Unteroffiziersschule ‚befördert‘. Als Korporal steht er mit seiner Gruppe an der Grenze im *Pruntruter* Zipfel Wache, weit weg von Nachschub und Kontakt mit seiner Kompanie. Verpflegung nicht bloß für die Bevölkerung sondern auch für die Truppe sehr mangelhaft.

Im dortigen Waldgebiet ist recht oft Wild zu sehen.

Ich bin einmal auf sein *Dienstbüchlein* gestoßen. „Hast du nie „scharfen Arrest ‚bekommen?“ fragte ich ihn, als ich das Büchlein durchblättere. „Doch, aber sie konnten es nicht nochmals eintragen, weil kurz darauf alle Unterlagen verschwanden. In das Kompaniebüro in Delsberg war eingebrochen worden, und die Unterlagen waren unauffindlich. „Ja warum hast du denn ‚scharfen‘ bekommen“ fragte ich Vater. „Wegen unserer exponierten, sehr schlechten Lage, unseres Postens im Grenzgebiete des Jurazipfels war die Versorgung schlecht. Wir hatten oft einen hohlen Bauch. Und als einmal ein Hase vor den Lauf meines Gewehrs lief, da habe ich abgedrückt. Es kam wieder einmal eine Kontrolle, weil wir verpiffen worden waren: und es fehlte tatsächlich eine Patrone.“ Folge: Kiste!

Sie wollten mich in die Offiziersschule ‚zwingen‘, was mir gar nicht paßte. Da bin ich beim Reiten immer wieder vom Roß gefallen, bis sie mich heimschickten.“

In jenes Milieu, die Offizierskaste, hat Vater gar nicht gepasst. Preußisch, deutsch-freundlich. Als jüngster in der Redaktion NZN hatte er auch die eingehende Post zu erledigen, das heißt die berüchtigten Päckli aus dem Welschland zu öffnen, mit stinkigem Inhalt: menschlicher Kot. Die deutsch-schweizer Presse war im Krieg generell zu parteiisch und deutschfreundlich. *General Ulrich Wille* war in Hamburg geboren, dem deutschen Militarismus mental sehr nahe: eine politische Belastung für die ganze Schweiz.

Da gibt es eine schöne Anekdote von einem Sohne eines Schweizer Konsularbeamten aus der Nazizeit: Besuch einer Nazigröße in der Schule. Er fragt den jungen Schweizer: Wo bist du geboren? Hier in Hamburg. Dann bist du also Deutscher? Nein! In der Schweiz bleibt man Schweizer, auch wenn man nicht in der Schweiz geboren wurde. Wissen Sie, wenn ein Pferd auch in einem Schweinestall geboren wird, wird es noch keine Sau.

Der Arbeit meines Vaters habe ich jahrelang zugeschaut und konnte über die zwei Wochen, wenn Vater in den Ferien weilte, selber Redaktor spielen. „Schaust dir die Zuschriften der „Korrespondenten“ aus den Nachbardörfern an, korrigiere, streiche kritisch. Du hast im Gymnasium doch schon Einiges gelernt“. Ich war stolz, solches Vertrauen hat mir Vater geschenkt! Pater Johannes, unser Deutsch, Griechisch, Latein und Italienischlehrer bin ich sehr, sehr zu Dank verpflichtet. Bei ihm habe ich unsere Sprache eingeübt und gelernt.

Ich mußte in den langen Schulferien viel Korrekturen lesen und kam, als Nebenprodukt kam ich so in die Politik und den Kriegsverlauf gratis hinein. Den Krieg 1939-45 habe ich auf diese Weise aktuell verfolgt.

Dabei habe ich es sogar gewagt, Vaters Schreibstil, der ziemlich schwulstig, ja pathetisch war, gelegentlich zu verbessern. Ein weiteres Nebenprodukt des Korrekturen Lesens: später als Lehrer in Sarnen: Fehler bei den Prüfungsarbeiten der Schüler suchen. Den Rotstift immer zur Hand: das ist das „Lehrerblut“ die rote Tinte.

Einmal habe ich Mutter wegen Vaters Schreibstil gefragt: sie meinte sehr rücksichtsvoll und subtil: „Weißt du, die Zürcher Schulen waren eben nicht so gut wie die St. Galler.“

Das Postfach



Damit sind wir Kinder aufgewachsen. Den Schlüssel am Hals oder am Schülerthek, am Sonntag in der Tasche, der Heimweg nach der Schule geht immer über die Post mit Mäppchen. Abwechslungsweise Leo oder ich: wir die treuen Mitarbeiter in Vaters Redaktionsbetrieb. Ich begreife Vater, dass er nicht sehr begeistert war, dass auch Leo nach Sarnen an die Schule kam, ganz abgesehen von der hohen finanziellen Belastung des Familienbudgets.

Einmal, es war am Stefanstag. Leo hatte den Postfachschlüssel verloren. Neben dem Restaurant „Tempel“ bei der St. Peterkirche muß der Schlüssel tief im Neuschnee liegen, denn ich beobachtete Leo, wie er das Nastuch aus der Tasche zog und vermutlich den Schlüssel auch mitzog. Das Postfach war unter diesen Umständen nicht zu leeren. Und zuhause gab es eine Szene, die zum Festtag gar nicht paßte.

So sind wir beide wieder zurückgegangen, haben im frischen Schnee den Ort des

„Schneuzens“ durchwühlt: und siehe da: wir fanden ihn, den inkriminierten Schlüssel, und können beruhigt mit der Post zum Mittagessen zurückkommen.

Ja, wir beide waren praktisch immer im Dienst. Immer zu Vaters Diensten, Leo etwas mehr mit seinen flinken Beinen, ich mit Korrekturen. So haben wir uns ganz gut ergänzt. Und irgendwann kam dann das Blatt heraus. Nicht so pünktlich, wie heute die Tageszeitungen. Zeitlich gab es in den Jahren, da ich noch zuhause war, einige Pannen: durch schlechtes Management, usw, so wie es eben in einem Kleinbetrieb zu erwarten ist.

Der Journalist

Baumberger hat den jungen Journalisten in die weite Welt hinaus geschickt. Nach *Berlin*, wo er mit *Carl Sonnenschein*, 1876-1929, dem berühmten Studentenseelsorger, in Kontakt kam. Nach *Wien*, wo Prof. Dr. *Ignaz Seipel*, 1876-1932, dann nach Rom, wo er *Don Luigi Sturzo* getroffen hatte. In Paris profitierte er dank seiner Sprachenkenntnis, die er in Lausanne und Frankreich erworben hatte, rasch von den Vorzügen und dem Reichtum dieser Stadt.

In Zürich selbst hat er der Pfarrei St. Josef einen gleichaltrigen Zuwanderer kennen gelernt, der aus dem abgelegenen Walserdorf *Bosco/Gurin* im *Maggiatal* stammte und an der Zürcher Kunstgewerbeschule studierte, ein künftiger Graphiker: Ein typisches *Walsergeschlecht: Toma-Michel*. Von seinem Atelier, ein Werk von ihm: stammt das KNORRLI, auf allen Suppenverpackungen schaut es dich beim Würzen mit vollen Backen an. Vater erzählte oft von ihm, es war sein Freund aus den Tagen in der Pfarrei St. Peter und Paul. Beide waren damals dort aktiv.



Vater hat mir oft von seinen Kontakten mit den Jesuiten in den europäischen Hauptstädten erzählt. Weil er keinen Mittelschulabschluss mit Matura besaß, waren seine Zukunftspläne oder besser seine geheimen Wünsche nicht realisierbar: Jesuit zu werden. Es blieb ein Traum! Dafür hat er später mir, seinem ersten Buben, den Namen des Gründers des Jesuitenordens, den Heiligen *Ignatius*, den Gründer der Jesui-

ten geben wollen.

Doch Mutter war dagegen, die Nazis kamen damals gerade auf. Da bekam ich als ersten Vornamen *Felix*, den Namen des Stadtpatrons von Zürich. Der Name ‚*Regula*‘ konnte nicht mehr verwendet werden, ein Mädchen war schon da und keines nach mir: nämlich mein Bruder *Leo*.

1923 ist die Redaktorenstelle des ‚*Wiler Boten*‘, einer Lokalzeitung ‚im sankt gallischen Wil, in der engeren Heimat der Klingler, zu besetzen. Vater ‚greift zu‘. Er möchte einen neuen Posten, allein verantwortlich wirken. Die Lehre in Zürich bei Georg Baumberger hat ihn stark geformt. Er war wohl auch kein Teamplayer.

Der Redaktor

Jetzt kann er selbständig wirken. Das Lokalblatt erscheint viermal wöchentlich. Das ist günstig: da der Lohn für die Familie knapp reicht, hat er noch genügend Zeit und Kraft für Nebenbeschäftigungen, und auch ein etwas höheres Einkommen für die geplante Familie. Noch als Jungeselle hatte er sein Büro im Parterre an der Hofbergstraße 25, nicht weit von der Druckerei *Frey-Fischer*. Das Paar *Frey-Fischer* stammte übrigens aus *Muri* und *Merenschwand*.

Im kalten Winter 1924/25 geht er hinter der Oberen Vorstadt oft auf das Eis. Beim Schlittschuhfahren und Pirouetten drehen und schwingen, was man ja später als Politiker nicht selten

auch tun muß, da trifft er seine Lebensgefährtin *Bertha Frick* aus dem „*Scheidweg*“, einer Bauern- Viehhändlerbeiz an der Oberen Vorstadt in Wil. Gleich im selben Jahr heiraten die beiden im *Wesemlin* in Luzern. Es ist der 15. August 1925: die Hochzeitsreise geht auf die *Frutt* im *Melchtal*. Aber das Maultier kommt wegen eines starken Schneefalls viel zu spät nach und die beiden frieren in dieser winterlichen Umgebung in ihrer leichter Hochzeitskleidung ziemlich.

Der *Nachwuchs*: 1926 kommt Hildegard, Felix 1928 und Leo 1930.

Die kleinstädtische Leserschaft des „*Wiler Bote*“, KK-treu hat anfänglich ziemlich Mühe mit dem Stil des jungen Zürchers aus der Diaspora. Man ist schon auch katholisch: aber... Mutter hat als *Wilerin* Vater nicht selten einen guten Rat gegeben und ihm klar gemacht, was man in Wil gar nicht goutiert. Liberale *Wiler*, die das Sagen haben, so habe ich später gehört, meinten und beinahe gedroht: „Wir können dem Zürcher Heißsporn den Brotkorb schon höher hängen“.

Sozial-Politiker

Anfangs des 20. Jahrhunderts sind – gegen die roten Gewerkschaften Christlich-soziale Partei und Gewerkschaft gegründet worden, siehe die Päpstlichen Enzykliken (*Rerum novarum* und *Quadragesimo anno*). St. Galler Politiker wie Nationalrat *Josef Scherrer* und *Canonicus Jung* haben die Impulse aus der neuen Universität Fribourg übernommen. Am 50. Jahrestag seit der Gründung durfte ich 1969 die Festpredigt in der Kirche von St. Finden/St. Gallen zu halten. Vater hat seine christlich-soziale politische Überzeugung und das soziale Denken aus Zürich nach Wil mitgebracht und hier die lokalen Organisationen mitgegründet. Er war aber kein Klassenkämpfer.

Ein neues Erziehungsgesetz

Was hat Vater ohne viel Werbung den Weg nach Bern geebnet? Nach so langen Jahren können einzelne, damals bedeutende Fakten, vergessen gehen. Vater hatte im Kantonsrat, dem er viele Jahre angehörte, eine heikle und wichtige Aufgabe zu bewältigen: ein neues *Erziehungsgesetz*. Das kantonale Schulwesen sollte in neue Bahnen gelenkt werden. Die Zeit war reif dazu. Es mußte etwas geschehen.

Die Gemeinden, auch die beiden großen Konfessionen waren involviert. Im Kanton bestanden seit Jahrzehnten, bis ins 18. Jahrhundert zurück in jeder Gemeinde verschiedene Schulgemeinden: besonders in konfessionell gemischten Gegenden des Kantons gab es katholische und evangelische, auf Primar- und auf Sekundarschulstufe je eine. Ein Erbe von den Äbten des Klosters St. Gallen, wohl auch aus ökumenischem Denken heraus gebildet.

Die Nachteile dieses Systems wurden im 20. Jahrhundert immer gewichtiger: es wurde immer komplizierter zu verwalten. Keine Anpassung an die Veränderungen wegen der Mobilität der Bevölkerung. Der Rat bestellte eine große Kommission unter dem Präsidenten von Kantonsrat Dr. *Good* Gerichtspräsident, von Mels. Nach dessen Abwahl bei der folgenden Großratswahl musste wieder ein Präsident bestellt werden. Die Wahl fiel auf *Walter Klingler*, Wil. Neben der Sozialpolitik hatte er viel Erfahrung und Wissen in Schul- und Erziehungsfragen.

Der Abstimmungskampf

Die ‚Sache‘ war noch nicht entschieden, obwohl der Große Rat der Vorlage zugestimmt hatte. Die Opposition war fast unsichtbar: viele Pfarrer waren gegen eine Änderung der an sich guten, aber zu komplizierten Organisation, die den neuen Bedürfnissen nicht mehr genügte. Wo lagen

ihre Schwächen? Die vielen staatlichen Strukturen wurden immer unübersichtlicher und teurer, wegen oft zu kleinen Klassen war die Zusammenarbeit mit benachbarten Gemeinden zwingend, aber wenig erfolgreich. Dann hat aber der Verlust an politischer Macht und Einfluß viele Pfarrer beängstigt. Einer guten Seelsorge und Betreuung der Gläubigen stand allerdings nichts im Wege.

Kaum neuer Präsident der vorberatenden Kommission reist Vater *nach St. Gallen zu Bischof Josephus Meile (Dr. jur. utr. in Fribourg)* Der Bischof studierte das geplante Gesetz und fand, dass auch die Kirchen ihre Zustimmung ohne weiteres dazu geben können und sollten.

Wie verlief der Abstimmungskampf? Ein Sieg war anfänglich gar nicht sicher. Vater ist während Wochen zur Information durch den ganzen Kanton zu den vielen Gemeinden gereist. Wie auch heute noch werden vor Abstimmungen unsachliche Argumente, auf tiefer Ebene, und polemisch bis gehässig, hervorgebracht.

Vater sagte mir, dass ihn am meisten schmerzte und überraschte, dass viele Pfarrer dagegen waren, hatten aber die Abstimmungsunterlagen und den Gesetzesentwurf gar nicht gelesen. Der Machtverlust beängstigte sie, machte viele blind und taub. Auch die Evangelischen stehen zur Reform des st. gallischen Schulwesens. Die Abstimmung verläuft positiv, das neue Gesetz wird am 7. April 1952 in Kraft gesetzt. Vater hat ganz still seinen Sieg verkostet. So war sein Weg nach Bern ohne große Werbung fein geebnet. Die eidgenössischen Wahlen gingen im Oktober 1951 über die Bühne.

Ich war damals seit September 1949 Novize in Gries/Bozen.

Rebellion in den eigenen Reihen

Anfang des Jahres 1947 gibt es eine kleine Palastrevolution: eine skurrile Situation. Hans *Bernet* und *Bannwart*, der bekannte ewige Student, haben an einer Parteiversammlung der KK von Wil den Parteiausschluss von Vater aus der Stadtpartei erreicht. Er weilt zu der Zeit in Zürich an der Beerdigung seiner Mutter, Karoline Klingler-Berz. Dabei ist er gleichzeitig Präsident der Kantonalpartei. Ich habe nie erfahren, worum es eigentlich gegangen ist. Für Vater nur ein seltsames Intermezzo. Er hat sich nie darüber geäußert. Es ging kaum um Sachfragen, sondern wohl um die Macht. War Vater zu mächtig? War das der Grund der Opposition? Der Spuk ist bald vorbei. Die beiden Rebellen haben keine politischen Würden mehr angestrengt. Eine Bemerkung sei noch gestattet: in der Politik kommt glattes Reden, scharfzüngiges Schwatzen auch beim ‚guten‘ Stimmvolk überraschend gut an. Ich denke an die Wahl in den USA, wo *Donald Trump* eine stolze Demokratie zum Staunen der ganzen Welt für sich gewinnt!!

Die Mär von der perfekten Demokratie: wer besitzt sie und wer lebt sie auch? Wir Schweizer denken: Wir haben sie. Doch noch nicht so lange, und nicht so, wie wir meinen und vorgeben.

Der Vater

Seit so vielen Jahren trage ich das Bild meines Vaters in mir: und heute, an seinem 50. Todestag, dem 27. März 2017, darf ich es wohl auch zeichnen, soweit dies eben möglich ist.

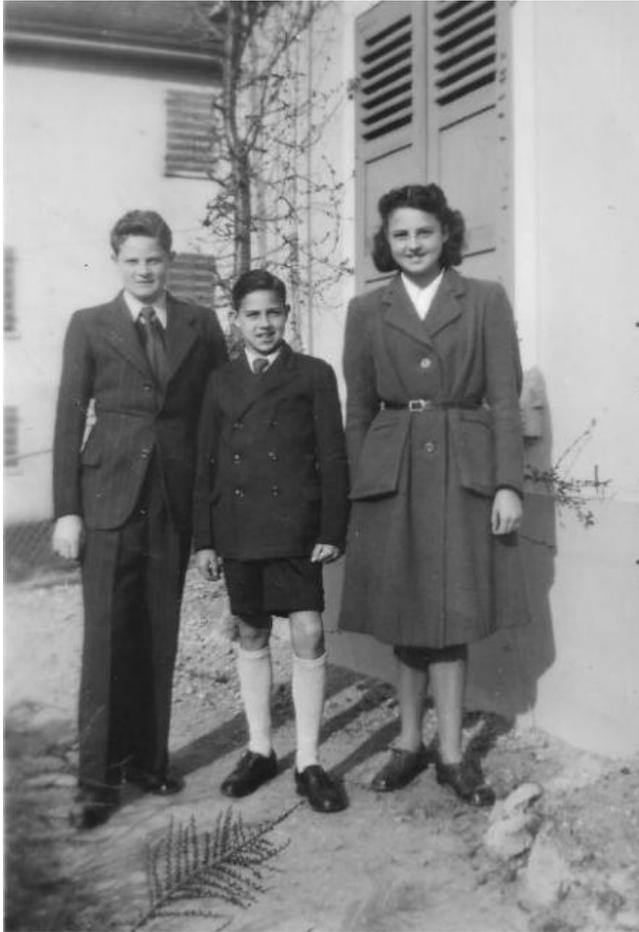
Als Journalist und vor allem als Politiker liebte er deutliche und grelle Farben, leichte Überzeichnungen.

...sonst stirbt man.

„Nie einen blanken Draht berühren.“ Das ist gefährlich. Bei einem Sonntagsspaziergang zum Hofberg hinauf sieht Leo, er ist 3-4 jählig, einen Hirtenzaun. Er will es wissen, was dahinter steckt, in diesem Draht, der die Kühe ‚weidet‘, und berührt ihn kurz. Ein kurzer Zwick. Er

erschrickt stark und schreit zum Vater rennend: „Papa, läb i no?“ Alles lacht, nur er zu Tode erschrocken.

„Nach frischen Kirschen darf man nie Wasser trinken“, so Vaters Mahnung, „sonst stirbt man“. Und unmittelbar vor den Alleeschulhaus: ein Brunnen. Ich spüre Durst, trinke von der Röhre. Da kommt es mir, dem Erstkläßler, in den Sinn: das darf man nicht, sonst stirbt man... Im Schulzimmer bei Lehrer *Willy Andres* sitze ich angstvoll an meinem Platz, habe keine Ahnung, wie man stirbt und warte auf den Tod. Doch es geschieht nichts, ich warte und warte, und als die Glocke läutet, renne ich mit den andern glücklich hinaus. Ich lebe noch!



Im Internat in Sarnen, war ich ein ganzes Jahr ohne meinen Bruder Leo. In den Sommerferien erfahre ich, dass er in die 7. Klasse mußte, den Sprung in die Sekundarschule nicht schaffte. Leo muß auch nach Sarnen kommen, hier kann er dann anschließend mühelos in die Handelsschule übertreten. Doch wer kann das noch bezahlen? Alle Kosten von Schule und Internat für uns Drei machen das ganze Jahresbudget der Familie aus.

Mutter und ich haben einen Plan: wir gehen miteinander zu unseren bäuerlichen Verwandten, die uns den Kredit vorstrecken. Doch wer sagt's dem Vater? Noch mehr Schulden! Und Vater hat seinen flinken Leo nicht mehr. Ich sag's Vater. *Fait accompli*. Er wird wütend, hatte gerade eine Ischias Attacke und liegt im Bett. Doch er beruhigt sich, und nach den langen Sommerferien ziehen wir beide ins Kollegium. Die Eltern sind nun allein zuhause. Ruhe kehrt ein! Auch etwas!

Vater hat sich eben schnell erregt, konnte bald wütig werden. Besonders, wenn er an einem Leitartikel laborierte oder noch ein Protokoll zu verfassen hatte, dann durften

wir beim Spielen im Garten nicht lärmern, sonst war Feuer im Dach. Wir kannten ihn und haben unsere Lehren daraus gezogen.

In der Zeit am Ende eines Trimesters waren die Zeugnisse aus Sarnen zu erwarten. Da habe ich diese Post gelegentlich so lange zurückgehalten, bis das Wetter heiter war, und den Brief mit den Noten und Disziplinbemerkungen über Leo und mich später in die aktuelle Post hineingeschoben.

Damals ist mir gar nicht so recht bewußt geworden: die Ausbildung von uns drei Kindern in Internatsmittelschulen kostete weit mehr als wir uns überhaupt leisten konnten. Vater meinte oft: was ich nicht konnte, das sollen meine Kinder dürfen. Doch es hat ihm gegraut, wenn er an die Rückzahlung der Studiums Gelder denken mußte. Nach seinem Tode waren sie noch nicht alle getilgt. 20 Jahre später, mit dem Verkauf des Hauses auf dem Scheibenberg, war dies möglich. Leo hat selber viel abbezahlt. „Ich werde alles unternehmen, dass ihr Drei jene Schulen besuchen könnt, die für euer späteres Leben entscheidend sind.“, hat Vater oft gesagt.“

Von Banken war nichts zu erwarten. Wie schon erwähnt: vermögende verwandte Bauern gaben uns Kredit: keine Sicherheit, reines Vertrauen!

Ein soziales Herz

Am Abend, wir sind am Abendessen, da läutet es, wie so oft. Ein Arbeiter Kind ist von den Eltern zum Klingler geschickt worden. Sie haben kein Geld mehr, wie damals die Klingler Kinder in Zürich vor vielen Jahren. „Wenn eine Familie kein Geld mehr hat für Brot und Milch. *Nie* jemand mit leeren Händen fortschicken. Merkt euch das!“ Wie oft hat uns Vater dies gesagt! Not haben auch wir erlebt. *Nie, nie!*

Große Kinderschar. Man kennt die Familie. Ich werde an die Haustüre hinunter geschickt: mit 20 Franken. Von der ‚Winterhilfe‘, die der Vater ‚verwaltet‘. Da kam einmal unverhofft die staatliche Kontrolle. Er hat kaum mal etwas aufgeschrieben. Es wurde mehr ausgegeben. Aus Mutters Haushaltsgeld! Es gab einen Rüffel.

Die Armen sind ihm ans Herz gewachsen: heute ganz aktuell bei diesem Papst *Franziskus*.

Wir Kinder hatten immer genug zu essen, bescheiden das schon. Die Bratwurst bekam nur Vater, die am Abend für lange Sitzungen reichen mußte. Von den kinderreichen Familien bekam Vater während des Krieges oft ‚Butter-‘ *Rationierungsmärkli*, und schickte uns beiden (in der kälteren Jahreszeit) Butter, gut verpackt ins Internat, wo Butter auch nicht oft auf den Tisch kam. Butter war einfach zu teuer.

Nach dem Tode seines Vaters Anton fiel die Familie in die Armut. Walter bekam die *Rachitis*, die Krankheit wegen Mangelernährung, die sich später immer wieder in negativen Folgen bemerkbar machte. Wenn er uns Butter nach Sarnen schickte, war uns kaum bewußt, dass sich noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts viele Arbeiterfamilien sich keine Butter leisten konnten.

Vater hat mich einmal, wenige Wochen, bevor er starb, unvermittelt gefragt: „Wenn du heute zurückschaust, wie findest du die Erziehung in deiner Jugend?“ Auf diese Frage hatte ich im Augenblick keine Antwort bereit. Ich war etwas überrascht und nicht gefaßt. Auf der Lippe hatte ich nur das Hervorstehende, das Besondere. „Du hattest sehr viel Verständnis für mich, damals, als ich so voll in der Pubertät war. Viel hatte sich in mir verändert. Wenn ich später als Präfekt von 60 Buben sehen mußte, wie viele Väter mit ihren Söhnen plötzlich ihre Mühen hatten, wenn diese in die Jahre von 14 bis 18 traten. Als ob sie nicht selbst sich als Reifende erfuhren, und fragten sich unwillkürlich: Ist das noch mein Sohn?“

Da hast du Geduld mit mir gehabt. „Ich kann heute mit Befriedigung die Worte von Papst Franziskus zitieren: „Ohne Veränderung kein Wachsen, kein Reifen. So ist es ja auch in der Natur.“

Sein Herz kann nicht mehr. Er ruft mich an: „Bitte, komm zu mir! Es geht nicht mehr lange!“ Ich darf nicht. „An Ostern geht man nicht auf Reisen“. In der Nacht auf den Ostermontag stirbt er. Ich kann ihm in seinen letzten Stunden nicht beistehen, wie er mich gebeten hat. Die Nacht ist klar. Der Ostermond scheint fröhlich über die Landschaft. Wir plaudern ahnungslos: *Leo Schürmann, der bekannte CVP-Politiker* und ich. Er hat vorher im Theatersaal Vorträge für Jungwachtleiter der Deutschschweiz gehalten. Später treffe ich in Bern Leo Schürmann wieder: „Ist ihr Vater damals in jenen Stunden gestorben, als wir bis tief in die Nacht miteinander plauderten?“ „Ja, so war es“. Er starb ganz allein ohne mich.

Mehr mag ich nicht sagen. Ich war lange traurig.